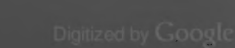
JOHANN GOTTFRIED VON HERDER'S SÄMMTLICHE WERKE ...

Johann Gottfried Herder,
Karoline Herder, ...

Digitized by Google

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google


Digitized by Google

Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke.

Zur Philosophie und Geschichte.

Erster Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

Digitized by Google

47563.12

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF
W. S. [illegible] GARDNER
NOV. 15, [illegible]

Digitized by Google

Joh. Gottfr. v. Herder

Die Vorwelt.

Herausgegeben

durch

Johann von Müller.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Vorrede des Herausgebers	3
I. Die Denkmale der Vorwelt.	
Erstes Stück	15
Zweites Stück	33
II. Persepolis.	
1. Persepolis. Eine Muthmaßung	57
2. Persepolis; von Niebuhr	92
III. Persepolitanische Briefe.	
An Niebuhr	113
— Tychsen	122
— Heyne	132
— Stieglitz	148
— Meyer	165
— Heeren	177
— Eichhorn	185
— Wahl	191
— Kleuker	204
— Gatterer	217
— Tiedemann	228
— —	240
— Müller	251

Digitized by Google

Seite

An denselben 266
— Zoroaster 273
— Hom 286

IV. Dschemschid nach den Sagen der Morgenländer.
1. Dschemschid nach Abu'l Kassem Munsur el Ferdusi's Shah Nameh . 295
2. Dschemschid nach Mohammed Sohn Shawend Sha Sohn Machmud el Mirchond 321

V. Proben persepolitanischer Figuren in 5 Kupfertafeln 346

Digitized by Google

Die Vorwelt.

Herausgegeben

durch

Johann von Müller.

Digitized by Google

Vorrede zu Persepolis.

Bei Eröffnung des historischen Theils der Schriften des verewigten Verfassers treten wir nicht in akademische Conferenzen über die Erörterung der genauen Wahrheit einzelner Thatsachen; und nicht an einen Schrank, der die mühsamen Sammlungen und schweren Untersuchungen gelehrten Fleißes enthält: Wir sind an der Pforte eines Tempels der verblichenen Jahrtausende und Jahrhunderte, deren Geschlechter an Säulen, unzerstörbarer als Tshilminar, Schilde aufgehängt, welche die Summe ihres Strebens, Thuns und Leidens enthalten. In diesen Hallen wandelt Herder, der Seher, eröffnend den verborgenen Sinn vor einer Menge, die, gleich dem Kämmerer der Königinn Kandace, verwundernd liest und mehrmals liest, und nicht faßt, von wem die Schrift spricht. Man glaubt, von Staaten, die nicht mehr sind, für eitele Mühe gleich eiteln Ruhm: und von uns zeugen die Tafeln, von dem Menschen, wie er war, ist, und wird. Hier ist weniger Erzählung als Deutung; darstellende Auslegung ists: der Prophet

faßt, schaut und zeigt. Wer Augen hat zu sehen, wer Ohren hat zu hören, der komme, zu finden Weisheit, Kraft und mannichfaltigen Trost.

Ueber dem ersten Theil Dunkel und Stille. Aus Trümmern, Gräbern, redet in unarticulirten Tönen (wie man sich die aus dem Geisterreich denkt) eine unbekannte Vorwelt zu uns herab. Es gehen, in vielen Verwandlungen, die Gottheiten Indostans, es gehen, mit hundert Nationen umgeben, die pishbadischen Altväter, Iran's Monarchen mit geheimnißvollen Gestalten vorüber. Wie bei ungewissem Schein halberleuchteter Mitternacht, vom Schauer des Alterthums ergriffen, verfolgt, mit unbefriedigter Neugier, der Leser den wunderbar feierlichen Zug.

Die stumme Steinsprache unterbricht im zweiten Theil der erste Laut menschlicher Brust. Woher die Sprache? Man tritt in Verbindung der Seelen zu Seelen; das Band ist gefunden, das Leben der Gesellschaft erfüllet die Welt. Bei dem Gewühl der sich verbreitenden Geschlechter der Menschen, dem zahllos mannichfaltigen Dichten, Trachten und Glück der Millionen Väter und Brüder, dem unerschöpflichen Reichthum der Gedanken, des Beginnens, der Schicksale, wer wagt aufzustehen, um den Plan zu zeigen, den Faden von Gottes unsichtbarem Thron

allumfassend bis auf das Leben des Wurms! Bedenke, Sterblicher, Tithons Geschick, und freue dich Aurorens: alles altert, ergreiset, sinkt; alles erneuert mit unversiegbarer Kraft die Natur: so daß allezeit alles ist, wir aber für die Uebersicht zu kurzlebend sind. Hier hilft des Ewigen uns eingedrücktes Sigill: die Kraft der Vergegenwärtigung dessen was war, und Blicke in die Zukunft. Einige Mathematik und Physik hat in unübertrefflicher Vollkommenheit die Natur auch Thieren gegeben: Jahrtausende hinauf Dshemshid'en sehen, im heiligen Saal der Königsburg den Völkern Iran's Ordnung und Recht spendend; über unsere Zeit Livius hören, sterben lernen von Leonidas, und Volksbefreiung von Tell, das, Menschen! kann nur der Mensch. Auch eine Philosophie der Geschichte ist, wenn allzukühn, ein doch edler Flug, worin wir Herder'n im dritten Theil gern folgen. Als Jüngling that er ihn; wie oft im Alpgebürg der muthige Adler die junge Kraft am liebsten um die erhabensten Gipfel versucht. Als in wachsenden Jahren gereifte Weisheit ihn zum Seher der Zeiten und Völker erkohr, und der Muth, je fester desto bescheidener ward, sprach er hierüber Ideen aus. Was die Welt, was die Erde und alle ihre Bewohner, was anderen und uns selbst wir sind, und welche Lehre

jeder verschwundene Staat hinterließ, wird hoch und rein, wie sich sein Geist erhob, hier gezeigt. Alsdann des Reisens durch die langen Menschenalter müde, und nicht gleichgültige Zuschauer der immer neu drohenden Unfälle, laßt uns, der Unsterblichkeit voll, Palingenesie wünschend, auch ohne Furcht neuer Wanderungen, im Land der Seelen Ruhe suchen; es ist das Vaterland; Lösung der Räthsel sollen wir dort finden.

Des Tempels Halle sahen wir; gedeutet der Vergangenheit Tafeln; von der Zukunft wurde etwas durch den Flor erblickt: diamantne Klammern, in des unerbittlichen Styx tausendfach versteinernde Wasser getaucht, erlaubten nicht, den Flor zu lichten. Uns, in die einsame Celle den Seher begleitend, entzückt der Anblick vieler einzelnen Bildnisse an Wort und That großer Männer, auf zwei Seiten, eine der Humanität, die andere der Adrastea geweiht, auch zerstreut einige, glänzen sie, wohlgetroffen, von Moses bis Lessing, die ruhmwürdigen Weisen. Ihnen wollen wir ihn selbst anschließen, den die Götter genommen, den unsterblichen Lehrer und Freund. Herder's Leben, wie er gegen die Widrigkeiten des Glückes, manche Mißverständnisse, manchen verstimmenden Einfluß der Menschen mit inwohnender Kraft sich durchgekämpft; wie reichlich

eine hohe umfassende Idee, worüber er die Welt vergaß, ihn oft belohnt; wie er in der That war, und die Summe der Mühe aller seiner Tage und die Frucht seiner schönsten Stunden, diese Darstellung wird schließen. Vollendet ist, o Deutschland, deiner Vortrefflichen einer; fürchte die Nachwelt; gieb nicht auch seinen Kranz den Knaben zum Spiel.

Wir haben über diesen ersten Band fünf Bemerkungen beizufügen.

1. Die (unvollendeten) Briefe über Persepolis liefern über den Ursprung dieses Alterthums mehr die Geschichte seiner Vorstellungen als ein festes Resultat. In dem undurchdringlichen Dunkel, das wenig sichere Schritte erlaubt, mochten auch Irrwische täuschen. Die erste Burg, das Haus des Perserreichs, die Wohnung des gottähnlichen Königs, erhob, noch nicht so prächtig, auf dem Felsen, der dazu erschaffen schien, wahrscheinlich Dshemshid. Als durch Zohak die Perser-Herrschaft, Freiheit und Ruhe auf lange Zeit verloren, als die durch Feridun hergestellte Dynastie nach einigen hundert Jahren in dem Unglück nordischer Kriege und innerer Unruhen untergieng, und die ersten Kajaniden lang eine mehr militärische als richterliche Herrschaft meist auf der Nordgrenze führten, mag, wie die Sitten so die Burg verlassen, verfallen, verwildert seyn. Gustasp (der Sohn Hy-

staſp's nach unſern Büchern), da er in großem Frieden und Reichthum, vom feindſeligen Turan gefürchtet, von ſeinem Iran hochverehrt, nach der Vorzeit erneuerten Sitten und Rechten, lang regierte, mag mit aller göttlichen und menſchlichen Ordnung auch die Burg, ihren Mittelpunkt, größer und prachtvoller hergeſtellt haben. Von ihm, dem größten Darius, und von ſeinem Geſchlecht, halte ich dafür, daß der zweite Bau herkömmt. Es iſt ſchwer, von dem halb nomadiſchen Leben der kriegeriſchen unſtäten Parther in einer fremden, kaum recht gehorchenden, der eigentlichen Perſerprovinz, dieſen änigmatiſchen Rieſenbau zu vermuthen. Die Saſſaniden, welche das große Nationaldenkmal der alten Reichsordnung von Alexanders Brand reinigen, verehren, zieren, benutzen und nachbilden mochten, ſind nicht ſeine Urheber; es iſt dieſes Unternehmens keine Meldung in ihren ziemlich bekannten Geſchichten.

2. Die Art und Kunſt dieſer ſinnvoll zuſammengeſetzten Wunderfiguren iſt mit den Bildern der letzten Schriftſteller des hebräiſchen Volks wie Ur- und Abſchrift übereinſtimmend, (welches Herder ſchön zeigt): Dieſe, ungleich älteren, ſchlagen alle Möglichkeit ſaſſanidiſchen Urſprungs nieder. Schon in der alten Burg der piſhdadiſchen Könige war, wenn man Daniel ächt glaubt, der Alte der Tage auf dem

flammenden Thron, das Heer der dienenden Geister, die Genien der Nationen, die Thiere der Herrschaft. Wenn später, im Schrecken vor dem unsinnigen Antiochus, ein Weiser von Juda stärkende Gesichter auf Daniels Namen gedichtet, aus Persien in das Land seiner Väter gesandt, immer wandelte dieser doch unter den geheimnißreichen Figuren. Das Buch giebt Zeugniß dem Stein, der Stein spricht die Gesichter. Es ist höchst merkwürdig, die verschiedentliche Manier ägyptischer, syrischer, babylonischer und persischer Bildnerei aus den allein gleichzeitigen Schriften der Ebräer und aus den Trümmern auf einmal zu vernehmen. Wie viel wird noch der Orient lehren, wenn einmal, schamroth über die Störung der europäischen Kultur, die unersättliche Herrschsucht ihre Waffen und unsern Forschungsgeist auf Alexanders Fußtapfen in die verwahrloseten Länder gegen der Sonne Aufgang trägt!

3. Aber hoch über die verfallene Burg erhebt Herder sich zu dem Geist, welchen Hom, der unbekannte Wahrhafte, und Gustasps Gehülfe, der weise Zerdusht, in die Religion der Perser gelegt; eine im Wesen reine, in der Ausbildung mit Aufmerksamkeit, Andacht und Menschlichkeit erfüllende, dem Land angemessene, den Bedürfnissen entsprechende Religion. Wahrscheinlich genug zeigt er, daß

die erhabenste Stelle des größten Evangeliums ein Gesang dieser Perser seyn möchte. Gleichwie Moses der Geschichte seines Volks den Gesang der Urväter von der Bildung gegenwärtiger Form der Natur vorgesetzt, so hätte Johannes die Geschichte einer moralischen Wiedergeburt mit einem hohen Liede der persischen Propheten begonnen. Der Urstoff ist von Anfang derselbe; die Form Zeiten und Lagen gemäß; unter keiner Hülle mißkenne den Bruder im Menschen; was Regel giebt und stärkend erhebt, ist von Gott in jedem Glauben.

4. Zwei Uebersetzungen haben wir beigefügt, welche die Zeiten des alten Stifters der Burg nach Ferdusi's vortrefflichem Königsgedicht und Mirchond's gelehrtester Geschichte Persiens darstellen. Möchte ihre Aufnahme den vortrefflichen Mann, welcher den ganzen Ferdusi deutsch dollmetscht, zur Vollendung ermuntern! Unsre Freunde (der eine durch zu frühen Tod, der andere durch persönliche Verhältnisse der Arbeit entrissen) haben Genauigkeit, keine Zier, haben Herders und unsere Befriedigung, und nicht so die des großen Publikums gesucht, welchem sie nicht vorhatten, dieses so vorzulegen. Ferdusi ist Zeile für Zeile gegeben, deutscher Rhythmus nicht bezweckt worden. Ueber die Zeiten und Geschichten der Pischdadier und Kajaniden ist unser Ver=

sich nicht, wie wir gehofft, vor dem Abdruck dieses Buchs vollendet worden.

5. Der Mann vor dem Altar auf der Titelvignette S. 1. ist nach einem durch Niebuhr (welcher Name unter den Reisenden! des Mannes, der nichts sagt, was er nicht sah, und was er sah, sah wie es ist) Herder'n mitgetheilten Abdruck eines persischen Sigills, welches in dem K. Kabinete zu Kopenhagen liegt, und schon in der Reisebeschreibung (Th. II. Tafel 20.) abgebildet ist. Beide übrige Vignetten S. 53. und S. 360. gehören der Güte des verewigten Ekhel, der sie für das Kabinet in Wien erwarb; „eine," schreibt er am 20. April 1798, „ist von einem Cylinder aus Magnetstein, die zweite von einem weißlichen Chalcedonier gezogen." Es fanden sich endlich sehr viele Zeichnungen nach Pasten, welche der berühmte Köhler, der schon so viel that, so edel Vielen half, und welcher Aufschlüsse erwarten läßt, welche über alle diese Alterthümer neues Licht verbreiten müssen, dem seligen Herder aus Petersburg mitgetheilt hatte. Die meisten Abdrücke waren nach jenen uralten Cylindern, nicht aus Magnetstein, sondern von Hämatit, ohne Rad, aus freier Hand, und meist vorzüglich schön, vermuthlich zu Amuletten, gearbeitet; wohl zu unterscheiden von späteren, meist schlechteren, zum Theil

aus Chalcedonier, mit dem Rade getriebenen und von den ägyptischen Käfern mit (neuerer) persischer Schrift. Eine Anzahl dieser Zeichnungen haben wir unter N. V. denjenigen zur Betrachtung vorlegen wollen, welchen der Anlaß fehlen mag, diese Art und Kunst aus größeren Werken anschaulich kennen zu lernen.

Berlin, den 7. Sept. 1805.

Johann von Müller.

I.

Die Denkmale der Vorwelt.

Digitized by Google

Denkmale der Vorwelt.

Erstes und zweites Stück.

(Zerstreute Blätter, 4. Sammlung. 1792.)

Erstes Stück.

Wenn Pope sein Gedicht vom Menschen mit der Wahrheit anfängt, daß in unserm umgrenzten Leben uns wenig mehr nachgelassen sey, als „umherzusehen und zu sterben;“ so meint er mit diesem Umherschauen wohl etwas mehr, als ein bloßes Anstaunen der Dinge, das manche Thiere mit uns gemein haben würden. Verwunderung ist das erste Kind der Neugierde; sie muß aber auch eine Mutter der Untersuchung werden. Ein Reisender, der von seiner Wallfahrt unter Trümmern und Denkmalen nichts als die Wahrheit zurückbrächte, „daß alles eitel sey,“ und der seine gewonnene Gleichgültigkeit mit dem Namen der Ruhe eines Weisen beehrte, hätte damit nicht viel gewonnen, sondern vielleicht an seiner ehemaligen Wirksamkeit in einem eingeschränkteren Kreise verloren. Schwermüthig auf den Trümmern der Vorwelt zu sitzen, mag eine mahlerische Stellung seyn; sie ist aber weder gnügsam noch nützlich.

Auf mehrere Weise hat sich also der menschliche

Verstand sorgsamer beschäftigt, wenn er sowohl die Trümmern alter Revolutionen im innern Bau unserer Erde, als über derselben die fast allenthalben zerstreuten Denkmale der Vorwelt bemerkte. Dort hat es an Hypothesen nicht gefehlt, viele dieser Erscheinungen zu einem System zu ordnen, und dadurch die Entstehung unsers Erdkörpers zu erklären; hier ist man noch auf dem behutsamern Wege, einzelne Facta zu sammeln, andre zu erklären, und nur wenige kühne Geister haben sich bisher an eine allgemeine Auflösung gewaget. Wer wollte diese auch jetzo schon wagen? da so viele Denkmäler noch unentziffert, andre kaum angezeigt oder mangelhaft beschrieben sind, andre, vielleicht nothwendige Zwischenglieder, uns noch ganz fehlen. Die Entdeckungen rücken indeß gewaltig fort, und der Trägste wird gezwungen, an ihnen Theil zu nehmen. Ja, was noch schätzbarer ist, der Entdeckungsgeist unserer Zeit gewinnet offenbar an Sicherheit, an unpartheilicher Darstellung, an gelehrter Genauigkeit, an zusammenstellender Wahrheit: denn die Jahrhunderte unwissender Mönche, oder täuschender Bekehrungsgeister sind beinahe vorüber. Ein Reisender geht auf der Spur des andern, einer berichtigt, einer scheuet den andern; und wenn, wie es zu erwarten steht, auch manche geheime Berichte, die einst eine eigennützige Politik verbarg, werden gemein gemacht werden: so wird die G e s c h i c h t e d e r ü b e r i r d i s c h e n D e n k m a l e in dieselbe Kombination treten, in welche seit einigen Jahrzehenden die Geschichte der unterirdischen Vorwelt bereits sehr rüstig getreten ist, ohne Zweifel mit mancherlei neuen Resultaten. Je langsamer

wir dabei mit Hypothesen fürs Ganze zu Werke gehn, desto fester wird das Gebäude gerathen.

Es werden also auch mir, einem Mitwanderer auf unsrer trümmervollen Erde, einige Anmerkungen erlaubt seyn, die entweder die Gedanken Anderer leiten, oder von ihnen verbessert werden mögen.

1. Zuförderst, dünkt mich, müsse man die hebräischen Sagen über die Urwelt der gesammten Auslegung aller alten und ältesten Völkerdenkmale nicht zum Grunde legen, sondern sie bloß für das, was sie sind, für Nachrichten eines Hirtenvolks der Gegenden annehmen, in welchen es lebte. So wenig dem Geologen die sechs Tage der Schöpfung einen Aufschluß zum Bau der Erde geben werden: so wenig können wohl die an sich schätzbaren Familiennachrichten dieses Volks etwas Genugthuendes für alle Erdvölker gewähren. Die Genealogie der Söhne Noahs scheint nichts als eine Landcharte der Gegenden zu seyn, die der Sammler dieser Nachrichten kannte, in einer Projektion entworfen, wie er sie ansah und mit dem Stammvater seines Volks nach Charakteren, die er uns nicht angiebt, in Verbindung brachte. So sind auch späterhin die rings um Palästina wohnenden Völker mit Hebräern bloß nach Geschlechts-Verhältnissen in Verbindung gebracht und mit Ehre oder Schande bezeichnet. Dem Forscher allgemeiner Denkmale der Vorwelt ist diese Privatbeziehung eher hinderlich, als nützlich; sie kann ihn weit verführen, und am Ende gewann er aus ihr doch wenig mehr, als hebräische Namen. Nun ist aber aus allen Welttheilen bekannt, daß Völker selten oder fast nie sich

selbst so nennen, wie sie von Auswärtigen genannt werden; geschweige, daß alle Völker der Erde an Namen, die ihnen ein abgeschlossenes Volk in einer Verwandtschaftstabelle gab, kenntlich seyn sollten. Was z. B. gewinnt Bruce dabei, daß er seine kunstreichen Troglodyten Kuschiten nennt, als daß er uns den Pfad seiner Hypothese unsicher macht, und unsern Gesichtskreis unangenehm verenget? Ebensowohl hätte er sie Kainiten oder Kabylen nennen können, und hätte ihnen damit noch eine höhere Abkunft gegeben. So vergesse man bei allen Denkmalen die sogenannte Sündfluth; mögen sie vor derselben, oder gar, wie die Beduinen von den Pyramiden sagen, vor Adams Schöpfung gebauet seyn; wenn dem Forscher hierüber nicht andere Merkmale Zweifel oder Aufschluß geben, so darf ihn diese Chronologie weder beruhigen, noch gegen andere Facta zu einer gewaltsamen Hypothese verleiten. Noch weniger darf er sich dabei auf die spätere Angabe und sogenannte Tradition unwissender Araber und anderer Mahomedaner verlassen, da es bekannt ist, aus wie trüben Quellen ihre ganze Tradition geflossen sey, in welcher Unwissenheit sie solche annahmen, und mit tausend Verwirrungen vermehrten. Wenn sie ihm hier also das Grab Adams und der Eva, dort Hiobs und Abels zeigen: so haben diese Zeugnisse eben so wenig urkundlichen Werth, als wenn sie ihm die Grenzen des ehemaligen Paradieses wiesen. Schon der uralte Sammler der hebräischen Nachrichten nahm diese nur aus einer Tradition auf, und setzte sein Eden an eine Quelle von vier Strömen, die auf unserer Erde nirgend aus einem und

demselben Quell entspringen. Ein anderes ist's mit Denkmalen, die durch alte schriftliche Zeugnisse genau bestimmt sind, oder an denen sich die mündliche Tradition nach gegebenen Umständen der Geschichte wahrscheinlich hat erhalten mögen. Sonst ist in den Sagen des Morgenlandes über die Errichtung ihrer Denkmale dem Namen Salomons so wenig zu trauen, als in andern Gegenden dem Namen Alexanders oder Julius Cäsars.

2. Vielmehr rede jedes Denkmal für sich, und erkäre sich selbst, wo möglich, auf seiner Stelle, ohne daß wir irgend aus einer Lieblingsgegend die Erklärung holen. Wenn man z. B. in Sibirien oder der Mungalei die rohesten Anfänge der Hieroglyphenschrift in Menschen- und Thierfiguren oder andern Zeichen, auf Felsen gegraben und mit rother Farbe bezeichnet antrifft: was schließet man natürlicher, als daß auch hier einmal ein Volk den Versuch machte, den fast alle sogenannten Wilden in jeder Weltgegend gemacht haben, und den täglich jedes Kind macht, wenn es sinnliche Figuren roh entwirft und mit solchen irgend ein Andenken bezeichnet. Anmerkenswerth sind dergleichen Figuren, nicht aber wunderbar: vielmehr müßte man sich wundern, daß solche nicht viel häufiger auf der Erde vorkommen, wenn auch hiervon nicht die Ursache am Tage läge. Da nämlich in den meisten Gegenden der alten Welt die Kultur der Künste sehr alt ist, so sind dergleichen Kindheitsversuche längst untergegangen, und haben sich eben nur in denen vom Mittelpunkt der Kultur entfernten Gegenden, in Nordasien, Amerika, vielleicht

im innern Afrika und auf den Inseln erhalten. Würden sie einst zusammengebracht, so würde man auch an ihnen allgemein jene Perioden des Fortganges menschlicher Geschicklichkeit und Uebung sehen, die man im Besondern bei jeder Kunst, z. B. bei der Sinesischen Schrift, bei den Hieroglyphen der Aegypter, ja, nach einer vergleichenden Zusammenhaltung verschiedener dieser nordasiatischen Figuren selbst an ihnen deutlich wahrnimmt. a) Auf undenkliche Zeiten vor unsrer Geschichte ergiebt sich aus solchen Versuchen kein Schluß: denn wie leicht war der Versuch zu machen, und mit wie vielen gebildeten Völkern ist diese Nordstrecke Asiens von jeher in Verbindung gewesen!

Wenn im vordern Asien dagegen alles so verwüstet ist, daß man, außer den Trümmern von Balbeck und Palmyra, die ihre Wüste schützte, in Syrien, Palästina, Mesopotamien, Assyrien und Chaldea von den alten Wundern der Welt und ihren Hauptstädten so gar wenige oder keine Reste antrifft: b) so erklärt sich dieß abermals leider aus der bekannten Geschichte dieser Völker, aus den Materialien,

a) Strahlenberg, tab. 16: 15. 14. 4.

b) Als ein sehr brauchbares Register der Denkmale des Alterthums auf der gesammten Erde können Oberlins orbis antiqui monumentis suis illustrati primae literae. Argent. 1790. dienen. Meiners Beschreibung alter Denkmale, Nürnb. 1786. erstrecket sich nach S. 12. nur auf diejenigen, „deren Urheber gänzlich unbekannt sind, und die alle auf das Daseyn größerer und gebildeterer Völker schließen lassen, als man bei der Entdeckung der neuen Welt in großer Entfernung von diesen Monumenten antraf.“

von denen ihre Städte und Denkmale aufgeführt waren, endlich aus der Veränderung des Bodens und des Klima dieser Gegenden selbst. Ein steinerner Götzensitz bei Aradus, Todtengrüfte in Felsen, Reste von Wasserleitungen in der Wüste, überbliebene Haufen von gebrannten, zum Theil mit Buchstaben bezeichneten, Steinen an Orten, wo einst die größeste Pracht der Welt blühte, sind gleichsam das Mindeste, das man erwarten kann; von welchem Mindesten man also auch um so mehr Gebrauch machen sollte. Wo irgend es möglich wäre, sollte kein beschriebener Stein dieser Gegenden übergangen, ja nirgends auf der Erde ein unverstandenes Alphabet geringe geschätzt werden; es kann mit andern zusammengehalten, es kann einst verstanden werden. Lobenswürdig ist also die Mühe, die z. B. Niebuhr sich bei seiner Nachzeichnung der Inschriften zu Persepolis, in Arabien und dem Theil Aegyptens gab, den er bereisete. Hätte Bruce bei den viel mehreren Hieroglyphen, die er sah, diese Mühe verfolgen können: so wären wir schon weiter, da er selbst nur die Summe aller auf zweihundert und einige zählet. Setzte man diese Mühe dann einst bei den Denkmalen im innern, im süd- und östlichen Afrika, auf Ceylon, in Indien, im westlichen Nordamerika und wo sich sonst Charaktere finden, fort, und machte Europa zur Niederlage derselben: so würde man wenigstens hie und da sie an einander reihen können, und sich nicht bloß an dem dunkeln Namen unbekannter Charaktere begnügen dürfen. Ein sprechendes Denkmal kann uns einst als ein Kapitel der Genesis, als eine Stimme der Vorwelt, gelten.

3. Der Erklärung der Denkmäler ist es nicht vortheilhaft, wenn man die Völker, unter denen sie errichtet worden, abgetrennt, und gleichsam so isolirt betrachtet, als ob keine mehr auf der Erde gewesen wären. Die gezwungene Voraussetzung, die uns hierüber anklebt, entspringet theils aus den wenigen Nachrichten, die wir vom Zusammenhange und Handel der alten Welt haben; noch mehr aber aus der gedrückten Vorstellung, die uns der Zustand Europa's während seiner barbarischen Jahrhunderte eingepräget hat. Glücklicherweise aber war dieser Zustand nur ein trauriger Zwischenakt in der Geschichte, der doch auch damals das große Verkehr der Völker in Asien, Afrika und Europa nicht ganz aufhob c), am wenigsten aber ältern Zeiten zum Nachtheil gereichen darf. Unsere Genesis, selbst in ihrem eingeschränkten Patriarchen-Kreise, verräth einen Zustand der Welt, in welchem nothwendig viel Gemeinschaft der Völker unter einander, Gewerbe, Künste, selbst Wissenschaften und Luxus waren d); und doch lag es ja am wenigsten in der Lebensart herumziehender Hirten, Dinge dieser Art aufzuzeichnen. Da nun die Geschichte der Griechen so jung und entfernt ist, warum wollten wir nicht noch gegenwärtige Thatsachen als Zeugen gelten lassen, gegen welche sich doch überhaupt ein auswärtiger, später Geschichtschrei-

c) Sprengels Gesch. der geogr. Entdeckungen, Heeren, Anderson, Bruce, Robertson u. s.

d) Gatterers kurzer Begriff der Weltgesch. Th. 1. S. 31 f. hat davon ein kurzes Bild gegeben.

der, wie ein schwätzender Hauch verlieret? Konnte Persepolis, konnten die Gräber der Könige in seiner Nähe, konnten die indischen Tempel in Jlura, auf Salsetta, Elephante, Ceylon, endlich alle berühmten Alterthümer des Ober-Aegyptens, bis tief in die Wüste und Abessinien hinein, ohne Künste und Luxus gebauet werden? Sehr erfreulich war es mir also, da ich von einem philosophischen, die Geschichte weitumfassenden Denker allen seinen Mitforschern die Wahrheit laut zugerufen fand: e) „das „Menschengeschlecht ist nur Eins. Es hat in allen „Zeitaltern in einander gewirkt, und wird und soll „in einander wirken." Denn so schwer es wird, bei Behandlung der Geschichte und ihrer Denkmale dieß jeden Augenblick sichtbar zu machen: so ist es doch der Keim des ganzen lebendigen Körpers unserer Geschichte. Das menschliche Geschlecht ist ein Ganzes, seit seiner Entstehung hat es angefangen sich zu organisiren, und soll diese Organisation vollenden.

Den Denkmalen des Alterthums wird also ein großer Aufschluß, wenn man auf die Wege des Völker-Vereins und Völker-Verkehrs merket. Viele Denkmale liegen offenbar selbst auf dem Wege dieser Gemeinschaft und sind wahrscheinlich durch ihn entstanden. So die Alterthümer an der Küste des östlichen Afrika; so vielleicht jene andre an der westlichen Küste der indischen Halbinsel. So war's mit Babylon, Damaskus, Palmyra, Tyrus: mit einigen Resten des nördlichen Asiens scheint

---

e) Schlözers Weltgeschichte Th. 1. S. hin und wieder.

es nicht anders, und ich halte z. B. die Stadt Madschar, über deren sonderbaren Ursprung von den wilden Madscharen so manche Verwunderung geäußert worden f), für nichts als einen Handelsort, eine Niederlage der Perser auf einem allgemein bekannten Wege des Welthandels. Wenn sich, wie ich kaum zweifle, Inschriften daselbst finden, so werden diese ein Mehreres erklären. Lägen indeß auch manche Denkmale nicht unmittelbar auf dem Handelswege der Völker; setzen sie Reichthum, Handel, mithin Gemeinschaft der Nationen, selbst Nachahmung in Künsten voraus, und die Geschichte gäbe kein Licht darüber, so müssen uns Sagen statt der Geschichte gelten, und da, dünkt mich, könnte doch die alte ägyptische, persische, indische Fabel, wenn sie von so bündigen Zeugen, den Denkmälern selbst, unterstützt wird, uns immer statt eines Homers jener Nationen dienen. Ueberhaupt scheinet Asien von jeher ein vielbelebter Körper gewesen zu seyn; und noch jetzo ist's die Mutter und das Grab alles Welthandels.

4. Nur der Zustand einer jungen Welt kann uns die Pracht-Denkmale des hohen Alterthums erklären. Ihrer Bestimmung nach sinds offenbar Tempel, Paläste, Gräber. Bei Tempeln weiß jedermann, was die Religion, (damals ganz eine Sache des Staats) für

---

f) S. Büschings Magazin Th. 5. S. 533. Schon Fischer, einer der verdientesten Männer um die nordöstliche Geschichte, muthmaßete den persischen Ursprung dieser Stadt; meine Hypothese ist aber nicht völlig die seine. Gefundene Inschriften würden die beste Auskunft geben.

alle, die den Bau anordneten und vollführten, bedeutete. Die Könige waren Götter der Erde, die Priester ihre Werkzeuge oder Regierer. Das Volk lebte sparsam, bedurfte im dortigen Himmelsstrich wenig; milden Gesetzen unterworfen, diente es willig, unter der Zucht der Könige und Priester. Den Göttern also einen Tempel, den Königen ein Haus oder ein Grabmal bauen, war ihm Eins; für sich lebte es gern in Hütten, die keine Denkmale seyn sollten. Setzt man nun einen so ordentlich eingerichteten Zustand des Reichs voraus, wie ihn z. B. die Mauern Persepolis in Figuren zeigen, und fügt eine Religion hinzu, wie die Religion der Perser ihrem Wesen nach war, eine Religion, die nichts als Thätigkeit, Ackerbau, Belebung der Welt mit guten Früchten anordnet; denket man dann im ersten jugendlichen Heldenalter der Welt an jene glücklichen Eroberungen, von denen die persische Fabel redet: so werden uns eben auf dieser Stelle, im Herzen Asiens, zwischen Aegypten und Indien, auf einer Anhöhe, die dem Bau ihre Marmorfelsen selbst anbot, nnd wo sich Bergeskraft, Volksmenge, Verehrung gegen seinen König, als das Bild der Gottheit, mit Künsten anderer Länder, wie in einen Mittelpunkt vereinigen konnten, Denkmale, wie die zu Persepolis sind, sehr begreiflich. Nicht anders war's mit Indien und Aegypten, wo wahrscheinlich, am meisten in Aegypten, die Künste viel einheimischer waren. Die Eintheilung des Volks in Kasten; die strenge Unterwerfung desselben unter Gesetze, Ordnungen und Priester; seine Bestimmung zu einzelnen Gewerben; die Genügsamkeit desselben und sein milder Himmel unter ei=

ner mild = despotischen Regierung; die Lebensweise der Aegypter endlich, bei denen alles von Höhlen ausging, und deren Kunst vorzüglich darin bestand, diese Höhlen zu formen und zu bezeichnen, vorliegende Felsen zu Götterbildern, Sphynxen und Obelisken zu bilden; ein Zusammentreffen solcher Umstände in einem solchen Zeitalter, machte allein dergleichen Denkmale möglich. Wir können und werden jetzt so wenig Obelisken als Pyramiden bauen; selbst die Zeit unserer großen gothischen Kirchen scheint in Europa geendet; unser Fleiß, unsere Staatskunst wendet sich auf mehrere, schnellere, oft auch nützlichere Gegenstände. Daß auf die Gräber der Könige so viel gewandt wurde, bezeugt vollends die Jugend der Welt. Man erfreuete sich seines irdischen Lebens, man wünschte Unsterblichkeit, und hatte sich noch nicht getrauet, sich jenseit des Grabes derselben zu versichern; man suchte sie also im Grabe. Der Mann, dem bei einem kurzen Leben die Welt zu Gebote stand, erbauete sich die prächtigste ewige Wohnung, in welche er als Leichnam, der Sage nach oft mit vielen Schätzen, aber auf einem verborgenen, nur den Priestern bekannten Wege hineinschlüpfte, und da ewige Ruhe oder ein ewiges Leben im Grabe hoffte. Alles dieß athmet den Geist jugendlicher Weltzeiten; er war der Riese, der diese Denkmale erbaute.

5. Bei allen Denkmalen der Vorwelt muß man nicht nur zurück auf die Ursachen sehen, die solche beförderten, sondern auch auf die Wirkungen, die dadurch befördert wurden: denn kein Kunstwerk

steht todt in der *Geschichte der Menschheit.* Jedermann sind die neueren Hypothesen bekannt, durch die man auf ein Urvolk der Künste und Erfindungen hinaufzusteigen versucht hat; man bemühete sich um sie, seitdem man den Kasten Noah als völlig unbrauchbar ansah. Einen unpartheiischen Forscher der ältesten Denkmale darf vor jetzt noch keine solche Hypothese kümmern; in der *Zusammenwirkung der Völker*, in lauter *Versuchen zu ihrer Organisation* liegt ihm das erste Urvolk; und er sieht in der Kette der Dinge nicht nur zu dem hinauf, was vorherging, sondern auch zu dem, was daraus erfolgte. Vor allem fällt ihm da die gleichsam *zum zweitenmal geschaffene Natur des Menschen*, d. i. die ungeheure Neigung ins Auge, mit der jedes dieser ältesten Völker noch nach Jahrtausenden an seinen Erdstrich, an seine Religion und politische Satzungen gebunden ist. Kein Europäisches Band vermag die Völker zu binden, wie z. B. die Indier an ihren Ganga, an ihre heiligen Oerter und Pagoden gebunden sind. Die Perser waren mit ihren Feuertempeln weniger an ein Vaterland geheftet, da der *Palast Dschemschids* nur ein Heiligthum ihrer Staatsverfassung gewesen zu seyn scheinet. Und doch, wie sehr hat auch dieß Volk eben in seinen Urgegenden auf manche zum Theil noch unerkannte Art fortgewirket! Die *Höhlen und Tempel des obern Aegyptens* sind längst eine Wohnung der Nachtvögel und Räuber; die Wirkung derselben aber, ihre sogenannte Weisheit, ihre Geheimnisse, ihre Symbole, wie weit umher ist sie verpflanzt! in welche Formen ist sie meta-

morphosirt worden! Endlich die armen Krypten des Jüdischen Landes, ursprüngliche Höhlen der Trogloditen, nachmals Gräber der Könige und der Reichen, zu wie manchem haben sie Anlaß gegeben, was ohne sie schwerlich auf so viele Völker verbreitet wäre! In diesen unterirdischen Grüften war eine Versammlung der Väter, ein Todtenreich (Scheol) voll ewigen Schattenlebens. Hier flossen Bäche Belials: hier nagte der Tod; hier in diesen Felsenklüften ward Auferstehung offenbaret. Wäre, wie in Indien, im vordern Asien, der Körper verbrannt worden: so wäre wahrscheinlich die Idee der Seelenwanderung auch hier entstanden oder fortgepflanzt worden, und die Vorsehung hätte sich auf einer andern Stelle der Erde einen Geburtsort trostreicher Hoffnungen, deren das bedrückte Menschengeschlecht bedurfte, erwählet. So allenthalben. Keine Wirkung, die durch ewige Denkmale ins Herz der Menschen gebaut werden konnte, hat ihres Zweckes verfehlet. Lasset uns z. B. hören, wie ein armer Israelit nach einer 1200 jährigen Verbannung sich nach den nackten Gebirgen, den Gräbern und Denkmalen seines uralten, von ihm nie gesehenen Vaterlandes sehnet. g)

---

g) Jehudah Hallevi hieß er, der Uebersetzer oder Verfasser des Buchs Kosri. Er lebte im zwölften Jahrhunderte, einer der größten Bedrückungszeiten seines Volks; daher man ihm die heftigen Stellen verzeihen wird, die ihm der Schmerz gegen andre damals lebende Völker auspreßte.

Seufzer nach den Denkmalen des heiligen Landes.

Eine Elegie.

Hast du vergessen der Deinen, die jammernd schmachten in Fesseln?
Zion, vergissest du jener unschuldigen Schaar,
Eines Restes der Heerde, die sonst in ruhigen Thälern
Vor dir weidete; jetzt fremd, und entfernet von Dir.
Nimmst du den Frieden nicht an h), mit dem von jeglicher Seite
Sie dich grüßen, wohin irgend ein Treiber sie trieb?
Ach den Gruß eines Sklaven, der noch in den Fesseln zu hoffen
Waget: es rinnen ihm Zähren nach Zähren hinab,
(Wie der Thau vom Hermon in nächtlichen Tropfen hinabrollt;)
Glücklich, könnt' er sie nur weinen in deinen Schoos!
Könnte mit ihrem Bade nur Deine verödeten Hügel
Feuchten! Und dennoch, nein! sinket die Hoffnung ihm nicht.
Wenn ich dein Elend beweine, so gleich' ich der nächtlichen Eule;
Harfe des Dankes wird Harfe der Freude, mein Herz,
Denk' ich deiner Erlösung. O Beth=El, heilige Stätte, i)
Heilige Hallen, wo einst sichtbar der Ewige sprach,
Wo die azurnen Thore des Himmels sich nimmer verschlossen;
Sonne, Mond und Gestirn wichen dem herrlichen Glanz

---

h) Der gewöhnliche Friedensgruß mehrerer morgenländischer Völker.

i) Ein schönes poetisches Bild. Sein ganzes verödetes Land redet der Dichter als den nackten Stein an, auf welchen der Stammvater seines Volks, Jacob, einst das Haupt legte, darüber den offnen Himmel sah, und die Verheißung des Ewigen hörte.

Gottes. Könnt' ich ergießen mein Herz, wo des Ewigen Geist sich
Auf der Jünglinge Schaar, Israels Jünglinge goß.
Seliger Ort! dem höchsten der irdischen Throne zu heilig,
Nur dem Schöpfer geweiht, nur des Erhabensten Thron;
(Ach, und entweihet jezt von verwegnen Knechten!) O könnt' ich
Einsam irren umher, Zion, in Trümmern von dir;
Könnt' in trauriger Stille, auf dunkeln Fittigen schwebend,
Zu Dir tragen mein Herz, welk und vom Jammer gekniršcht,
Könnte mit meinem Angesicht dort hinsinken zur Erde,
Fest anschließen die Stirn an den gesegneten Staub,
Und aufrichten sie dann zu den Gräbern meiner verwes'ten
Väter, anstaunend jezt Hebron, der Könige Grab,
Euch, ihr Berge, die ihr die größesten Lichter der Welt deckt;
Zion, so athme ich, Aether der Geister in Dir.
Nackt und entsohlet würd' ich mit Wohllust suchen den Erdgrund,
Der, sich eröffnend, Dich, Lade des Bundes, empfing,
Dich in den dunklen Schoos, du Heiliges der Heiligen, aufnahm,
Daß des Verruchten Hand nimmer entweihete dich.
Hingestreuet des Hauptes Schmuck auf deine Gefilde,
Wäre Verwünschung mir, mir dem Verzweifelnden Trost.
Jede Verwünschung, womit ich den Tag des Jammers belege,
Der dich verödet, o Land, wäre mir einzige Lust;
Sonst ist jede mir schnöde, so lang' ich von Hunden den Löwen, k)
Fürsten von Sklaven zerfleischt, Edle von Raben zerhackt

---

k) Bei dieser Stelle soll der Verfasser, da er im fünfzigsten Jahr seines Alters nach Palästina gezogen war, und mit zerrissenem Kleide, mit entblößten Füßen diese Elegie singend,

Gehe gezerret umher. Ich scheue und hasse das Taglicht,
Das so scheußliche mir, schreckliche Bilder mir zeigt.
Der du den Kelch der Trübsale mischest, halt' o Erbarmer,
Halt' ein wenig! Gefüllt ist er mit bitterem Trank.
Laß mich erholen mich, und allen Jammer noch einmal
Fühlen; und gieße den Rest völlig dann über mich aus.
Krone der Schönheit, ermuntere dich. Erwach', o Geliebte,
Denke, Zion, der Huld, denke der Liebe zu dir,
Welche die Herzen deiner Gespielen mit mächtigem Reiz zieht,
Daß dein Wohl sie entzückt, daß sie dein Jammer betrübt.
Aus der Gefängniß Kluft sehnt ihre Seele zu dir sich;
Knieen sie nieder; zu dir neiget sich sehnend ihr Haupt.
Nimmer vergisset die Heerde, von jenen Höhen verscheuchet,
Deiner Hürde; sie denkt ihrer im dunkelsten Thal,
Schmachtet ächzend zurück zum Schatten der heiligen Palmen,
Lenket immer zu dir ihren ermatteten Tritt.
Dreimal selige Burg! kann übermüthig im Stolze,
Pathros gleichen sich dir, Sinear, gleichen sich dir?
Mag ein unheiliger Spruch sich deinem Urim und Thummim
Gleichen? Besitzt ein Volk, was du vom Himmel empfingst?
Wo sind ihre Gesalbten des Herrn? wo ihre Propheten?
Wo des Levitenchors göttlich=entzündetes Lied?
O die Reiche der Götzen, sie werden im Rauche vergehen;
Du nur, Wohnung des Herrn, du nur, Erkohrene, bleibst.
Heil dem Manne, dem einst in deinen Mauern Ruh wird!
Heil dem Manne, der harrt, bis er mit Jauchzen erblickt,
Daß dein Morgen erscheint, daß deine Freude nun ausbricht,
Daß sich alles erneut, wenn du dich wieder verjüngst!

Jerusalem betreten hatte, sein Leben gewaltsam verloren haben. Vielleicht nur eine ausschmückende Tradition, um diese Stelle recht zu bezeichnen.

Also der Israelit; und wem gingen nicht sonderbare Gedanken auf, wenn er einen so tiefen Eindruck alter Einrichtungen, verfallener Denkmale, oder Gräber noch nach Jahrhunderten bemerkt, und dieß Jammern und Jauchzen höret? So vieles dabei dem Dichter eigen, und in seiner individuellen Lage gegründet gewesen seyn mag; so unangenehm es seinem ganzen Volke seyn würde, wenn man es aus aller Welt Ende ins verödete Palästina beschränkte: so ist es schon merkwürdig genug, daß nach einer so langen Verbannung Wünsche und Seufzer dieser Art von Tausenden wenigstens noch in Worten, Bildern und Gebräuchen festgehalten werden. Und noch werden wahrscheinlich manche Jahrhunderte hin die Trümmer Jerusalems und was dem anhängt, Millionen der Menschen im Andenken seyn und ihnen Bilder des wahren oder falschen Trostes, Reize zu Liebe und Haß, Hoffnungen, Ahnungen, Prophezeihungen gewähren. Ihr Bau ist einmal gleichsam im Herzen der Zeit, im Jugendunterricht und in der Religion gegründet. Lasset uns dagegen sehen, wie Muhammedanische Prinzen die Ruinen Persepolis betrachteten, und was sie auf ihnen anzuzeichnen gut fanden 1)

Gott allein bleibt!

Wo sind die Könige, die Allererhabensten?
Sie waren nur so lange, bis das Schicksal
Den Todesbecher ihnen bot.
Wie viel stolze Städte blühten einst!
Sie sanken, und der Tod begrub mit ihnen
All' ihre Lebenden —

* * *

1) Niebuhrs Reisebeschreibung Th. 2. S. 293.

O wisse, Kreatur, nur Gott besteht!
Du wünschest dir das Reich des Solimann;
Wo ist nun Solimann? Von seiner Pracht,
Von seiner Größe, seinen Schätzen nahm
Er nichts mit sich. Was Staub betritt, wird Staub;
Ein Menschenantlitz decket jede Schichte
Der Erde; jeder Tritt vielleicht betritt
Hier einen Königssohn. Von dem Vergangnen
Erfreuet uns Ein Ruhm nur, gute That.
Wer Tugend sucht, begehrt nichts mehr als sie.

So sammeln sich die Menschen Weisheitssprüche aus Trümmern, die ihre Vorfahren selbst veranlaßt haben. Jeder indessen dieser verschiedenen Eindrücke, die aus Denkmälern der Vorwelt hervor gingen, ist dem Forscher der Menschheit wichtig.

Und so wird es mir denn erlaubt seyn, nach den hier geäußerten Grundsätzen, einige Betrachtungen über dieses und jenes Denkmal der Vorwelt anzustellen, und wo die klare Geschichte nicht hinreicht, einige Muthmaßungen zu äußern. Zeitig genug kommen wir auf unserm unbefangenen Wege zu Griechenlands nnd Italiens Denkmalen, mit denen sich ohnedieß die Einbildung am liebsten beschäftigt.

Zweites Stück.

Um aller Rangsucht über das älteste Alterthum eines Urvolks zu entgehen, fangen wir mit Denkmalen nicht einer Bergnation, sondern eines Volkes im schönsten Klima, an den Ufern des Ganges und weiter hinab auf der Indischen Halbinsel, unsere Betrachtung an. Mögen die Bramanen, der Sage

nach, aus Norden gekommen seyn: so soll uns dieser Norden noch eben so wenig als die Chronologie ihres Alterthums bekümmern; einige Denkmale der indischen Religion sind vor uns; sie sollen uns leiten.

Freilich fehlt uns hiebei noch ungemein vieles. Die alten Denkmale und Tempel des eigentlichen Indiens sind uns noch wenig bekannt, geschweige daß uns über ihre Einrichtung, ihre Figuren und Inschriften kunstmäßige Nachricht gegeben wäre; fast nur vom westlichen Rande der Halbinsel kennen wir die Alterthümer auf Elephante und Salsette, die Hölen zu Canara und weniges mehr, etwas genauer, deren deutlichste Nachricht und Abbildung wir unserm Landsmann Niebuhr zu danken haben. a) Auf der andern Seite der Halbinsel bei dem berühmten Tempel des Jagrenat, den Denkmalen bei Madras, b)

a) Niebuhr Reisebeschreibung. Th. 2. S. 16. u. f.

b) In den dänischen Missionsberichten sind hie und da Th. II. III. V. VI.) z. B. von der Pagode zu Sidambaram, den Denkmalen bei Madras u. f. einige gute, obwohl unzureichende Nachrichten gegeben. In den Sketches chiefly relating to the history of Indostan, Lond. 1790. sind S. 94 u. f. eine Reihe merkwürdiger Denkmale nur angeführt, und in Tiefenthalers Beschreibung von Hindostan sind sie als heidnischer Unrath meistens mit großer Verachtung abgefertigt worden. Das englische Werk, a comparative view of the ancient monuments of India 1785, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; der Anzeige nach soll es auch vorzüglich nur von den Denkmälern auf Salsette handeln. Riem's Monumente Indischer Geschichte und Kunst (Berl 1789.) enthalten im ersten Stück die Grabmale der Kaiser Akbar und Scheri-Schach, mithin Proben nicht eigentlich indischer, sondern arabischer Baukunst. In Tavernier, Grose,

und weiter hinan, den Ganges hinauf bis zu dem großen Gebirge sind wir über Bildsäulen, Tempel, ausgehauene Göttergeschichten, Inschriften u. s. noch in einer tiefen Dämmerung; denn wenn Reisende hie und da mit kurzen Worten etwas anzeigen, so ist dieß selten befriedigend, obgleich immer lehrreich. Das Beste hoffen wir hierüber von der gelehrten Gesellschaft zu Calcutta, die in genauerer Beschreibung einiger Alterthümer, wiewohl meistens noch ohne Zeichnungen, bereits einen Anfang gemacht hat. c) Wandelte einen Britten die Leidenschaft an, eine architektonisch-mahlerische Kunstreise durch Indien zu veranstalten, oder gefiele es Hrn. Hastings, der sich um die indische Literatur für Europa bereits sehr verdient gemacht hat, auch Zeichnungen und Nachrichten von alten Denkmalen, wenn er solche, wie wahrscheinlich, gesammelt, bekannt werden zu lassen: so wären wir auf einmal viel weiter.

Aus dem indeß, was wir von Indiens Denkmälern bisher wissen, ergiebt sich, daß der in ihnen herrschende Geschmack, so wie ihr ganzer Zweck äusserst local und national sey, so daß, woher auch die Samenkörner der Kunst und Religion an den

---

Anquetil und mehrern Reisebeschreibungen sieht manches Gute, das aber auch bei weitem nicht zureicht.

c) Vor allen bemerke ich W. Chamber's account of the Sculptures and Ruins of Mavalipuram im ersten Theil der Asiatic Researches p. 145. seq. Im zweiten Theil sollen von andern Denkmalen Nachrichten enthalten seyn, so wie im 7ten Bande der brittischen Archäologie von denen bei Bombay; beide Bücher habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt zu gebrauchen.

Ganga gekommen seyn mögen, sie an demselben eine völlig eigne Natur angenommen haben. Lasset uns diese Beschaffenheit in einigen Stücken nach Vortheilen und Nachtheilen entwickeln.

1.

Die meisten Denkmäler Indiens hat die Religion gestiftet; denn wir wissen, mit welcher Macht diese über alle Stämme des Volks noch jetzt herrschet. Ihr gehören jene wundersamen Tempelhöhlen voll ausgehauener Göttergeschichten, jene zahlreichen Pagoden, in denen sich auch Statuen des Gottes oder der Götter finden, denen sie als Wohnungen geweihet sind. Ihr sind die Gemählde, die man an Processionen von Göttern und ihren Thaten umherträgt. Ihr endlich sind jene unzähligen Ruhegebäude und Säulengänge, mit denen die Indier ihre heiligen Teiche gezieret und umfaßt haben, so daß in mehr als Einem Betracht mancher unruhige Europäer dieß schöne Land als den Sitz uralter Ruhe, Güte und Sanftmuth anstaunte. Nun sind viele ihrer Göttergeschichten so zart gedacht, ihre Mythologie ist so ganz eine Metaphysik des Blumen- und Pflanzenlebens, daß man aus ihr die schönsten Abbildungen der Kunst hoffen müßte. d) Brama, das indische Symbol der Schöpfung, erscheint auf einem Lotosblatt, schwimmend über dem ruhigen Meer; sein Weib Sarasswadi, die Göttinn der Wissen-

d) S. Die Mythologie der Indier bei Baldens, Sonnerat, W. Jones on the Gods of Greece, Italy and India in den Asiatic Researches Vol. I., Forsters Anmerkungen zur Sakontala, den übersetzten Bagawadam u. s.

schaft und der Harmonie, hält ein Buch in der Hand, oder spielet die Cither. Wistnu, die erhaltende Kraft der Welt, zeigt sich in seinen ein und zwanzig Verkörperungen, zwar mehrmals in fürchterlichen, einigemal aber auch in sehr annehmlichen Gestalten. Als die schöne Mojene bezauberte er den Gott der Zerstörung selbst. Als Rama erschien er wie ein schöner Jüngling, Bogen und Pfeile in seiner Hand, und befreiete die Welt von Ungeheuern und Riesen. Als Balapatrem und Prassurama lehrt er die Menschen Fleiß und Tugend; in jener Verwandlung wußte er selbst nicht, daß er Wistnu sey und trägt den Pflugschaar. Als Krisna kam er auf die Welt, die grausamen und stolzen Könige zu stürzen. Alle Götter hielten sich bereit, ihn anzubeten, sangen sein Lob und warfen ihn mit Blumen. Die Harmonien der Engel erklangen und alle Sterne sahen glückbringend nieder. Von einer Hirtinn erzogen, hütete er als Schäfer die Heerde; die melodischen Töne seiner Hirtenflöte lockten die wilden Thiere zu ihm, sie bezauberten Schäferinnen und Schäfer; neun liebende Mädchen sind in seinem Gefolge, mit denen er tanzt und scherzt. Er tödtete die ungeheure Schlange Kallja, schützte den tugendsamen König Darma-Raja; fand allenthalben Anhänger und Freunde, und lebte ein fröhliches Leben bis zu seinem selbsterwählten Ende. Er ist der Lieblingsgott der indischen Weiber; in seinen Abbildungen erscheint er vor allen Rama's mit Blumen gekränzt, mit Edelgesteinen geziert, leicht und fröhlich. Dergleichen Vorstellungen Wistnu's giebt's noch mehrere, und seine Gemahlinn sowohl als Einer seiner Söhne sind

Bilder der Schönheit. Lakschmi, seine Gemahlinn, die Göttinn des Reichthums, entsprang mit der Göttinn der Wissenschaft und der Harmonie aus dem Milchmeere; Wistnu fand sie in einer Rose von hundert und acht Blättern, tausend und acht kleinen Blättern; und erzeugte mit ihr Rama oder Manmadi, den Herzensnager, den Gott der Liebe. Dieser ist ein Kind; den Köcher trägt er auf dem Rücken, Bogen und Pfeile in seiner Hand; sein Bogen ist von Zuckerrohr, mit Blumen umkränzet; eine Schnur Bienen ist seine Sehne; seine Pfeile sind zugespitzte Blumen; er reitet auf einem Papageien-Weibchen. Sein schönes Weib Radi, die Zärtlichkeit, knieet auf einem Pferde und drückt jagend einen Pfeil ab. Selbst Iswara oder Siva, der Gott der Zerstörung, erscheint nicht allenthalben schrecklich: als ein wunderschöner Bettler wußte er einst die tugendhaften Weiber mit Liebe zu bezaubern, daß ihre sonst reinen Gelübde und Opfer nicht mehr galten. Dieß sind die Hauptgottheiten der Indier und außer ihnen giebt es auch in der Zahl der Untergötter, der Dichtung nach, sehr artige Gestalten. Indra, der Gott des Luftkreises, der zwar den Donnerkeil führet, nicht aber ein tobender Gott ist, wohnet als König der Genien und guten Geister im überirdischen Paradiese, dreier Welttheile Beherrscher. Sanft berührt sein Wagen die Gebirge der Erde, und außer dem Donnerkeil ist eine Blume in seinen Händen. Der Seegott Varuna schwimmt auf einem Fisch; die Göttinn des Flusses Ganga geht auf dem stillen Strome und trägt zwei Wasserblumen in den Händen. Arun ist der Wagenführer der

Sonne; er lenket zwölf oder sieben Rosse durch Kraft des Gottes Surija, der hinter ihm sitzt; und zerstreuet die Schatten der Nacht. Nareda, Brama's Sohn, ein Gesetzgeber, groß in Künsten des Krieges und Friedens, trägt die Wina, eine äolische Laute in seiner Hand, die der harmonische Geist der Luft beweget. Die indischen Musen und Nymphen endlich, Personificationen der unschuldigsten und schönsten Wesen der Natur, der Bäume, Pflanzen, Blumen, der Jahreszeiten, ja selbst der musikalischen Töne, sind beinahe die zarteste Sprosse einer menschlichen Dichtung. Was kann nicht aus Geschöpfen dieser Art in Bildern geformet, und in der vorstellenden Kunst sowohl, als in tonreichen Worten gedichtet werden?

Fügen wir nun hinzu, daß die Indier, insonderheit in den obern Stämmen, ein schöngebildetes musikalisches Volk, und das weibliche Geschlecht unter ihnen, nach der glaubwürdigsten Reisenden Zeugniß, in der Kindheit und den jüngeren Jahren von sehr zarter Bildung sind; fügen wir hinzu, daß die Religion der Bramanen, nordwärts ausgegangen, unweit der Grenzen von Kaschmire, im Mittelpunkt der Schönheit Asiens, ihren ersten mythologischen Wohnsitz aufgeschlagen, und Krisna bei seiner Erscheinung sich die schönsten fröhlichsten Stämme gewählt habe; ziehen wir den feinen sinnlichen Geschmack der Bramanen in Betracht, der, von Wein und Thierspeise gesondert, die Blume und das Wasser feiner als irgend eine andere Nation kostet, die Organe des Gefühls, der Sinne und der Einbildungskraft rein erhält, und keine stürmische Leidenschaft der Seele

von langen Generationen her kennet; bemerken wir, daß unter allen Nationen der Erde die Indier das einzige Volk sind, das die sinnliche Wollust zur schönen, ja sogar zur gottesdienstlichen Handlung gemacht hat e); und fügen dann die zarte Genauigkeit, den religiösen Fleiß, die unermüdliche Aufmerksamkeit dazu, mit denen vielleicht nur sie Werke der Kunst vollführen konnten, wie sie Werke des mühsamsten Fleißes vollführen: was werden wir von ihren Abbildungen so feiner Dichtung nicht auch in Gemählden oder andern Vorstellungen erwarten. Und wenn wir Gelegenheit hatten, indische Mahlereien oder andre Kunstwerke aus den jetzigen Zeiten ihres allgemeinen Bedrucks und Verfalls zu sehen, und die schönen Farben, den feinen Fleiß, die zarte Seele in ihnen zu bemerken: wer würde nicht neugierig auf die Denkmale ihrer bessern und besten Zeiten! wer wünscht nicht am Berge Meru einen Parnaß, auf Agra's Fluren ein Thessalien, und an den Ufern des Ganga ein asiatisches Athen zu finden?

Ganz betriegt uns vielleicht diese Hoffnung nicht; und wenn einst die Denkmale der Kunst und Dichtung jener Gegenden uns wie die griechischen dargelegt würden: so wird nach manchem schon bekannten Winke man wenigstens Bedenken tragen, die Indier hinfort, in Ansehung der Kunst und Dichtkunst, noch hinter die Aegypter zu setzen, und sie,

---

e) S. hierüber Grose, de Pages, Makintosch, die Sketches relating to the manners of the Hindoos, und die Nachricht jedes Reisenden, der nicht gegen die Nation eingenommen war.

die unter allen Völkern der Erde vielleicht am wenigsten Barbaren sind, unter rohe Barbaren zu zählen. Niebuhr, f) der viele ägyptische Denkmale gesehen hatte, findet die Basreliefs und Statuen im Tempel auf Elephante viel besser in der Zeichnung und Stellung als die ägyptischen Figuren; er bemerkt an mehreren derselben zornige oder furchtsame Mienen und äußert überhaupt von diesen ungeheuern, in Felsen ausgehöhlten Tempeln die Meinung, daß sie nicht weniger Arbeit und weit mehr Kunst gekostet hätten, als die ägyptischen Pyramiden. W. Hunter g) rühmt an einigen dieser Riesenfiguren „sehr schön gebildete Theile, in denen das Schwellen der Muskeln und mancherlei Affekt, z. B. der tiefe, stille Gram, in andern Verachtung und Unwille, wohl ausgedrückt sey; er findet bei den meisten ein regelmäßiges Verhältniß der Glieder, und bemerkt bei den Höhlen zu Canara, daß, da in ihnen keine Mißgestalten, wie auf Elephante und bei Ambola, gefunden werden, diese Kunstwerke vielleicht die ältesten von allen und zu einer Zeit gearbeitet seyn möchten, da der Geschmack und die Mythologie des Volks noch nicht verdorben waren.“ Hätten wir nun genugsame Beschreibungen, ich will nicht sagen Abbildungen von indischen Denkmalen des höhern Landes, um nur einigermaßen die Geschichte der Kunst dieses Volks verfolgen und die Ursache angeben zu können, wie, wo und wann die

f) Niebuhrs Reisebeschreibung. Th. 2. S. 32 u. f.

g) Ebelings Sammlung von Reisebeschreibungen Th. 9. S. 466 u. f. Hamburg 1787.

Mißgestalten der Bilder angefangen oder aufgehört haben; kennten wir die Bilder der Götter und Helden in ihren verschiedenen Erdstrichen, Sekten und Tempeln mit einiger Genauigkeit: so würde es leicht werden, zu unterscheiden, wo z. B. die dicken Lippen und andre fremde Züge der Gestalt und Kleidung zu finden oder nicht zu finden sind, und wie sie sich mit der unstreitigen Geschichte, Mythologie und Bildung der indischen Nation gemischt oder gepaart haben. Nun aber sind wir hierüber fast ganz im Dunkel. Wir wissen selbst nicht, woher die bekanntesten Abbildungen der indischen Götter, die wir in den oben angeführten Büchern sehen, genommen sind. h) Noch weniger wissen wir, wo sich andere, an die Jones in seinen Gedichten und Erläuterungen denkt, finden; und eine Geschichte der Mythologie, Kunst und Dichtkunst dieses Volks liegt noch ganz in der Zukunft. Wie sollten wir an diese jetzt schon zu denken wagen, da die Denkmale unweit Bombay, Madras, Pondicheri, die Jahrhunderte lang den Europäern so nahe lagen, kaum in den neuesten Zeiten bemerkt und beschrieben sind, und wir z. B. von den höchst merkwürdigen sogenannten sieben Pagoden zu Mavalipuram erst neulich einige Nachricht erhalten haben? i) Sagte man uns, daß in Griechenland Denkmale vorhanden seyen, auf de-

h) Die in Baldeus, Hollwell, Jones scheinen mir die ursprünglichsten, wie denn mit den ersten die indischen, gewiß Originalgemählde, im Museum des Cardinal Borgia zu Veletri sehr übereinkommen. Woher mag Jones die seinigen haben? hat er sie etwa simplificirt?

i) Asiat. Researches Vol. I. p. 145.

nen sich die vornehmsten Götter und Helden Homers in Stein gehauen fänden, welche Aufmerksamkeit würde dieß erregen! Dort sind die vornehmsten Geschichten des ersten indischen Heldengedichts, des Mahabarit gebildet; dort ist das Bett Derma-Raja's, Wistnu's u. s. wenige Meilen von einer Hauptniederlage der Engländer und Franzosen, noch ganz unbeschrieben. Wie nun, wenn man die Pagoden, in denen meistens jede Gottheit ganz local verehrt wird, durch ganz Indien verfolget? Vieles hat freilich die Zeit zerstöret; noch mehreres haben die Muhamedanischen Fürsten für ihren Gott und Mahomed verwüstet, oder in Moscheen verwandelt; was noch da ist, sahen die Missionäre als schändliches Götzenwerk an, und der Geldddurst der Europäer verachtete es aufs tiefste: nur der Wunsch bleibt uns also übrig, daß der Sinn reicher Britten auf eine mahlerische Alterthumsreise durch Indien, so weit die Bramanenreligion reicht, gerichtet würde. Jetzt reden wir, weniges ausgenommen, nur wie über mythologische Kalenderbilder und über Nachrichten von Hörensagen.

2.

Wenn es über diese zu reden erlaubt ist, so müssen vor allen die Hindernisse angeführt werden, die der Kunst der Indier entgegen zu stehen scheinen. Widerlegt die Zeit meine Vermuthungen, so will ich gern widerlegt seyn.

Das Haupt-Hinderniß nämlich war die Quelle ihrer Kunst selbst, ihre Religion und die daher geformte Einrichtung. Ihre Götter entsprangen aus symbolischen Begriffen,

die man auch in Denkmalen als Symbole beibehielt, die aber deshalb die Kunst gewaltig einschränkten. Die gewöhnliche Stellung derselben ist die sitzende: denn sie sind Könige, Herren des Weltalls. Diese Stellung mit zusammengeschlagenen Füßen nach morgenländischer Weise ist der bildenden Kunst nicht förderlich. Eine halbe Figur geht aus dem Teppich oder der Blume, auf welchen sie sitzet, empor; die Füße sind wie hinzugefügte todte Glieder. Keine lebendige Kraft, kein strebender Wuchs kann im Gebilde sichtbar werden. Wenn nun auf dem Haupt des Gottes noch die Pyramidenkrone stehet; wenn sein Ohr mit Gehängen, seine Brust mit Perlen, sein Kleid mit mancherlei Schmuck des Orients geziert ist: so wird die Figur zwar reich, für die Kunst aber minder schön werden. k) Ein Gemählde, das diesen Zierrath mit frischen, lebendigen Farben ausdrückt, kann mit der Natur wetteifern; das Basrelief aber und die Statue bleiben zurück. Da nun auch stehende Figuren ordentlicher Weise mit diesem Putz, der selbst die Füße umwindet, beladen sind: so wird der Kunst hiemit ihr Hauptgegenstand, die

---

k) Dieser Putz schien ihnen von der Göttergestalt so unabtrennlich, daß der verkörperte Gott sich den Menschen fast nicht anders offenbaren konnte. Als Krisna geboren ward, sagt der Bagavedam, brachte er vier Hände zur Welt, ein Kleid, mit Rubinen besetzt, und mit prächtigen Perlen gezierte Ohrengehänge. Er erschien mit einem königlichen Purpur bekleidet, Waffen an seiner Seite und eine Krone auf seinem Haupte. Himmelblau war sein Leib; daher kommt auch sein Name. S. Sammlung Asiatischer Original-Schriften. Zürich 1791. S. 178.

Bildung des Körpers, entzogen. Zukünftige Nachrichten mögen es einmal zeigen, wie Krisna mit seinen Gespielen, Kama, der Gott der Liebe, mit Mutter und Weibe scherzend, vorgestellt sind; sonst giebt Wistnu, wie er auf der Schlange oder im Schoos seines Weibes schläft, nach unsern Begriffen kein schönes Göttergemählde. Sind vollends fürchterliche Erscheinungen desselben abzubilden gewesen, wie er als Fisch das Gesetzbuch vom Grunde des Meers heraufholte; als eine Schildkröte die sinkende Erde unterstützte; jetzt als ein Eber auf den Riesen losging; dann als ein Ungeheuer aus der Säule hervorbrach: so kommts auf den Geschmack der Kunst an, wie sie diese Fabel zu behandeln wußte. Mir sind schöne und häßliche Abbildungen davon bekannt; 1) authentische Nachrichten werden erweisen, welches die beliebtesten, die häufigsten Vorstellungen waren, und wie solche etwa nach Gegenden und Zeiten gewechselt haben. Eben so beschwerlich sind der bildenden Kunst einige Thiere, auf welchen indische Götter reiten. Im Mährchen läßt es sich artig hören, wie der Gott der Liebe auf einem Papagei, Siwa auf einer Kuh, dem Bilde der Tugend, Supramanier auf einem Pfau, Sani, der Gott der Strafe, auf einem Raben, der König der Hölle auf einem Büffel, der König der Geister auf einem Elephanten reitend vorgestellt wird: das bedeutende davon läßt sich nirgends verkennen; dem Auge indessen gibt es außer dem Gemählde mit

1) Man vergleiche z. B. Baldeus, Dapper, Sonnerat, Jones; im ersten und im letzten sind die leidlichsten Gestalten.

Farben, kein so gnügsames und festes Kunstverhältniß, als wenn der Gott des Feuers auf einem Widder, der Gott des Meers auf einem Krokodill, der Gott der Winde auf einer Gemse, der Gott des Reichthums auf einem weisen Roß mit Kränzen geziert, die Göttinn der Zwietracht und des Elendes auf einem schwarzen Pferde, das Panier des Raben in der Hand haltend, reitet. Allenthalben indeß sieht man, die symbolische Allegorie hatte die Kunst übermannt; diese gehorchte der religiösen Bezeichnung und Sage.

Noch deutlicher bemerkt man dieses an den Attributen, mit welchen die heilige Sage ihre Götter auch in der Kunst beschwerte: um diese Attribute nur zeigen zu können, gab sie ihnen viele Hände, viele Köpfe. Hiemit hatte freilich die Sage reiche Gelegenheit, an dieser göttlichen Ungestalt sich erhalten und wiederholen zu können; bei jedem Symbol, jedem Arm, jedem Kopf konnte eine Geschichte, eine Eigenschaft des Gottes erzählt werden, und an einer einzigen Figur hatte der Lehrer sowohl als der Schüler gleichsam die ganze Epopee des Gottes, ein vollständiges Inventarium seiner Verhältnisse und Thaten. Alles war an ihm bedeutend; und ich zweifle, ob die Symbolik der Kunst bei einem Volk der Erde ausführlicher behandelt sey, als bei den Indiern. Die Symbolik der Aegypter wenigstens erscheint gegen sie so einfach, daß es zu verwundern ist, wie man beide verwechseln, oder einander hat gleichschätzen mögen. Jede von beiden ist local; es herrscht auch ein völlig verschiedener Geist der Zusammensetzung in dieser und jener.

Aus Büchern nämlich scheint die ganze Kunst der Indier entsprossen zu seyn, wie auch Wistnu bereits in seiner ersten Verwandlung die verlornen Wedams hervorholte; daher ich für diesen Theil der symbolischen Kunst recht viele indische Gedichte, Mährchen und Sagen übersetzt wünschte. Ganz einen andern Weg nahm die Kunst der Griechen. Sie diente zu Anfange den Priestern, aber nicht lange. Bald warf sie dem Bacchus die Hörner, andern Göttern ihre drückenden Symbole ab, und symbolisirte die Götter selbst zu bleibenden, ewigen Charakteren. Eine Stirn des Jupiters, Herkules, Apollo und Bacchus ist für die ganze Figur charakteristisch; so ihre andern Glieder. Die Kunst der Griechen ward gebildet, als Kunst zu sprechen, ohne fremde Attribute, ohne Buchstaben der heiligen Sage; dahin konnte sie unter der Leitung der Bramanen bei den Indiern schwerlich gedeihen. Die Kaste der Künstler war ein untergeordneter Stamm: der Stamm der Bramanen war sein Gebieter. Fleiß und Arbeit konnte jener zum Werk bringen; dieser brachte dazu anordnende Gedanken.

3.

Wenn also auch, wie ich doch nicht glaube, die Kunst der Indier als Kunst keinen Werth erhielte: in der Geschichte der Menschheit wird sie ihn je und immer als Denkmal eines philosophischen Systems behaupten, das vielleicht nur am Ganga entstehen konnte, an ihm aber auch unvergänglich zu seyn scheinet. Ich zeichne einige Hauptsätze dieser merkwürdigen Philosophie aus, und setze sie mit der Kunst in Verbindung.

1. Eine schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft war die Grundlage dieses Systems, das sich eben so sehr der sinnlichen Anschauung, als der tieferen Forschung empfiehlt. An die Principien der Perser von Licht und Finsterniß, an die Systeme anderer Nationen von thätigen und leidenden Kräften der Natur konnte allerdings viel Wahres und Gutes geknüpft werden: ich zweifle aber, ob Eins derselben dieser Trias von Kräften an Allgemeinheit, Leichtigkeit und Anmuth der Ueberschauung gleich sey. Jede Blume lehrt uns dieses System, (die Indier liebten die Blumen) und was jene lehrten, bestätigen die Blumen des Himmels, Sonnensysteme, Milchstrassen, als Theile des Universum: Schöpfung, Erhaltung und Untergang sind die drei Punkte ihrer grossen oder kleinen Epoche. Die schaffende Kraft, Brama, ward bei den Indiern bald in den Schatten gedrängt und um den lautesten Theil ihrer Verehrung gebracht: (denn wie wenig wissen wir von der Schöpfung!) indeß Wistnu und Siwa, der durchdringende Erhalter und der Zerstörer der Dinge, sich in den Thron der Weltherrschaft theilen. Auch das war schön bei diesem Poem des Weltalls, daß die Fortpflanzung der Wesen ein Mittelpunkt der Vereinigung aller drei Kräfte ward, die einander begegnen, einander aufzuheben scheinen, und eben dadurch die Kette der Natur weiterhin gliedern. m) Fruchtbarkeit zer-

m) Iswara wollte brennend die Welt zerstören, Wistnu fing ihn auf, Brama unterstützt beide: daher der Lingam. S. Sonnerat S. 152. Zürcher Ausg. 4. 1783.

zerstöret die Blume; und doch streben zu dieser Blüthe alle ihre Kräfte: was sie zerstöret, erhält die Schöpfung. So sind auch Wistnus Verwandlungen gewissermaßen die Summe aller Ereignisse der Menschengeschichte; denn was zeiget uns diese, als Sinken und Emporholen, gewohnte Unterdrückungen aller Art, und sodann hie und da etwa einen neuen Altar des verkörperten, hülfreichen Gottes Rama.

2. Die Selenwanderung lag in diesem System, wo nicht wesentlich, so doch als ein Traum; ein angenehmer oder schrecklicher Traum für Wesen, die in die Region unsichtbarer Kräfte durchaus nicht zu dringen vermögen. Das Verbrennen des Leichnams trug wahrscheinlich zu ihrer Gründung bei, und es ist unglaublich, wie tief sie sich in den weichen Gemüthern der Indier gegründet habe. Sie allein bewiese, (wenn keine andere Beweise da wären), was durch Wahn und Glaube aus einem Menschen gemacht werden möge; eben aber auch sie beweiset, daß das Bramanensystem ein sehr durchdachtes System sey, welches denn auch seine feinen Eintheilungen der Weltelemente, Sinne und Seelenkräfte, der Tugenden und Laster, ja der feinsten Wirkungen des menschlichen Geistes genugsam bestätigen. n) Kennten wir die reiche Literatur der Bramanen im Fortgange ihrer älteren und neueren Geschichte: so würde diese uns über Mehreres hievon Licht geben. o)

n) S. hierüber insonderheit den Baghuat-Geeta. Lond. 1785.

o) S. hierüber den Aufsatz XVIII. on the Literature of the Hindus. Asiat. Research. Vol. I. p. 340.

3. Das erste und einzige Wesen, das nicht Brama, Wistnu, Iswara, sondern Brehm, die Selbstständigkeit, ist, hat die indische Philosophie in einer so entfernten Höhe, zugleich aber auch in einer so innigen Nähe mit uns vorzustellen gesucht, daß sie von beiden Seiten schwerlich übertroffen werden möchte. „Es war; es ist, was da „ist; es bleibet. Außer ihm ist die Schöpfung „Maja, Täuschung; sie ist nur gegenwärtig in un„sern Sinnen, in unserm Verstande. Weit inni„ger als die großen Elemente ist das Wesen der „Wesen in Allem; das All ist aber nicht dieß „Wesen selbst: kein Ding ist ein Theil von ihm, „alle Dinge sind in ihm; sie sind sein Abdruck. Das „Gemüth kann ihn suchen, diesen Wesenden, „durch Grundsätze, die, wie Er, allenthalben das „einzige Ewige sind." Und sie haben ihn gesucht, diese sonderbaren Weisen, und suchen ihn noch auf strengen Wegen der Enthaltsamkeit, Absonderung und Vereinigung (Concentration) der Gemüthskräfte und Gedanken. Ob sie ihn gefunden haben, ob er auf diesem Wege zu finden sey, wollen wir wenigstens nicht entscheiden, die wir in unserer Lebensart, unter Zerstreuungen und Begierden, vielleicht von der feineren Maja (Verblendung) nicht einmal einen Begriff haben, die jene von Wein, Blut und Leidenschaft gesonderten Menschen unter der Idee des Wesens der Wesen täuschet.

Auf die Kunst der Indier hatten diese hohen Speculationen einen mächtigen Einfluß, indem sie die Verehrung heiliger Bilder, Orte und Elemente, mithin die ganze Composition heiliger Denkmale be-

stimmten. „Wie das Auge," sagen sie, „durch „das Licht, das Gefäß durchs Feuer, das Eisen durch „den Magnet durchdrungen und belebt wird: so wird „auch durch den ewigen Geist das Weltall mit Kräf„ten begabt, und die Seele des Menschen mit den „edelsten Kräften. Heilige Bilder sind nur Erinne„rungen der Gottheit, die man am eigentlichsten und „tiefsten in sich selbst, in einem reinen Verstande „und Herzen findet." Mit diesem Grundsatz waren die Grenzen ihrer religiösen Kunst bestimmt, und durch die dreifache Personification des höchsten Gottes ihr ganzer Weg vorgezeichnet; denn die Idee des höchsten Gottes selbst war keines Bildes fähig.

Dieß zu erweisen, laßt uns einige Stellen des Baghat-Geta, in denen Krisna zu Arjun über sich selbst und seine Gestalt spricht, hören:

Auf und vernimm der Geheimnisse größtes. Alles, was da ist,
Ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen Aether,
Und kehrt wieder zurück, nach seinem vollendeten Zeitlauf,
In die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt.

* *
*

Vater und Mutter der Welt, der Erscheinungen Grund und Erhalter,
Ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbliches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und Verschwinden.

* *
*

Nichts ist größer als Ich. Wie die köstliche Perl' an der Schnur hängt,
Hangen die Wesen an mir. Ich bin im Wasser die Feuchte,
Licht in der Sonn' und im Mond', Anbetung bin ich im Wedam,
Schall in dem Firmament, und Menschennatur in der Menschheit,
Süßer Geruch in der Erd' und Glanz der Quelle des Lichtes,
Leben und Gluth in Allem, des Weltalls ewiger Same.

Wer wollte dieß Wesen bilden? wer könnte es mahlen? Um den Menschen anschaulich zu werden, muß der sich offenbarende Gott Symbole wählen, und so wählt er in jeder Gattung und Art das Edelste, das Erste:

Ich bin der Schöpfung Geist, ihr Anfang, Mittel und Ende.
In den Naturen das Edelste stets von allen Geschlechtern.
Unter den himmlischen Wistnu, die Sonne unter den Sternen,
Unter den Lichtern der Mond, von Elementen das Feuer,
Meru unter den Bergen, das Weltmeer unter den Wassern,
Ganga unter den Strömen, Aswaata unter den Bäumen,
König in jeglicher Art der Menschen und aller Lebend'gen;
Unter den Schlangen bin ich die ewige Schlange, der Weltgrund;
Unter den Rossen das Roß, das aus den Wellen des Milchmeers

Sprang, und der Elephant aus eben den Wellen geboren.
Unter den Waffen der Donner; der Führer himmlischer Heere
Unter den Kriegern; ein Lehrer der Geister unter den Lehrern;
Unter Gebeten das stille Gebet, der himmlischen Chöre
Führer; von Worten das göttliche Wort, einsylbig und heilig.
Millionen Formen, Geschlechter, Arten und Farben,
Das ist meine Gestalt. Auf! siehe mit himmlischem Auge
Mich wie ich bin —
Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer Zierde,
Vielbewaffnet, geschmückt mit Perlen und köstlichen Kleidern,
Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit seltenen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
Hielt er die Welten in sich, geschieden in jede Veränderung.
Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor Schrecken erhoben,
Sank der Schauende nieder, und betete, preisend, den Gott an:
„Ewiger, in Dir seh ich die Geister alle versammelt,
Alle Gestalten der Wesen: ich sehe den schaffenden Brama
In Dir, thronend über dem Lotos; ich schaue Dich selbst an,
Dich mit unendlichen Armen und Formen und Gliedern bewaffnet,
Und doch seh ich in Dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
Geist der Dinge, du Form des Alls! Ich schaue die Krone
Deines Haupts, eine strahlende Glorie, leuchtend in alle
Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz;

Deine Augen, der Mond und die Sonne; der Athem des Mundes
Flammendes Feuer; der Raum des Weltalls Deine Verbreitung.
Geister seh ich zu Dir sich nahn, wie zum Orte der Zuflucht;
Geister seh ich erschrocken die Hände falten und zittern.
Welten schauen Dich an und staunen, Dich die gewaltge
Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und Häuptern,
Armen und Brüsten. Die Heere der länderbeherrschenden Helden,
Siehe, sie stürzen in deinen verschlingenden feurigen Athem,
Wie ins unermeßliche Meer die rollenden Ströme,
Wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwärme sich stürzen:
Aber du stehest und bleibst und füllst mit Strahlen das Weltall —

* * *

Ich bin weit entfernt, die Methaphysik dieser Vorstellungen den ersten und ältesten Zeiten zuzuschreiben. Die Idee des höchsten Gottes mag von den drei großen Kräften der Natur nur spät abgezogen seyn; eben deßwegen aber lag sie vorher schon in allen dreien Gestalten. Der Verehrer des Brama, des Wistnu, des Siwa, fand den höchsten Gott vorzüglich in seinem Verehrten, wie es noch jetzt, nachdem Brama in den Schatten gedrängt ist, die Sekten des Wistnu und Siwa beweisen. Jede legt ihrem Gott die höchsten Prädikate bei und raubt sie den andern, sogar daß sie die Geschichten derselben umkleidet. Aus so überschwenglichen Ideen konnte die Kunst keinen andern Charakter gewinnen, als

den ich zur Unterscheidung den vielbedeutenden (πολυσημαινον) nennen möchte. Er wollte Alles sagen, er wollte bei den großen Göttern das Weltall im Bilde zeigen. Da entstanden jene vielarmigen, vielköpfigen Ungeheuer, in einem ganz eigenen Geist der Zusammensetzung; die Bramanen-Weisheit hatte Speculation und Fabel auf eine so seltene, eigenthümliche Weise verbunden, daß die bildende Kunst nothwendig darunter erliegen mußte.

Eben so begreiflich wirds, daß die Lehre der Seelenwanderung der bildenden Kunst nicht förderlich seyn konnte. Man sahe den Körper als ein Zusammengesetztes von Elementen an, die bei seiner Auflösung zu ihrer Quelle zurückkehrten.

> Wie man die alten Kleider hinwegwirft, neue zu tragen,
> Lässet die Seele den Leib und zieht in andere Leiber.

Daher man denn für die Verewigung dieser flüchtigen Körpergestalt nicht so gar sorgsam seyn konnte. Auch gab das gewöhnlichere Verbrennen der Todten mindere Gelegenheit zu Gräber-Denkmalen, da, den Grundsätzen der Indier nach, die Seele im Grabe keine Wohnung haben konnte.

Also müssen wir, wenn von Composition der Gestalten in Kunst und Dichtkunst nach indischer Weise die Rede seyn soll, unsern Gesichtskreis weiter und höher nehmen, wo wir denn in der Vorstellungsart der östlichen Völker jenseit des Indus bis in die Mongolei, Tsina, Siam, Japa u. s. ein Eignes antreffen werden, dessen Erklärung schwer, wie mich dünkt, aber nicht unmöglich ist. Wie an

verschiedenen Orten der Erde die Magnetnadel verschieden, jedoch unter Hauptgesetzen, declinirt: so declinirt die Einbildungskraft, der Geschmack, die Art der Composition der Völker, und doch ist's und bleibt es allenthalben dieselbe Menschheit.

II.

P e r s e p o l i s.

Eine Muthmaßung.

Digitized by Google

Ich kann es voraussetzen, daß den meisten meiner Leser die prächtigen Alterthümer von Persepolis bekannt sind, die in so vielen Reisebeschreibungen zum Theil mit großer Genauigkeit abgebildet worden. Kämpfer, Chardin, le Brun, und noch neulich Niebuhr, ein Reisender, der an Sorgfalt und Wahrheitsliebe wenige seines Gleichen hat a), haben die Abbildung derselben immer genauer zu machen gesucht, und der Letzte insonderheit hat darauf den treuesten Fleiß verwendet. Wie kommt's aber, daß diesen Beschreibern noch keine Erklärer nachgefolgt sind, die über die Bedeutung so zahlreicher Figuren in ihrem Zusammenhange einige nähere Untersuchung angestellt und darüber wenigstens Vermuthungen geäußert hätten? Mich dünkt, diese Alterthümer sind der Betrachtung nicht weniger werth, als jene ägyptischen und griechischen Reste, über welche doch beinah eine Bibliothek geschrieben

a) *Kaempf.* amoenit. exotic. Fasc. II. Relat. 5. p. 325. — 353. *Chardin* Voyages en Perse T. II. p. 140 — 197. *le Brun* Voyages T. II. p. 285. seq. Niebuhrs Reisebeschreibung B. 2. S. 121 — 165. Die übrigen, die von diesen Alterthümern gehandelt haben, s. in Meusels bibl. hist. Vol. I. P. II. p. 41. 42. Heyne's Guthrie Th. 2. S. 233.

worden; und die ungeheure Anzahl von 1300 Figuren sollte doch, wie ich glaube, uns von ihrer Bedeutung mehr errathen lassen, als eine Hieroglyphenschrift auf den ägyptischen Obelisken. Ich lege nichts als eine Vermuthung dar, der ich Bestätigung oder Berichtigung wünsche. Sobald in einer schweren Sache nur der Anfang gemacht ist, werden mehrere gereizt, die Mängel zu verbessern und den unbetretenen Weg, auf welchem Einer auch nicht weit kam, weiterhin zu verfolgen.

* *
*

Das Erste, was uns beim Eingange dieser prächtigen Ruinen aufstößt, sind die zweierlei riesenhaften Thiere, die vor der Treppe an den beiden Seitenpfeilern hocherhaben ausgehauen sind b). Der Graf Caylus c), der überhaupt diese Denkmale zu sehr durch ein ägyptisches Fernglas sah, bemerkt in ihnen nur die Aehnlichkeit mit den ägyptischen Sphynxen, mit welchen sie doch eigentlich wenig gemein haben; denn die beiden Thiere, die auswärts sehen d), sind offenbar das erdichtete Einhorn, ein Fabelthier, das im ganzen Orient bekannt ist; die beiden, die auf zwei andern Pilastern ostwärts nach dem Berge hin sehen e), hätten zwar mehrere Aehnlichkeit mit dem ägyptischen Sphynx; sie sind aber

---

b) Kämpfer S. 336. *Chardin* p. 133. 134. Niebuhr S. 125. *le Brun* tab. 124.

c) Caylus Abhandlungen, Meusels Uebers. Th. 1. S. 67

d) Niebuhr Tab. XX. a.

e) Niebuhr Tab. XX. b.

dennoch, wie wir gleich sehen werden, gleichfalls von eigenem asiatischen Gepräge.

Jedermann ist nämlich bekannt, daß der asiatische Bergrücken oder das Gebirge Kaf der alten Fabeltradition, das große Dshinnistan, d. i. der Sitz und das Vaterland tausend erdichteter Geschöpfe sey, die auf ihm wohnen. Hier ist das Reich der Peris und Divs; hier wohnt der Vogel Kaf, Simurgh oder Anka, der alle Sprachen spricht und so lange gelebt hat, daß er die Erde siebenmal mit neuen Geschöpfen besetzt gesehen; hier sind jene unzähligen Wundergeschichten des Tamuras, Feriduns, Rustem, Afrasiab u. a. vorgegangen, durch welche Drachen und Ungeheuer, der Racksche, Soham, Uranabat, Eschder, u. s. bezähmt worden f): Sagen, die längs dem asiatischen Gebirge hingehn und mit Farben, die sich nach dem Charakter der Völker und Gegenden verändern, vom Kaspischen bis zum Weltmeer reichen. Es wird sich anderswo eine Gelegenheit darbieten, von diesen alten Geschöpfen der menschlichen Einbildungskraft ausführlicher zu reden; hier bemerken wir nur, daß weder das Einhorn, noch das andre geflügelte Fabelthier auf den Ruinen Persepolis aus Aegypten geholt, sondern völlig asiatischen Ur-

f) S. *Herbelot* art. Simorgauka, Soliman, Tahamurath, Div, Peri. etc. Richardsons Abhandlung über die Sprachen der morgenländischen Völker Kap. 3. Abschn. 3. S. 202. Deutsch. Uebers. *Bochart* Hierozoic. P. II. L. VI. de animal. fabulos. et al. Wenn Athenäus (B. XI.) von den Zierrathen persischer Becher redet, vergisset er nie dieser erdichteten Thiere.

sprunges sey; welcher Ursprung uns auch seine Bedeutung weiset.

Aus den Gedichten mehrerer morgenländischen Völker nämlich ist bekannt, daß sie die Bilder der Thiere vorzüglich zu Bildern der Menschen und Völker wählen, weil in der Sprache der ältesten Welt sowohl Tugenden als Laster, und jede vorzügliche Eigenschaft unsers Geschlechts nicht besser als durch eine Gestalt der Thiere ausgedruckt werden konnte. Die Thiergestalten, unter welchen Jakob seine Söhne und Moses die Stämme seines Volks bezeichnet g), sind hievon eins der ältesten Beispiele. Das sogenannte Einhorn (Reem) ist schon unter diesen Bildern. Der Moabitische Segensprecher, Bileam, braucht es zweimal, um die Stärke des Volks, das er wider seinen Willen segnen mußte, zu bezeichnen h); und in dieser Bedeutung wird es auch in dem alten Buch Hiob gebraucht, als das Symbol einer unbezwinglichen Stärke i). Durch alle morgenländischen Dichter geht diese Bezeichnung; und eben in dem hebräisch-chaldäischen Propheten, der den Gegenden von Persepolis am nächsten lebte, in Daniel, finden wir nicht nur diese Manier erdichteter Thiergestalten, als Sinnbilder der Völker, am ausgezeichnetsten; sondern er hat sie auch den künftigen Sehern seiner Nation gleichsam festgesetzt und zum Muster gegeben. Ihm ist's ganz gewöhn-

g) 1 Mos. 49, 9. 14. 17. 21. 27. 5 Mos. 33, 17. 20. 22.

h) 4 Mos. 23, 22. Kap. 24, 8.

i) Hiob 39, 9. 10. In den Psalmen gleichfalls Ps. 92, 11. 22, 22. 29, 6. Jes. 34, 7.

lich, Reiche als Thiere zu sehen, und gerade erblickt er Thiere, wie sie auf diesen Mauern stehen: einen Löwen mit Adlersflügeln, einen Bären mit Elephantenzähnen, einen geflügelten Leoparden, ein gehörntes Thier mit zertretenden Füßen und zermalmenden Zähnen, Widder, Böcke mit langen Hörnern; und alle diese Bilder setzt er jedesmal in so veränderter, fabelhafter Composition zusammen, als es der Sinn erforderte, der durch sie angezeigt werden sollte k). Da nun Daniel die beste Zeit seines Lebens unter dem medischen Darius bis auf den Cyrus der Perser gelebt hat; da er außer Palästina erzogen war, und in ihm alles einen ausländischen, und zwar gerade den Geist dieser Gegenden athmet: so könnte uns, auch nur aus diesem einzigen Datum, die Bedeutung solcher Compositionen nicht fremd bleiben. Wir wüßten also, was es ungefähr heißt, wenn in andern Feldern dieser Ruinen der Löwe das Einhorn hinterwärts anfällt l); oder wenn Helden und Könige Thiere dieser Art beim Horn fassen und durchbohren m). Es war die gewohnte Zeichensprache dieser Gegenden; „Geschöpfe solcher Art bedeuten feindselige Gewalten und Mächte;" der Hauptbegriff des Symbols, von dem wir reden, war unaufhaltsame, fürchterlich-zusammengewachsene Stärke.

---

k) Dan. 7. 8. Esra's viertes Buch und Johannes Offenbarung, nebst einer Reihe anderer Offenbarungen, sind späterhin sämmtlich in dieser Art von Composition der Bilder.

l) Niebuhr tab. 33. unten.

m) Niebuhr tab. 34. Kämpfer S. 334.

Wenn also das Einhorn, der Natur der Sache und der Bildersprache im Orient zufolge, Stärke bedeutet: was wird das andre, das geflügelte Thier bezeichnen? Ohne Zweifel mächtige Weisheit. Es hat ein Menschen-Angesicht und, außer seinen Flügeln, ein Diadem auf dem Haupt: wahrscheinlich also nichts als eine Ableitung jenes weisen, vornehmen Fabelthiers auf dem Gebirge Kaf, das so viele Sprachen spricht und eine hohe Herrschaft über die Erde führet. Will man es den persischen Sphynx nennen, so ist es wenigstens nicht der ägyptische Sphynx: denn es ist aus ganz andern Veranlassungen in andern Regionen erwachsen. Es ist keine weibliche Figur, wie der Sphynx in Aegypten war, sondern ein bärtiger Mann; das Diadem ist auf seinem Haupt; man siehet ihn auf keinem Felde dieser Ruinen im Streit, daß er von einem Thier angefallen, oder von einem Menschen getödtet werde u. s. Er stehet also dem Einhorn in seinen Attributen entgegen; und da an sprechenden Thieren dieser Art Asien reich ist, so daß sich Mährchen von ihnen bis unter die Mongolen, ja zu den Tungusen hin verbreitet haben: so dünkt mich, sind die Symbole an diesen beiden Figuren so klar gegeben, wie bei irgend einem Gesicht Daniels, Esra oder der Apokalypse. Der Schmuck, den beide Thiere an sich haben, ist in der Tradition gegründet und wird in jeder Beschreibung der Morgenländer von ihnen reichlich wiederholet. Noch jener Al-Borak, auf welchem Muhammed in den Himmel fuhr, war ein Thier dieser Art, größer als ein Esel, kleiner als ein Maulthier. Er hatte ein Menschengesicht und Pferdesgebiß; die

Mähne seines Halses war von feinen Perlen, umstrahlt mit Licht, und alle seine andern Glieder bis auf seinen Schweif waren mit Edelgesteinen aller Gattung gezieret. Er hatte Adlersflügel und eine menschliche Seele; er verstand, was man sprach; mit Perlen und Edelgesteinen war er bezäumt und umgürtet. n) — Muhammed und seine Nachfolger erfanden dieses Bild nicht; es war in hundert andern Erzählungen als gemeine Tradition gegeben. Einigen apokryphischen Büchern der Ebräer, z. B. dem vierten Buch Esra o), liegen eben dergleichen sprechende Thiergestalten zum Grunde; noch in der Apokalypse sind die beiden Symbole des starken und des weisen oder listigen Thiers nach dem Zwecke des Buchs aus der alten Tradition kenntlich. p) Wir haben also allen Grund, bei unsern Ruinen diese beiden Bilder als Symbole der Macht und königlichen Weisheit, beide aber als Staatsbilder, anzunehmen. Die Stärke bewahrt die äußere, die Weisheit die innere Pforte des Palastes; jene ist auswärts, diese nach innen gekehret.

Man fodre nicht, daß ich aus andern Schriften, z. B. aus dem Zend-Avesta alle Stellen der Fabeldichter, die hieher gehören, sammle. Da diese letztgenannten Bücher, wenigstens theilweise, gewiß aus einer spätern Zeit sind, als in welcher Persepolis erbauet worden: so können sie nichts als liturgische Commentare dessen seyn, was hier in ältern ein-

---

n) Gagnier Vie de Mahomed T. I. L. II. et al. al.

o) 4 Esr. 11, 12.

p) Offenb. Kap. 13.

fachern Bildern dastehet; und das sind sie reichlich. Jeder, der sie durchlaufen hat, weiß, wie viel z. B. jener vernünftige Stier, der König der Thiere, im Zend-Avesta gelte; was gleichergestalt jener Esel in Ferackhand, mit sechs Augen, neun Mäulern, zwei Ohren und Einem Horn, der von himmlischer Speise lebt, und jener Vogel, der die Sprache des Himmels spricht, in ihm bedeute. q) Man sieht, daß diese Liturgien auf alte Landestraditionen gegründet, größtentheils aber, insonderheit im spätesten Buch Bundehesch, schon so zum System geordnet sind, daß sie zwar bekräftigen und erläutern, nicht aber als ursprüngliches Fundament dienen mögen. Und so werde ich sie auch fernerhin in dieser Erläuterung gebrauchen.

Genug, weder das Einhorn, noch der persische Sphynx r) sind ägyptischen Ursprungs; sie sind auch nicht auf ägyptische Art gebildet. Sie liegen nicht, wie der ägyptische Sphynx, vor einem Tempel, sondern stehen in der Mauer des Palastes, nicht einwärts, sondern erhoben gearbeitet, so daß, da sie noch unverletzt waren, ihre Köpfe und ihr halber Leib aus dem festen Marmor herausstand. Auch ist der Tritt dieser Thiere belebter, als er bei

q) S. d'Anquetil Zend-Avesta T. II. im Register: Ane, Taureau, Oiseau u. f.

r) Niebuhr hat Th. 2. tab. 20. n) b. d. e. einige fabelhafte Thiere der alten Perser aus Münzen und Siegeln gegeben, die meine Gedanken sehr erläutern. Aus B. mit b. verglichen, siehet man, wie ein und dasselbe Thier vorgestellt werden konnte; es waren, wie im Buch Daniel und Esra, ymbolische Thiere.

den ägyptischen Thierbildern, selbst bei denen auf der Isischen Tafel, gefunden wird. Große Denkmale der alten Zeit, auch ihrer Gestalt nach: denn die Entfernung vom vordersten bis zum hintersten Fuß eines Thiers beträgt achtzehn Schuh, und es ist aus dem härtesten Stein mit großem Fleiß gearbeitet.

*
* *

Von den Thieren also als Bewahrern dieses Palastes steigen wir zu den menschlichen Figuren, deren ungeheuer viel sind. Indessen ist die Hauptfigur ihrer aller kenntlich genug und oft wiederholet. Es ist der gehende oder stehende Mann, s) mit dem längsten Bart unter allen tausend Figuren, der offenbar einen Vornehmen, (er sey nun Priester oder König), vorstellt und zu dem die andern zahlreichen Reihen wallfahrten. Er ist von ansehnlicher Länge, hervorragend über die, die hinter ihm stehen und den Wedel und Fächer über ihn halten. Mit einem persischen goldenen Turban ist er geschmückt, und über ihm schwebt eine himmlische Gestalt, die allenthalben mit ihm gehet, t) auch wenn sie nur mit einer Abkürzung über ihm schwebet. u) Die schönste Stellung ist die, da diese Person steht und mit der himmlischen Gestalt zu sprechen scheint — auf jenem prächtigen Grabmal, das zwar nicht mit diesem Palast zusammenhängt, offenbar aber die-

s) Niebuhr tab. 25. c. le Brun. tab. 129. ingleichen S. 123. Nach Niebuhr ist sein Turban wirklich mit Golde bedeckt gewesen.

t) Chardin tab. LXII. I. zu S. 156. le Brun tab. 143.

u) Chardin tab. LXIII. LXIV. le Brun tab. 153.

selbe große Vorstellungsart befolget. x) Wir fragen also: **wer ist die himmlische Gestalt, die über dem Haupt oder vor dem Angesicht des edlen Sterblichen schwebet? wer ist dieser erhabene Mann selbst? und wer sind die zahlreichen Heere, die zu ihm wandern?** Sind diese drei Fragen aufgelöset, so sind auch die Ruinen erkläret.

1. Die schwebende Gestalt hält **Hyde** für ein Bild der Seelenunsterblichkeit oder vielmehr für ein Symbol der Auffahrt Gustasps auf den Berg Dummavand y); eine Muthmaßung, die von keinem einzigen Umstande des Symbols unterstützet wird. Nach **Kämpfer, Chardin, le Brun** u. s. schwebt die Figur auf dem Grabmal dem Sprechenden entgegen, nicht von ihm weg, wie **Hyde** sie abgebildet hat z); und in allen andern Vorstellungen auf den Mauern Persepolis ist sie gerade über dem Haupt des lebenden, gehenden, sitzenden, gerichthaltenden Königes. Auf dem Grabmal hat sie die Sonne am Ende der Wand hinter sich; der Altar mit dem heiligen Feuer stehet in einiger Entfernung

x) Kämpfer S. 313. le Brun 158. Chardin LXVII. LXVIII.

y) Hyde de relig. vet. Pers. p. 306.

z) Tab. VI. 305. Er hat sie wahrscheinlich aus Chardin tab. LXVIII., wo die schwebende Gestalt, verglichen mit Kämpfer S. 313 und Chardins eigner Tafel LXVII. offenbar verzeichnet worden. Niebuhr hat diese Tafel nicht, und in le Brun ist sie unkenntlich; sie verdient also noch die Berichtigung aus Niebuhrs Papieren. Wäre **Hyde's** Abbildung die rechte, so könnte man die schwebende Gestalt eher den **Feruer** des Königs in der Sprache des Zend-Avesta nennen, d. i. seine eigne geistige himmlische Gestalt, die ihn begleitet.

vor dem, der mit dieser Gestalt spricht; sein Auge ist weder auf die Sonne, noch auf den brennenden Altar, sondern auf sie gerichtet. Daß in der persischen Religion dergleichen Gespräche zwischen heiligen Personen und der Gottheit oder himmlischen Geistern und Genien geschahen, bedarf keines Erweises; der halbe Zend-Avesta ist voll solcher Gespräche, denen ich, wenn die Redenden in ein Bild gestellt werden sollten, kein einfacheres als dieses zu geben wüßte. a)

Und wie wird dieß höhere Wesen hier vorgestellet? Als eine bekleidete menschliche Gestalt, die unter der Brust in Flügel und Schwungfedern sich verlieret; das Symbol trägt seine Bedeutung mit sich. Daß die Menschen für die Gottheit oder für himmlische Geister keine edlere als die menschliche, und die Morgenländer insonderheit die königliche Gestalt gekannt haben, beweisen die Religionen aller Völker. Da aber der *untere* Theil unsers Körpers am meisten den Bedürfnissen unsers irdischen Daseyns bestimmt ist: so kam es darauf an, ihn bei höheren Wesen zu verhüllen oder durch Symbole zu verwandeln. In Indien steigen einige Götter und Göttinnen aus Blumen hervor, und zeigen sich auf dem Kelche derselben

---

a) Zend-Avesta Vol. II. P. I. im Vendidad, im Leben Zoroasters selbst u. s. (Die Jescht Sades, Neåsch und Farvardins (Vol. III.) enthalten eine lange Reihe solcher Anbetungsgrüße (Izeschne) an die Feruer's (Freueschim) und andere himmlische Wesen; manche fast in der Manier der Orphischen Hymnen.

Anmerk. der zweiten Ausg.

mit dem Obertheile ihres Körpers. Bei den Ebräern war Gott entweder ganz unanschaubar, (auch jene Aeltesten auf Sinai sahen nur Himmel unter seinen Füßen, d. i. den glänzenden Schemel seines Thrones b); oder, als Jesaias ihn erblickte, war er ein fast verhülleter König. Der Saum seines Kleides füllete den Tempel; die Seraphim, die um ihn stehen, bedecken ihre Füße mit Flügeln; und als späterhin Ezechiel, außerhalb Judäa, den Gegenden Persepolis näher, diese Erscheinung sah, war sie der persischen, die wir vor uns haben, sehr ähnlich. Der Unanschaubare schwebte über vier Thiergestalten c), wie hier auf Adlerfittigen der nur oberhalb Anschaubare schwebet. Daß diese Fittige ein Symbol der Schnelle und Stärke sind, bedarf keines Erweises d): mit Adlersfluge ist der Erscheinende da und übet allenthalben die Macht des Königs der Gefieder. Wo auf diesen Ruinen die himmlische Gestalt selbst nicht erscheint, da erscheinen diese Schwingen, das Symbol ihrer unsichtbaren Gegenwart und leisen, schnellen, mächtigen Wirkung. e)

Und diese Gestalt hat einen Ring in der Hand, so wie sie auch mit einem Ringe f)

---

b) 2 Mos. 24, 10. Jes. 6; 1.

c) Ezech. 1. und 10.

d) Auch in den ebräischen Schriften 2 Mos. 19, 4. u. a.

e) S. Chardin Tab. LXIV.

f) Nach Kämpfer S. 313. ist's eine Schlange; (Nach Thevenot ist's ein Bogen; nach neueren vielleicht genaueren Bemerkungen sind's die beiden Enden des heiligen Gürtels der Parsen, in welchen sich die schwebende Figur wie in einen Ring verlieret. S. de Sacy Mém. sur

gegürtet ist; was will dieser Ring sagen? Er ist bei allen morgenländischen Nationen das Bild der Zeit oder der Ewigkeit, zu deren Symbol man nichts als den Cirkel, Ring, Reif oder eine in sich zurückkehrende Schlange oder endlich die Kugel wußte. Nun ist aus Zend=Avesta bekannt, daß die Zeit ohne Grenzen (le tems sans bornes) das erste Principium der ganzen Perser=Theologie gewesen, und wenn dieser Idee ein Attribut gegeben werden sollte, konnte ihr wohl ein anderes als dieses gegeben werden? Er, der mit dem Ringe der Ewigkeit umgürtet ist, hält den kleinen Ring, die Zeit, in seiner Hand; welches letzte Symbol, wie wir bald sehen werden, vielleicht noch eine nähere Beziehung auf den hat, der hier mit der himmlischen Gestalt redet. So wäre also dieß Bild erklärt, und ich muß sagen, daß diese Vorstellung desselben auf diesen Gräbern*) eine Hoheit und einfältigr eine Pracht hat, die vielleicht einzig ist in einem so alten Denkmale; denn die Idee ist simpel und die Verzierungen sind im größesten Geschmack, gegen welche manches andere hochgefeierte Kunstwerk, wie eine Hütte gegen einen Palast, erscheinen würde. Prächtige Säulen, Reihen von Men=

---

diverses antiquités de la Perse. Paris 1792. Wäre diese Angabe genau, so bestätigte sich die vorangegebne Feruer Bedeutung; Chardin sagt: cette figure est fort petite et fort élevée; la meilleure vue a peine d'en connaître les traits en la regardant d'en bas. Es wäre gut, wenn künftige Reisende dieß Symbol in völlige Gewißheit setzten.)

Anmerk. der zweiten Ausgabe.

*) Sie ist mehrmals wiederholet. S. Kämpfer Fig. IV. V. VI. VII. p. 307.

schen und Thieren tragen die einfache Vorstellung zweier Redenden, die nichts als die Sonne und Altar neben sich haben, einer schwebenden Gestalt und eines vor ihr stehenden Menschen.

2. Wir kommen zur Hauptperson dieser Gebäude, die bald stehend, bald sitzend, immer aber ausgezeichnet, geehrt von Menschen und von der Gottheit begleitet, vorgestellt wird; wer ist dieselbe? ein König oder ein Priester? Die ganze Vorstellung sagt: kein bloßer Priester. Auf der Façade der Gräber, von welcher wir eben geredet haben, hat er einen Bogen in der Hand: welches Attribut allein schon entscheidend wäre. Außerdem hat er allenthalben einen Turban auf dem Haupt, wie ihn die schwebende Gestalt und nur wenige andere Personen, offenbar die vornehmsten, haben. Er verrichtet kein priesterliches Geschäft, selbst da der Altar vor ihm ist, von welchem er entfernt stehet; wohl aber verrichtet er königliche Geschäfte. Er sitzet und richtet das Volk g); der lange Königsstab ist in seinen Händen; sein Stuhl ist königlich geschmückt, und die vor ihm stehen, nahen sich demselben nur in der Entfernung h); auch ist der ganze Zug zu ihm offenbar kein Opferzug mit Opfergeräthe, sondern ein Zug der Unterthanen und Diener des Königes, und zwar der Diener aus allen Ständen, der Unterthanen aus allen Provinzen. Edel unterscheidet sich die Gestalt des Königs an Einfalt, Größe und männlichem Ansehn; vom weibischen Gepränge der späteren Perserdespoten ist er noch

g) Chardin Tab. LXIII.

h) Chardin Tab. LXIII. LXIV.

weit entfernt. Seine goldne gerade Tiare ist wie der Kopfschmuck seiner obersten Diener; nur die Tiaren niedrerer Diener sind faltig. Ein Zweig wird, nach der bekannten Sitte des Orients, über sein Haupt gehalten; vielleicht der heilige Zweig, Barsom i). Ist dieß, so wäre die Person, die ihn hält, auf der einen Tafel wahrscheinlich ein Priester. k) Die vor ihm stehen, beten ihn nicht an, sondern stehen gerade, Mann und Weib l); lauter Kennzeichen von der Einfalt alter Zeiten. Das Merkwürdigste in seiner Hand ist eine Art von Gefäß, wie eine Blume gestaltet mit einem Kelch und zwei Knospen m); der hinter seinem Stuhl steht, hat auch ein solches Gefäß, aber kleiner und ohne Knos-

---

i) Zend-Avest. T. III. p. 532.

k) Er hat das Penom um den Mund und die Priestermütze. (Nach deutlichen Abbildungen und der von Anquetil gegebenen Abbildung des Barsom nebst der Nachricht vom Gebrauch desselben ist's dieß nicht; sondern nach Niebuhr und nach Reinhold Forsters Bemerkung wahrscheinlich „ein Fliegenwedel, vielleicht von einem tibetanischen Ochsen, den eine junge Person hinter ihm hält. Sie hat den Penom vor dem Munde, um mit ihrem Hauch das heilige Feuer nicht zu verunreinigen." S. Franklins Bemerkungen auf einer Reise nach Persien, S. 105. Der leinene Verband des Mundes hieß Penom oder Padom.

(Anmerk. der zweiten Ausgabe.

l) Chardin Tab. LVIII. Le Brun tab. 157.

m) Daß es ein Gefäß sey, ist insonderheit aus Niebuhr ersichtlich, ob es gleich Chardin beinahe zu einer Blume verschönt hat und auch als solche erklären will. Selbst aber im Zuge tragen mehrere Personen dieß Attribut, wo man offenbar sieht, daß es ein Gefäß und keine Blume sey.

pen. Es muß etwas Wesentliches seyn, denn es findet sich bei allen Vorstellungen dieser Person, sie gehe oder sitze; außer wo sie auf dem Grabmal mit der schwebenden Figur redet. Wahrscheinlich wird uns also dieß Gefäß, ein Becher in Blumengestalt, Belehrung über den geben, der hier vorgestellt wird; vielleicht auch den Schlüssel zur Eröffnung des Sinnes mehrerer Figuren. Wir können ihn nirgend als in der Tradition der Morgenländer selbst suchen, so wie wir ja die alten Denkmale der Griechen nicht aus einer fremden, sondern aus ihrer eignen Mythologie erläutern.

Die Sage der Perser sagt nämlich n), daß einer ihrer alten und berühmtesten Könige, Dshemschid oder Dshiamschid diese Denkmale gebauet habe, nachdem sein Vorgänger Tahamurad oder Tehmuras zu ihnen den Grund geleget. Beide Könige gehören in die Fabelzeiten der persischen Geschichte; die Erzählungen von ihnen müssen also auch als Mythologie behandelt werden, die vorjetzt aber zu unserm Zweck, zur Erklärung dieser Vorstellungen in der Denkart des Landes, dienet.

Als nämlich Dshemschid, so sagt die Fabel, den Grund zur Felsenstadt (Estekhar, Persepolis) legte, fand man ein Gefäß von Türkis, das man seiner Kostbarkeit wegen Dshiamschid, das Gefäß der Sonne nannte, (da Schid die Sonne und Dshiam ein Gefäß heißt.) Alle persischen Dichter, sagt Herbelot, reden von diesem Gefäß oder dem Becher Dshiam und allegorisiren dasselbe auf

n) Herbelot art. Giam. und Giamschid. Niebuhr S. 122.

tausend verschiedene Arten. In Dshemschids Händen, (dessen Name eigentlich mit dem Namen des Gefäßes einerlei ist,) machen sie's zu einem Becher der Weisheit, zu einem Spiegel der Welt, in dessen Glanz er die Natur, alle verborgenen, ja auch die zukünftigen Dinge gesehen habe, und gaben diesen Namen späterhin sogar der Himmelskugel, ja jedem Buch, das die Welt wie in einem Spiegel darstellen sollte. Aehnliche Fabeln kennen wir vom Becher Josephs, Nestors u. a.; keine aber ist so ausgebildet worden wie diese, weil sie mit dem Namen des Königes zugleich den Charakter seiner Person und seiner Regierung ausdrückt. Er war nämlich der persische Salomo dieser alten Fabelzeiten, dem alle weisen Einrichtungen des ehemaligen glücklichen Perserreichs zugeschrieben werden. Er theilte, so sagt die Sage, seine Unterthanen in drei Klassen: in Krieger, Ackerleute und Künstler; von den Bienen lernte er Ordnung seines Reichs und Vertheilung der Aemter: er ordnete das Hofgesinde, erfand die Leibwache, zierte den Richterstuhl und seinen Thron. Die Stände unterschied er durch Kleider und Anzug, führte den Gebrauch der Ringe ein, und, was das vorzüglichste ist, er ordnete das Jahr. Das alte persische Jahr heißt Dshemschids Jahr und hat bis auf die Zeiten Yezdegerds gedauert. Sieben Provinzen soll er seinem Reich unterworfen haben und seine Regierung so glücklich gewesen seyn, daß selbst der Zend-Avesta ihn, dessen Religion er doch eigentlich verdrängen oder verbessern wollte, aus Ormuzd Munde als das Muster eines vortrefflichen, reichen, glück-

lichen Königes lobet. o) Seinen Einzug zu Isthekhar, (Persepolis) hielt er, der Sage nach, als die Sonne in das Zeichen des Widders trat und eben mit diesem Einzuge begann seine Aera. Also, nach der persischen Landessage wären die Vorstellungen auf den Ruinen Persepolis die Königs-Geschichte dieses alten Perser-Königes, als eines Gründers des persischen Reichs; sie enthalten die Thaten und Einrichtungen seiner Regierung; und die Vorstellungen auf dem Grabmal wären zuletzt seine bescheidene Apotheose. Lasset uns die Hauptstücke des Denkmals durchgehn und wir werden den Grund finden, warum es der alten Sage nach Tacht-Dshemschid, d. i. Dshemschids Schloß oder Cupole heißt. Möge es errichtet haben, wer da wolle; genug, die Vorstellungen enthalten das Ritual und Ideal eines Perser-Regenten und Reichsverwalters unter Bildern der alten Dshemschids-Geschichte.

Zuerst also müssen wir das Gefäß der Sonne betrachten, das, der Sage nach, Dshemschid bei der Grundlegung Isthekhars fand, und daher hier sitzend und stehend, ja sogar im Kampf mit einem Ungeheuer, in der Hand hält: es ist das Symbol seiner Person und seines Namens; denn Dshemschid heißt ein Gefäß der Sonne und zwar, wie die Tradition sagt, hieß er also wegen

---

o) Zend-Avesta T. I. P. II. Farg. II. und im Register des zweiten Bandes, Djemschid.

seiner Weisheit und Schönheit. Was wissen wir nun von diesem Gefäße?

Ich wollte, daß wir aus dem Munde der Morgenländer mehr davon wüßten, und daß Herbelot von den hundert Allegorien, Gedichten und Mährchen, die davon reden sollen, einige angeführt hätte *); indessen sind wir doch nicht ganz ohne Berathung. Weltbekannt war sogar auch den Griechen jener heilige Becher, aus dem die Perser Opfer gossen, der seiner Gestalt nach Geheimnisse der Welt-Schöpfung und der Befruchtung der Erde vorstellen sollte, und daher sowohl dem Namen, als dem Gebrauch nach vom gewöhnlichen Becher unterschieden wurde. p) Da Xerres z. B. seinen goldenen Becher und seinen Säbel in den Hellespont wirft, warf er zuerst dieß heilige goldene Gefäß (φιαλην) hinein, aus welchem er bei aufgehender Sonne geopfert hatte, um mit dieser, der schätzbarsten Gabe, die er geben konnte, das Meer zu versöhnen. q) Also war diese goldene Phiole, das heiligste Gefäß der Kö-

---

*) „*Jami jim*, der Becher oder Spiegel Dschems, Salomons, Alexanders. Nach den morgenländischen Fabulisten stellet er das Weltall dar, daher er auch Dscham-Dscheannuma, ein Spiegel des Weltalls, ein Pharos heißt." Richardson persisches Wörterb.

p) Athenaei Deipnosoph. L. XI. p. 477. 478 edit. Casaub. Die verdorbene Stelle heißt also: *το δε Κονδυ εϛι μεν Περσικον, την δε αρχην ην ως ο κοσμος, εξ ȣ τα των θεων θαυματα και τα καρποσιμα γινεσθαι επι γης. διο εκ τȣτȣ σπενδεσθαι.* Seine Etymologie, nach welcher es cavum collum, oder *γλημμα* heißt, s. in Hesych. edit. Alberti T. II. p. 311.

q) Herod. L. VII. c. 54. p. 536. edit. Wesseling.

nige, ein Opfergeräth, das schon als solches der Becher der Sonne heißen konnte.

Zugleich aber auch ist bekannt, wie gern die Perser, wenn sie vom Guten der Schöpfung, zumal von Königen sprachen, Bilder von der Sonne nahmen. „Allsehend, wie die Sonne, wohlthätig, gütig, schön, glänzend, wie die Sonne, ein Gefäß, ein Edelstein, ein Bruder der Sonne" u. s. waren gewöhnliche Beinamen der Könige, ihre Vortrefflichkeit, so wie ihr Amt, zu bezeichnen. Die heilige Phiole in Königs Händen, hier wie eine Blume gestaltet, konnte also, da sie der Becher der Sonne hieß, und das heiligste Opfergeräth war, nach persischer, im ganzen Zend-Avesta bezeichneten, Weise das schönste Königssymbol werden; ein Symbol nämlich der Heiligkeit und Würde seiner Person, seines Glanzes und Ansehens, insonderheit aber der segenreichen Fruchtbarkeit, womit er die Erde zu beglücken habe. Dieß sagte der Name Dschemschid und so werden die Uebergänge klar, die man mit persisch-morgenländischem Witz von diesem Sonnengefäß zum Becher der Unsterblichkeit, dem Spiegel des Weltalls, in spätern Zeiten gar zum Gefäß der Chemie, zum philosophischen Stein machte. Erweiterungen, die mit dem Namen Becher der Sonne, Gefäß der Sonne dem fabelnden Geist persischer Dichtung alle gegeben waren. r)

---

r) Im Zend-Avesta ist's das heilige Gefäß Havan, in welchem die Parsen den Saft der Unsterblichkeit bereiten; der Sage nach hat eben jener Hom, der ihnen das Gewächs der

In der Hand Dshemschids sehen wir dieß Gefäß also an Stelle und Ort; es bezeichnet seine Königswürde wie seine Person, seine Pflicht, seinen Namen. Er fand's, der Sage nach, als er zu dieser Felsenstadt den Grund legte und hält es in der Hand, als König daraus der Sonne zu opfern und als Sonne sein Reich zu segnen.

Nach dieser Erklärung verbreitet sich von der Person Dshemschids ein Licht auf alle Figuren dieser Säulen und Mauern. Warum z. B. wird der König bald gehend, bald sitzend auf dem Königsthron, allenthalben aber von der himmlischen Gestalt begleitet und auf dem Grabmal sogar mit ihr redend vorgestellt? Die Geschichte Dshemschids weiß von dem allen zu erzählen. Im Zend-Avesta ist er der erste, der Gott gefragt hat, und eine große Rede Ormuzd's an ihn wird ausführlicher beschrieben. s) Den Thron und Richterstuhl, die Ordnungen und Stände der Menschen, ihren Schmuck und Kleidung hat er der Sage nach bestimmt; darum sitzt er auf diesem Stuhle mit seinen Ehrenzeichen; darum begleiten ihn diese nach der von ihm eingerichteten

---

Unsterblichkeit gab, auch unter Dshemschid gelebet. S. Zend-Avesta art. Havan, Hom. ect. Ueberhaupt hielt der Name Becher der Sonne, Gefäß der Sonne, nach dem Sprachgebrauch der Perser alle Bilder von Vortrefflichkeit, Güte, Weisheit, Seligkeit, in sich. Der Name Mircond, aus Mircoand, Mircavend zusammengezogen, (da Mihr die Sonne und Kondy ein Gefäß heißt) desgleichen Khondemir, Dshemschid, Mithra's Becher, der Edelgestein Mithra's u. s. f. sind alle eins.

s) Zend-Avesta, T. I. P. II. p. 271.

Art; darum kommen zu ihm alle Klassen und Stände in ihrer verschiedenen Kleidung. Bis auf den Schmuck des Ohrs ist diese ausgedruckt und durch Felder sind die Provinzen des Reichs unterschieden. Die Ringe, die er zum Gebrauch gemacht haben soll, sind in diesem feierlichen Zuge auch nicht vergessen; ja endlich der große Ring, den er angeordnet, Dschemschids Jahr, wird, wenn auf dem Grabmal das Attribut recht bemerkt ist, noch das eigentliche Symbol seines Lebens. Die himmlische Gestalt, mit dem grossen Ringe der Ewigkeit umgürtet, hat den kleinen Ring, die Zeit, den Zodiakus, das Sonnenjahr, in ihrer Hand, als ob sie ihn darüber belehrte. Und die Sonne schwebt hinter dem Belehrenden über dem Altare, deren Lauf er, Dschemschid, maß, deren Bild er darstellte. Auch das erste Gesetz hat er empfangen: darum steht vor ihm der heilige Altar, vor welchem er in weiter Entfernung mit der Gottheit redet. Kann ein Denkmal die Person eines Königes in Bildern würdiger ehren? Und es ist eine und die nämliche Person, die diese Ruinen fortgehend in königlichen Verrichtungen und Attributen auf allen Wänden des Palastes feiern; sogar die beiden Räthe, die hinter des Königes Stuhl stehen, hat die Tradition nicht vergessen und erzählet von ihnen. t)

3. Die dritte Frage erledigt sich damit von selbst,

---

t) Sie macht den einen zum Juden, den andern zum Griechen Pythagoras; (S. Herbelot, Artik. Giamschid.) Texeiro (relaciones del origen de los Reges de Persia, l. 1. c. 6.) nennt Faelasuf Rabom und Faelra Gorres, zwei Aerzte, als Dshemschids Vertraute.

selbst: wer sind alle diese Hunderte von Figuren, die zum Könige ziehen, und deren kleinste Zahl noch übrig ist? Seine Unterthanen und Diener. Der Sage nach wars Dshemschid, der die Rangordnungen unterschied, die Leibwachen einführte, die Stände und Kleidungen seines Volks bestimmte u. s.; hier folgen sie also in dieser großen Anordnung nach einander. Hier gehen Soldaten mit Spießen in der Hand, den Köcher auf dem Rücken die Treppe hinauf; dort folgen, in abgetrennten Feldern, die mancherlei Stände aus mancherlei Provinzen. Den Ersten des Feldes nimmt immer ein Königsdiener bei der Hand und führt ihn ein; Künstler und Ackerleute in den verschiedenen Trachten ihres Landes folgen. Der Eine bringt Kleider und Gewande, der Andere bringt in Schaalen und Gefäßen die Früchte seines Landes; dieser kommt mit seinem Pferde oder Kameel, jener mit Ziegen, ein Anderer mit seinem Ochsen und Ochsenkarren, der Schmid mit seinen Hämmern, der Beamte mit seines Amts Insignien daher; allenthalben aber sind die von Dshemschid errichteten Einrichtungen kenntlich. Wären die Ruinen ganz: so hätten wir die älteste politische Reichs- und Volkseinrichtung auf ihnen, die sich vielleicht irgendwo in der Welt findet. Man würde die verschiedenen, durch Cypressenbäume von einander getrennten Felder mit den Provinzen des damaligen Perserreichs zusammenhalten können, und eine Art der alten Statistik desselben, eine Land- und Königscharte haben, wie sie, als Monument betrachtet, auch Sina nicht aufzeigen könnte.

Und selbst die Handlung des ganzen Zuges, ja die Zeit der Handlung ist von der Sage bemerket. Als Dshemschid seinen Einzug in Isthekhar hielt, (so erzählt die Sage) war das große Fest Persiens, mit welchem die neue Aera anfing, der Anfang des astronomischen Jahrs, die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings; es ist seit ihm auch alle Jahrhunderte hin das große Fest Persiens, der Geburtstag der Welt, der Geburtstag des Reiches geblieben. Am Fest Noruz u), dem ersten Tage des Jahrs, an welchem Ormuzd die Welt erschuf und das Gesetz gegeben worden, an diesem Feste der Sonne war's, (sagt die Erzählung) da auch ihr irdischer Sohn sich seines Werks, der Schöpfung des Reichs, erfreuen sollte; an ihm wurden dem Könige Geschenke gebracht von allen Ständen, aus allen Provinzen. An ihm war einst der große Zug gehalten, der auf diesen Mauern vorkommt, und war jährlich wiederholt; denn auch die sechs Gahanbars des Jahrs, die Feste der Schöpfung, hatte, der Sage nach, Dshemschid geordnet x), und das erste dieser Gahanbars, den großen Schöpfungs- und Sonntag des Reichs, schildert dieß Denkmal y). Ein offenes Archiv sei-

u) S. darüber Hyde de relig. vett. Pers. Cap. XIV. XV. Zend-Avesta T. II. P. 374 T. I. P. II. p. 357. et al.

x) Zend-Avesta T. II. P. 575. Hyde et al.

y) Chardin, ein vortreflicher Reiseerzähler, hier aber eben nicht der beste Erklärer, sieht das Ganze als einen Opferzug an, wo z. B. jede an der Hand gefaßte Person geopfert werden soll u. s. — Eine fürchterliche Erklärung, die sich Punkt für Punkt durch den Anblick des Ganzen und seiner

ner ältesten Einrichtung, ein Ritual der ältesten Perserregierung, auf ewige Zeiten, dem menschlichen Geist also auch noch in jeder Trümmer merkwürdig. —

So deutet die persische Sage diese Mauern; wozu sind sie also errichtet? Waren sie ein Palast oder ein Tempel?

Der Sage nach war es Tacht Dshemschid, die Kupole Dshemschids; und der Denkart des Morgenlandes wäre es nicht entgegen, daß sich der König selbst ein solches Monument seines Ruhms hätte errichten wollen. Aegyptens Pharaonen haben, ohne so klugen Inhalt, stolzere Werke begonnen, und von den Monarchen Assyriens, Babels u. s. wissen wir ein Gleiches. Die älteste Welt setzte überhaupt ihren Ruhm in's Bauen; und an den Verzierungen dieser Monumente mit einer so ordentlichen Vertheilung ist gewiß ein politisch=weiserer Geist sichtbar, als bei manchen andern bewunderten Trümmern; denn hier hat alles National=Zweck; hier ist nichts ohne bleibende Absicht. Das ganze Reich sahe sich an diesen Mauern mit seinem Könige nicht nur verewigt, sondern auch am schönsten Feste des Jahrs, dem wiederkehrenden Frühlinge durch gegenseitige Geschenke gleichsam neu vermählet. Jeder, der die Treppe hinaufstieg und die Säle durch=

Theile widerlegt; daher ich keinen Raum verschwenden mag, einzeln zu zeigen, wie oft er die Attribute der Personen mißgedeutet. Durch eine sonderbare Bezauberung sind die meisten Reisebeschreiber und Anführer bei der Tempelidee stehen geblieben; da es doch bekannt ist, daß den Persern dergleichen Tempel und Opfer ganz fremd waren.

wanderte, sah an und in ihnen das alte Regulativ des Reiches. Der König selbst erschien darin als eine heilige und verehrte, aber zugleich als eine Pflichten-ausübende, ehrwürdige Gestalt, als Richter, Vater und Beschützer seines Volkes: denn wahrscheinlich ist's eben auch dieser König, der mit den Ungeheuern kämpfet. Ich zweifle also, ob je ein Monarch, der seinem Ruhm opfern wollte, ein so königlich-zweckmäßiges, bescheiden-prächtiges Denkmal errichtet habe. Jene stolzen Triumphbogen, jene Statuen mit überwundenen Nationen, die dem Sieger zu Füßen liegen u. dergl. sind gewiß nicht von dieser bescheidenen, edeln Würde. Wir wollen es also vor der Hand der dichterischen Sage glauben, daß Dshemschid in den vielen Jahrhunderten, in denen er oder sein Geist regierte, dieß Monument seiner Einrichtungen errichtet, nachdem Themuras, sein Vorgänger, dazu den Grund gelegt hatte. Wir wollen es ihr glauben, daß in einer solchen Familien-Aera alter Patriarchenkönige ein weitläuftiges Reich zu einer so schönen und allgemeinen Staatsabsicht dieß Gebäude mit gemeinschaftlichen Kräften gebauet habe z). Der Marmor war an Ort und Stelle; man brauchte also weder die Kosten, noch die Mühe einer beschwerlichen, verzögernden Ueberfahrt; deswegen eben wurden die Denkmale in diesen Berggegenden errichtet.

---

z) Der älteste Theil der Gebäude ist auf Niebuhrs Tab. XVIII. mit dem Buchstaben J angedeutet und dessen Ruinen. Tab. XXVIII. abgebildet. Sie sind sehr beschädiget, die Figur des Königes aber dennoch auf ihnen kenntlich. Sodann sind wahrscheinlich die Gebäude H. G. u. F. gefolget.

Auch unterläßt ja die Sage nicht zu erzählen, daß Dshemschid in den letzten Jahren seines Lebens über das Glück seiner Regierung, über die Pracht seiner Anlagen stolz geworden sey und sich für einen Gott gehalten habe, dem nur die Unsterblichkeit fehle, worüber er und sein Reich vom Schicksal gestraft seyen u. s. a) Sie erzählt dieß mit Zügen, die sie sonst auch von Nimrod, Salomo und andern wiederholet; und bleibt sich also wenigstens treu, die dichtende Sage.

*
* *

„Wie aber, wenn diese Monumente von jenen ägyptischen Künstlern errichtet wären, die Kambyses nach Persien schaffte, da sie, (nach des Grafen Caylus Meinung) so viel Aegyptisches an sich haben?" Zuerst muß ich bekennen, daß ich das eigentlich Aegyptische bei ihnen nicht finde, das der gelehrte und kunsterfahrne Graf fand. Er sah z. B. in der schwebenden Figur einen ägyptischen Käfer, der sie doch nicht ist, und führte eine Reihe andrer Aehnlichkeiten hinüber, die sich aus ganz andern Gründen, insonderheit aus der innern Analogie der Kunst auf jeder ihrer Stufen, wo sie diese auch besteige, erklären lassen b); im Ganzen aber sind sowohl die

a) Herbelot, art. Giamschid.

b) Caylus Abhandlungen, Meuselscher Uebers. S. 84. f. (Auch in den Erklärungen seines recueil d'antiquités zieht er die hin und wieder vorkommenden persischen Amulete, so viel er kann, nach Aegypten, wo sie dann meistens unerklärlich bleiben). Le Scarabée volant, (sagt er z. B. Tom. 5 pl. 12.) le Tau ou la clef sont représentés avec plusieurs autres symboles *absolument Egyptiens*. Les deux espèces de

Figuren, als ihr Inhalt so wenig ägyptisch als die Schriftzüge auf diesen Mauern Pharaonenschrift sind.

Ueberdem ist's bekannt, daß Kambyses selbst nach Persien nicht zurückgelangte und die Schwierigkeiten, warum dieß Denkmal unter den Nachfolgern des Kambyses nicht wohl habe errichtet werden mögen, hat Caylus (aus Nachrichten der Griechen nämlich,) zum Theil gut erörtert c). Nur muß man auch hier die Schwierigkeiten nicht über ihr Maß aufhäufen. Weder die Gräber der Könige, noch die vierzig Säulen, Tschilmenar, sind in einem Jahr gebauet. Wenn also, der Sage nach, der Stifter des Reichs selbst den Grund zu diesem Bau legte, auf den, als auf die eigentliche Perserstadt (Persepolis), als auf den Reichspalast, das Denkmal der Hoheit Persiens, der Blick aller Folgezeiten gerichtet war: so hieße es von der Reihe menschlicher Bestrebungen zu schwach und klein gedacht, wenn nicht auch spätere Beherrscher daran hätten Theil nehmen wollen. Die Sage nennt z. B. die berühmte Königinn Homai, die nicht nur

---

cerfs, dont un a des ailes et que le graveur a placés au-dessus et au-dessous d'un *entrelas difficile à concevoir et plus encore à expliquer*, sont les seuls objets, que je n'avais point encore remarqués sur les monumens de l'Egypte ou de la Perse etc. Der Scarabée volant ist der Feruer des Königs, der hier wie gewöhnlich auf seinem Perserstuhl sitzt, das entrelas difficile à expliquer ist das Heiligthum der Perser, der Gürtel Cosri. Alles ist im bekannten Persercostume. Anmerk. der zweiten Ausg.

c) Ebendas. S. 79, u. f.

Isthekar erweitert, sondern auch an Tschilmenar gebauet habe d). Was sie gebauet, wissen wir nicht; der Augenschein giebt's, daß diese Denkmale in ihren vielen Gebäuden nicht alle zu Einer Zeit errichtet worden, ja daß sie sogar nicht vollendet zu seyn scheinen e).

*

* *

„Aber waren die Gebäude wirklich ein Palast oder waren sie Tempel?" f) Mich dünkt, wer die Denkmale mit dem zusammenhält, was man von der alten Religion der Perser weiß, wird keinen Augenblick anstehen, zu sagen, daß sie ein Reichspalast, der Reichspalast Persiens und keine Tempel gewesen. Denn was wäre in denselben Tempelhaftes, sowohl ihrer Bauart, als den Bildern nach, die sie zieren? Der ganze Aufzug, so wie die Verrichtungen des Königes selbst sind nicht Priester- sondern Staatsgebräuche. Ueberdem weiß man, daß die alten Perser keine Tempel liebten, ja daß sie geschworne Feinde der Tempel waren; ihr Gottesdienst war unter dem Himmel, ihre Altäre standen auf freien Bergen. Auf den Grabmalen der Könige steht der brennende Altar unbedeckt da, über welchem die Sonne erscheinet. Die eigentlichen

---

d) Herbelot, Art. Homai.

e) S. Niebuhrs Beschreibung u. a.

f) „Alles ist problematisch an diesen Ruinen", sagt der Graf Caylus. „War es eine Festung? War es ein Tempel?" Er behauptet, daß es ein Sammelplatz mehrerer Tempel gewesen. — Diese Behauptung des Grafen Caylus veranlaßte zunächst meine Abhandlung.

Feuertempel, Pyräen, waren keine Paläste dieser Art, sondern Feuerstätten g).

Hiemit wird nicht gesagt, daß dieß Gebäude nicht heilig, d. i. ein Reichstempel gewesen. Der König der Perser war eine heilige Person, wie hier auch seine Abbildungen zeigen; er war ein Gott der Erde, und sein Palast die hohe Pforte des ganzen Reiches.

*
* *

Noch ist ein Knoten übrig, an dem man sich oft versucht hat. Ist dieß nämlich jenes βασιλικον, der Königs-Palast zu Persepolis, den Alexander in Brand steckte, da man doch an ihm keine Spuren des Brandes wahrnimmt?

Zuerst ist's merkwürdig, daß die Griechen bei der Zerstörung Persepolis durchaus keines Tempels, wohl aber einer festen Königsburg erwähnen, die Diodor auch kurz beschreibet h). Wäre es nun wohl glaublich, daß, wenn diese Wunder der Welt, dergleichen es in Griechenland nicht gab, vom Königspalast unterschieden und ein Tempel oder eine Tempelsammlung gewesen wären, sie ihrer mit keinem Wort gedacht hätten, da sie doch der Königsburg so auszeichnend gedenken? Den Alexander selbst kränkt es, da er aus Indien zurückkommt, daß er dieß Denkmal der Perserherrlichkeit zerstöret; eines Wundertempels dieser Art aber, der in der Nähe von Persepolis gestanden und stehen geblieben, wird nicht erwähnet.

g) S. Hyde de rel. vett. Pers. tab. 8.

h) Diod. Sic. l. 17. 600. p. 215. edit. Wesseling T. II.

Betrachtet man die Beschreibung Diodors näher, so ist kein Zweifel, daß seine Königsburg mit unserm Tschilmenar viel gemein habe i). Sie liegt nicht weit von dem Königsberge, in welchem Gräber der Könige sind, worunter wahrscheinlich nicht die sogenannten Nakschi-Rustem, die entfernter liegen, sondern der Berg Nachmed verstanden wird, in welchem wir z. B. das prächtige Grabmal fanden, das alte Reisende mit Bewunderung beschreiben k). Die Burg wird beschrieben, als mit einer dreifachen Mauer umgeben, die höher und höher steiget. Noch jetzt in Trümmern, von denen weggetragen ist, was weggetragen werden konnte, thut Niebuhr der Mauern Erwähnung, deren Reste noch stehen l); und es käme darauf an, daß ein Reisender mit Diodors Beschreibung diese Trümmer genau zusammenhielte m). Die verschiedene Höhe der Gebäude hat Niebuhr gleichfalls sorgfältig bemerket n), und es trifft gerade ein, daß das älteste und verfallenste Quadrat, das Diodor als das Innere der Burg anführt, auch am höchsten liegt. Die ehernen Pforten Diodors sind eben so wahrscheinlich; denn in einem Werk dieser Art waren gewiß keine hölzernen Thüren; und Niebuhr bemerkt, daß das ganze Gebäude wahrscheinlich durch drei Pforten habe be-

i) Diodor vergl. mit Niebuhr. tab. 18.

k) Niebuhr tab. 18. lit. P. S. 150 — 152.

l) S. 123. u. f.

m) Der genaueste Beschreiber der Trümmer Persepolis, Niebuhr, hat dieß selbst gethan. Seine Abhandlung wird diesem Versuch sogleich folgen.

n) S. 124. u. f.

schlossen werden können. Freilich ward es dadurch noch keine feste Königsburg; als eine Festung aber konnte sich Persepolis gegen Alexander nicht halten; er hat sie nicht belagert. Sie war eine Schatzkammer des Königreichs, ein geschlossenes Königshaus, durch seine Lage am Felsen gegen den ersten Anlauf befestigt.

Es ist also auch wohl kein Zweifel, daß jene Persepolis, die Alexander der Plünderung, und die Königsburg, die er dem Brande Preis gab, hier gelegen gewesen. Die Fackel, die er trug, war die Losung eines Trunkenen, zu verbrennen, was brennbar war; denn daß einige Fackeln diese ewigen Marmorfelsen zertrümmern oder in die Asche legen sollten, davon war nicht die Rede. Er gab sein königliches Zeichen und man beschädigte, so weit man kommen konnte. Natürlich traf die Flamme nur das Holzwerk, etwa den Obertheil einiger Gebäude; so wie auch Cyrus Grab, nach Strabo's Beschreibung o), unten von massiven Steinen, oben von Holz gebauet war. Von alle diesem ist längst nichts übrig; Felsen und Säulen aber trotzten nicht nur der unmächtigen Flamme einiger griechischen Trunkenbolde, sondern haben gewiß noch viel größere Verwüstungen überdauert. Wenn man die Ueberfälle, die Persien Jahrtausende hin von den wilden Völkern des Gebirges erlitten, und den Haß der Muhamedaner gegen eingegrabene Figuren überdenket: so muß man, aller Verstümmelungen ungeachtet, die ewige Stärke bewundern, mit der dieß alte Kunstwerk der Erde der

---

o) Strabo B. 15.

Wuth der Menschen sowohl als den Zerstörungen der Zeit selbst obgesieget. Ein Erdbeben that wahrscheinlich mehr, als mit seinen Bränden der griechische Knabe in einer bacchischen Nacht thun konnte und mochte. Stände Persepolis noch, wie Alexander sie ließ, wir hätten gewiß mehr als diese bedaurenswerthe Trümmer.

* * *

Genug für jetzt und ein andermal etwas über die Gräber der Könige, nebst andern asiatischen Denkmalen. Großer und guter Dshemschid, ich habe das Andenken deiner Einrichtungen eine Fabel der Vorwelt, aus diesen ewigen Tafeln menschlicher Kunst zu erwecken gesucht; glücklich, wenn ich's getroffen hätte und ein Andrer auf dem versuchten Wege weiter gelangte. Noch glücklicher, wenn die schöne Schrift dieser Denkmale entziffert würde: denn diese lösete ganz das Räthsel.

Nachschrift.

Hätte diese Muthmaßung, im Jahr 1787 geschrieben, deren Fortsetzung sogleich mit angekündigt ward p), auch keinen Erfolg gehabt, als folgenden Aufsatz Niebuhrs veranlaßt zu haben: so war sie nicht vergebens geschrieben. Nicht Jedem ist vergönnt, nach Persepolis zu reisen; und von einem sol-

p) Sie sollte unter der Aufschrift: „über die Gräber der Könige, nebst andern asiatischen Denkmalen" folgen; veränderte Zeitumstände haben sie verzögert.

chen Reisenden, über Dinge, die er sah, falle kein erläuterndes Wort auf die Erde. Mit Dank und zum Dank aller, die an Sachen der Art Theil nehmen, stehe also sein Aufsatz q) hier.

Persepolis.

Von Niebuhr.

Von einem Reisenden, welcher prächtige Trümmer des Alterthums auf ihrer Stelle zu sehen Gelegenheit hat, kann kaum etwas mehr verlangt werden, als deren treue Abbildung und Beschreibung im gegenwärtigen Zustande; ihre nähere Erklärung scheint für den Gelehrten zu gehören. So habe auch ich die Trümmer des prächtigen Palastes zu Persepolis gesehen, und einen großen Theil davon abgezeichnet, aber die Bedeutung der vornehmsten an denselben befindlichen Figuren habe ich erst aus einer kleinen Schrift gelernt, die unter dem bescheidenen Titel: „Persepolis, eine Muthmaßung", neulich erschienen, und auch der dritten Sammlung der zerstreuten Blätter eingerückt ist. Da es einem Reisebeschreiber nicht anders als höchst angenehm seyn kann, wenn seine Beobachtungen und Abbildungen von Alterthümern einer aufmerksamen Untersuchung gewürdigt, und dadurch erst recht brauchbar gemacht werden, so folge ich mit Vergnügen dem mir gegebenen Winke,

q) Deutsches Museum, März 1788.

mich über einiges, was diese Ruinen betrifft, noch näher zu erklären.

Hätte ich zu der Zeit, als ich mich unter den Trümmern dieses Palastes befand, mehrere Kenntniß der alten persischen Fabellehre gehabt, so würde ich dem Wunsche zuvorgekommen seyn, und auch die Stellung der schwebenden Figur, welche man daselbst oben vor den Gräbern sieht, genau bemerkt haben; so aber muß ich bekennen, daß ich darauf nicht geachtet habe. Folgendes kann ich indeß bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen. Ein Reisender findet unter diesen Ruinen so sehr viele Arbeit, daß es ihm an Zeit fehlen muß, jede Figur nur mit der Bleifeder ganz auszuzeichnen; wenn also eine Figur oft vorkommt, so bemerkt er sich solches nur durch einige Worte oder Zeichen, um zu einer bequemern Zeit alles vollständig auszeichnen zu können. Auf diese Weise hat wahrscheinlich Chardin seine 67ste Tabelle genau nach dem Original gezeichnet, bei der 68sten aber nur die Seite bemerkt, an welcher daselbst der König, und an welcher der Feuer-Altar steht, und daß sich oben eine schwebende Figur befinde, ohne die Stellung dieser letzten anzudeuten. Wenn er nun aber seinen Entwurf nicht gleich nachher ausgearbeitet, und seine Zeichnung mit dem Original verglichen hat, (eine Arbeit, welche nicht bloß Chardin, sondern auch le Bruyn nicht allezeit für nöthig erachtet zu haben scheinen) so mag nach einiger Zeit wohl mancher Strich verwischt, ihm auch die Stellung der kleinen Figur ganz aus den Gedanken gekommen seyn und gleichgültig geschienen haben, worauf er ihr dann eben die Stellung, wie auf der vorhergehenden, gege-

ben hat. Ich bin also der Meinung, man könne Chardins 68ste Tabelle in diesem Stücke für fehlerhaft halten, bis ein anderer zuverlässiger Reisebeschreiber uns davon näher unterrichtet.

Auch ich finde zwischen dem ägyptischen Sphynx und dem persischen vierfüßigen Thiere mit einem Menschenkopfe die Aehnlichkeit nicht, welche der Graf Caylus gefunden haben will. Beide sind freilich Fabelthiere, aber der Sphynx ist ein Löwe mit dem Kopfe eines Frauenzimmers, und das persische Thier ist aus dem Ochsengeschlechte mit dem Kopfe eines bärtigen Mannes; der Sphynx liegend, das persische Thier aber stehend abgebildet. Jede Nation hatte ihre eigene Religion, und also auch ihre eigene Fabellehre.

Von Diodors Nachrichten (B. II. S. 215. der Wesseling'schen Ausgabe) finde ich einiges mit meinen Beobachtungen übereinstimmend, anderes, wovon man jetzt keine Spuren mehr antrifft, sehr wahrscheinlich aber auch einiges offenbar falsch. Das, was dieser Schriftsteller eine feste Burg nennt, kann nichts anderes seyn, als der Palast, dessen Ueberbleibsel wir noch jetzt bewundern. Die Lage der königlichen Gräber in der Nähe nach Osten kann hier als entscheidend angenommen werden. Da nur ein Weg zu diesem Palast führte, der sich verschließen ließ, so konnte er für die Zeit allerdings auch eine feste Burg genannt werden. Was Diodor von ehernen Pforten und ehernen Stangen erzählt, die sich hier auf den Mauern befunden haben, darin ist nichts Unwahrscheinliches; es bestätigt vielmehr meine Gedanken von dem Geschmack des Baumeisters. Von prächtigen Wohnungen, wo fremde Könige und Fürsten em-

pfangen werden konnten, sieht man hier noch Ueberbleibsel genug. Aber das, was dieser Verfasser von einer innern Burg sagt, verstehe ich nicht, wofern damit nicht das große Gebäude gemeint seyn soll, welches auf meinem Grundrisse, der 18ten Tabelle des zweiten Bandes der Reisebeschreibung, durch L. bemerkt ist; und das, was er von der dreifachen Mauer berichtet, wovon diese Burg umgeben gewesen seyn soll, ist gewiß falsch. Hier ist nur eine Ringmauer, und diese muß man nicht mit einer Stadtmauer vergleichen, denn es ist die Mauer, welche die Hügel unterstützt, auf welchen die verschiedenen Gebäude des Palastes gestanden haben. Außenwerke können hier nicht gewesen seyn, weil gleich am Fuße der erwähnten Mauer die Ebene anfängt, wo nicht weit von der Südwest-Ecke des Palastes bis diesen Tag noch eine Säule aufrecht steht, andere Trümmer von Gebäuden zerstreut herum liegen, und also zum Beweise dienen, daß auch in dieser Gegend prächtige Gebäude gestanden haben. Diodor lebte lange nachher, als dieser Palast von dem griechischen Helden Alexander, den die Indier den Räuber nennen, in der Trunkenheit zerstört worden war. Er selbst hat die Trümmer desselben wohl nicht gesehen, sondern vielleicht gehört, daß die Mauer um den Palast verschiedene Höhen gehabt habe: und da er sich von der Anlage eines Palastes auf verschiedenen, mit einer einzigen Mauer umzogenen Hügeln keinen Begriff machen konnte, so mag er das Erzählte vielleicht so ausgedeutet haben, daß der Palast mit verschiedenen Mauern von verschiedener Höhe umgeben gewesen sey.

Der Umfang der verschiedenen Gebäude dieses Palastes ist auf meinem Grundrisse nach dem ihm beigefügten Maßstabe zwar richtig angedeutet worden; da aber der Maßstab nur klein ist, so scheinen die Gebäude auch keinen großen Umfang gehabt zu haben, und dieß hat wohl zu folgender auf der 62sten Seite befindlichen Anmerkung Gelegenheit gegeben. Daselbst nämlich heißt es: „wenn wir die Häuser der Griechen, ja der uns noch nähern alten Römer ansehen, so schütteln wir den Kopf und wollten nicht also wohnen: wie viel mehr müßte man bei jedem Palast Dsjemschieds den Kopf schütteln, wenn man ihn mit den Palästen unserer Könige vergleichen wollte. — Ich lasse mich auf keine Einwendung ein, die man aus dem Geschmack unserer Zeiten in Absicht auf Bauart, Abtheilung, Aussicht, Dekoration u. s. f. macht, weil das alles nicht hieher gehört*).“ Ich meines Theils glaube, daß einige Gebäude dieses Palastes mit einem solchen Geschmack aufgeführt worden sind, daß noch jetzt unsere Baumeister die Ueberbleibsel derselben mit Nutzen und Vergnügen werden studiren können. Ich will nochmals versuchen, eine kurze Beschreibung davon zu machen.

Der Palast der ehemaligen persischen Könige, oder der Reichspalast der alten Perser, lag vor dem hohen Gebirge Rachmed, nahe bei der großen Stadt

Istakr,

---

*) Diese links ausgedruckte Stelle, die sich auf einige Einwendungen des Grafen Caylus bezog, ist in dieser Ausgabe ganz weggelassen worden. Ich bedaure indeß ein Mißverständniß nicht, das die folgenden schätzbaren Erläuterungen veranlaßt hat. Anmerk. des Verf. der zerstr. Blätter.

Istakr, und an der Seite einer überaus fruchtbaren, von dem Araxes durchströmten Ebene, welche vier bis sechs Meilen breit ist und ganz von hohen Gebirgen umgeben zu seyn scheint. Die verschiedenen Gebäude desselben sind alle nach Einem Geschmack aufgeführt gewesen; man findet überall ähnliche Figuren und Inschriften. Man kann aber darum noch wohl nicht annehmen, daß alle diese verschiedenen Gebäude in Einem Jahrhunderte aufgeführt worden sind. Die in der südwestlichen Ecke liegenden scheinen nach meinem Urtheil die ältesten zu seyn, und davon war das durch I. bezeichnete wohl das allerälteste. Da dieses also wahrscheinlich dasjenige ist, welches Dsjemschied aufgeführt hat, so wollen wir die Lage und Bauart desselben zuerst etwas näher untersuchen.

Dieß Gebäude lag auf der Spitze eines Felsens 50 Fuß über der unten liegenden fruchtbaren Ebene. Dessen ganze Länge war 53 doppelte Schritte, d. i. ungefähr 150 Fuß; der in der Mitte befindliche *Saal* war ungefähr 80 Fuß lang, fast eben so breit, und hatte in 6 Reihen 36 Säulen. An beiden Seiten des Saals befinden sich Nebenzimmer, welche man, so wie das Vorzimmer, bei einer nähern Untersuchung auch gewiß nicht klein finden wird. Das Ganze war also zu einem Wohnhause sehr regelmäßig und bequem eingerichtet. Die Einfassung der Thüren und Fenster, fast alles, was man hier von der äussern Mauer und den Zwischenwänden noch antrifft, besteht freilich aus sehr großen Stücken; dieß alles aber hat kein plumpes Ansehen, sondern ist sehr hübsch bearbeitet. Auch in der Grundmauer dieses Gebäudes, von der man noch jetzt deswegen vieles sehen

kann, weil es auf dem höchsten Hügel stand, liegen die Steine noch so genau auf und an einander, daß man schwerlich eine bessere Wand von einem italienischen Baumeister finden wird. Der glatte Fußboden in dem 80 Fuß langen und fast eben so breiten Saale dieses Gebäudes ist der Felsen selbst; ein grauer Marmor, welcher eine schöne Politur annimmt, und alsdann fast schwarz wird. Der harte Fels ist hier folglich abgetragen; er ist überdieß an der Südseite senkrecht abgehauen, so daß er hier bis auf den Theil herunter, welcher erst hernach aufgefahren ist, eine steile Wand ausmacht. Man findet zwar jetzt nicht die geringste Spur von einem zweiten Stockwerk dieses Gebäudes; allein von einem Bauherrn, der, um einer freien und schönen Aussicht zu genießen, für seine Wohnung einen Platz 50 Fuß hoch über einer fruchtbaren Ebene aussuchte, der auf einem Felsen baute, der um sein Gebäude eine so starke Mauer aufführte, daß die Zeit sie nach einigen tausend Jahren noch nicht ganz zerstören können, von einem solchen Bauherrn kann man gewiß erwarten, daß er seinem Lieblingspalaste, dessen Umfang er nach der Größe der Spitze des Felsens, worauf er baute, einrichten mußte, durch Aufsetzung eines zweiten Stockwerks noch einmal so viel Platz zu verschaffen gesucht haben wird.

Es mögen mehrere Jahrhunderte verflossen seyn, bevor der Palast so ausgebaut worden ist, als er zu der Zeit war, in welcher Alexander den Anfang zu seiner Zerstörung machte. In der Zwischenzeit aber ist er sehr vergrößert worden. Verschiedene Hügel in einer Länge von 270 doppelten Schritten, etwa 1200

Fuß, und einer Breite von ohngefähr 900 Fuß, sind durch eine starke Mauer von dem schönsten Marmor mit dem Berge Rachmed gleichsam verbunden. Wo der Baumeister fand, daß der Fuß eines Felsens weiter heraustrat, als er nach seinem Plan hervorgehen sollte, da hat er den Felsen senkrecht abgetragen, wodurch dieser dann selbst ein Theil der Ringmauer ward. Man hat die Spitzen mehrerer Felsen abgenommen, und auf denselben prächtige Gebäude aufgeführt; aber nicht alle niedrigen Stellen auf dem eingeschlossenen Platze hat man zu einer gleichen Höhe aufgefahren, wie es vielleicht ein europäischer Baumeister gemacht haben würde, sondern nur den Platz zwischen der Ringmauer und den abgetragenen Felsen aufgefüllt. Und dieß ist die Ursache, warum die Ringmauer an verschiedenen Stellen eine verschiedene Höhe erhalten hat.

Nun betrachte man die innere Anlage dieses prächtigen Palastes nach den Ueberbleibseln, welche man davon noch 2000 Jahre nach seiner Zerstörung antrifft. Zu dem ganzen Hügel, auf welchem die verschiedenen Gebäude desselben lagen, führt nur Eine Treppe, aber eine doppelte Treppe, und so bequem, daß man noch jetzt kaum eine bequemere in einem europäischen Palaste finden wird. Einige der untern Stufen mögen wohl durch die Zeit mit Erde bedeckt worden seyn. Ihre senkrechte Höhe ist aber noch jetzt 33 Fuß; auf diese Höhe hat sie 104 Stufen, und etwa in der Mitte einen Ruheplatz. Vor jedem der beiden Aufgänge war oben eine große Pforte, und wenn man sich hier umdrehte, so fand man abermal eine Pforte, ehe man zu dem Eingange des Palastes

kommen konnte. Die Lage dieser drei Pforten ist auf dem Grundriß durch Punkte angezeigt, indem man hier in überaus großen Marmorblöcken noch jetzt die Löcher sieht, wo die Zapfen gestanden, auf welchen die Thüren sich gedreht haben, wenn sie auf- oder zugemacht worden sind.

Auf dem prächtigen Wege von dieser Treppe bis zur Wohnung des Königs sind jetzt noch einige Ueberbleibsel des Alterthums vorhanden, die, so wie die eben erwähnte Treppe, der Witterung noch wohl einige tausend Jahre werden trotzen können; und von Menschen haben sie auch nicht viel zu fürchten, so groß sind die Marmorblöcke, woraus sie zusammengesetzt sind. Dieß sind die 28 bis 30 Fuß hohen Wände, deren Lage auf dem Grundriß durch A und AE angedeutet ist. Bei O findet man noch Stücke von eben solchen Wänden, so wie auf dem Wege bis hieher auch noch eine aufrecht stehende Säule, welche mit den erwähnten Wänden ungefähr eine gleiche Höhe hat, und also einen Beweis zu geben scheint, daß der ganze Weg oben bedeckt gewesen ist. Viele Trümmer liegen hier noch zerstreut herum, und wie viel mag nicht bereits weggetragen seyn!

Endlich kam man zu dem Gebäude L, welches ich für die Wohnung des Königs halte. Vor demselben und mit der Vordermauer dieses Gebäudes verbunden, sieht man abermal zwei Wände mit der Abbildung des erdichteten Thiers, welches man nahe bei der Haupttreppe findet. Das Gebäude selbst war zweihundert Fuß lang und eben so breit; es hatte an der Vorder- oder Nordseite zwei Thorwege, und hinten

aus, oder nach Süden eben so viele, von denen die Seitenwände noch stehen und gegen 30 Fuß hoch sind. Weil es in einer etwas niedrigern Gegend liegt, als die meisten der übrigen Gebäude, so hat der Wind an der Vorderseite so viel Staub zusammen geweht, daß die hier befindlichen Alterthümer schon bis an die Fensterbank in der Erde begraben sind; an dieser Seite befinden sich neun Fensteröffnungen, die so groß sind, daß man sie beim ersten Anblick für Thüren hält, sie sind aber gewiß Fensteröffnungen gewesen, und hinter solchen Fensteröffnungen waren auch die Zimmer wohl nicht klein. Von der innern Abtheilung dieses Gebäudes, ob nämlich etwa in der Mitte ein großer freier Platz gewesen seyn mag, davon ist jetzt nichts mehr zu sehen. Die Trümmer, welche man nicht von hier weggetragen hat, sind mit Erde bedeckt. Daß aber außen herum lauter Wohnungen gewesen sind, das sieht man aus den davon annoch übrigen Thür- und Fensteröffnungen, welche letztere aber an der Ost-, Süd- und Westseite nicht so groß sind, als die an der Vorderseite, weil die Sonne von diesen Seiten in die Zimmer dringen konnte. In diesem 200 Fuß langen und breiten Gebäude muß also für eine königliche Familie schon viel Platz gewesen seyn, und wer mögte wohl behaupten, daß solches nur ein Stockwerk gehabt habe? Die Perser müssen schon damals längst gewohnt gewesen seyn, hoch in die Luft und auch mit Holz zu bauen; und von einem Baumeister, der eine solche Anlage zu machen wußte, wie man hier findet, kann man wohl nicht erwarten, daß er hinter einer so schönen Treppe und einem 30 Fuß hohen und prächtigen Gange nur ein Gebäude von Ei-

nem Stockwerk aufgeführt habe, dessen Haupteingänge eben so hoch waren, als das Gebäude selbst.

Von den übrigen Gebäuden, worunter das bei M auch besonders sehr prächtig gewesen seyn muß, will ich nichts erwähnen, sondern nur noch einiges von den Kolonnaden BCDE bemerken. Hier ist weder von den äußern noch den Zwischenwänden das Geringste mehr übrig; alles dieß ist weggetragen, und zu Istakr, Schiras und in andern Städten zu neuen Gebäuden gebraucht, die auch schon längst wieder zu Grunde gegangen sind. Aber die Anlage dieser Säulengänge zeigt, meines Bedünkens, ganz deutlich, daß sie durch Zwischenwände von einander abgesondert gewesen sind. Und dann war B ein Vorsaal oder Vorgebäude, etwa 150 Fuß lang, mit zwei Reihen hoher Säulen. Vor demselben waren vier prächtige Treppen, an den Seiten ganz mit halb erhabenen Figuren, sehr schön in Stein ausgehauen, bedeckt. Von diesem Vorsaale führten zwei Gänge c. c. in den Hauptsaal, welcher 180 Fuß lang und eben so breit war, und in sechs Reihen sechs und dreißig wohl proportionirte, 48 bis 50 Fuß hohe Säulen hatte. An den beiden Seiten nach Osten und Westen waren andere Säle D und E eben so lang, aber nur mit zwei Reihen oder zwölf Säulen; vor dem bei E war noch wohl ein Altan über der Hauptmauer, welche hier 40 Fuß hoch ist; und wenn auf dieser Mauer eherne Stangen gestanden haben, wie Diodor berichtet, so hatte man selbst in dem Saal E, welcher nach dieser Seite vielleicht auch ganz offen gewesen ist, eine freie und schöne Aussicht über die fruchtbare Ebene. Diejenigen, welche daraus, daß man hier keine Spuren von einer

obern Decke mehr antrifft, den Schluß haben machen wollen, daß diese Kolonnaden gar nicht bedeckt gewesen sind, scheinen es nicht bemerkt zu haben, daß alle diese Säulen nur so weit von einander und von den Zwischenwänden gestanden haben, daß Balken von ungefähr 30 Fuß Länge von einer Säule zur andern oder zu einer Zwischenwand haben reichen können; sie scheinen auch nicht bemerkt zu haben, daß man unter diesen Trümmern noch jetzt Säulen antrifft, auf welchen, statt des Kapitäls, der doppelte Vordertheil des erdichteten Einhorns liegt, daß eben der doppelte Vordertheil dieses Thiers auf den Säulen vor den prächtigen Gräbern einen Balken trägt, und daß man ihn also auch zu eben diesem Gebrauche auf diese Säulen gelegt haben werde. Ich meines Theils glaube, daß alle diese Kolonnaden nicht nur bedeck gewesen sind, sondern daß wenigstens der Hauptsaal C noch ein Stockwerk gehabt habe. Daß man davon jetzt keine Trümmer mehr antrifft, kann dagegen nichts beweisen; denn der Baumeister brauchte natürlicher Weise zu dem obern Stockwerke keine so großen Baumaterialien, als zu dem untern, und jene sind also wohl die erstern gewesen, die man weggeschleppt hat. Selbst die Bemerkung, daß hier von der großen Menge Säulen nur so wenige mehr aufrecht stehen, scheint mir ein Beweis zu seyn, daß eine große Last darauf gelegen haben müsse, welche denn wohl, als sie herunter stürzte, auf einmal viele Säulen umgeworfen haben mag. Ein Baumeister, der hier alle Hügel so gut zu nutzen wußte, der nicht mehr so plump und ganz von großen Steinmassen baute, wie die Aegypter, sondern auch den Gebrauch des Holzes

in der Baukunst kannte, und seinen Säulen ein so gutes Verhältniß gab; ein Bauherr, der auf Hügeln wohnen wollte, um der frischen Luft und einer freien Aussicht zu genießen, wird auch solche herrliche Kolonnaden nicht ungenutzt gelassen haben. Wenn aber auch nur über C. ein zweites Stockwerk, und über B. D. E. mit ehernen Stangen oder mit Gitterwerk umgebene Terrassen gewesen sind: welche herrliche Aussicht hatte man dann nicht besonders von der Terrasse E 90 Fuß über den Horizont nach Istakr und über die ganze fruchtbare Ebene! Daß der Berg Rachmed hinter dem Palaste zu der Zeit auch nicht so wüste gelegen habe als jetzt, das kann man sich leicht vorstellen.

Wenn also Diodor von prächtigen Wohnungen in diesem Palaste redet, wo fremde Könige und Fürsten aufgenommen wurden, und man annimmt, daß selbige bei B. C. D. E. gelegen haben: so möchte ich fragen, welcher Monarch in der ganzen Welt jemals fremden Königen und Fürsten an seinem Hofe eine so prächtige Wohnung habe anweisen können! Da keiner meiner Vorgänger einen Grundriß von der Lage und Größe der verschiedenen Gebäude dieses Palastes entworfen hat, so ist es auch nicht wohl möglich, sich davon nach ihren Beschreibungen und perspektivischen Zeichnungen einen deutlichen Begriff zu machen. Nun aber lese man Kämpfers, Chardins und le Bruyns Beschreibungen dieser Ruinen noch einmal, mit meinem Grundrisse zur Seite, und man wird finden, daß ich nichts übertreibe. Unsere Meinungen darüber sind freilich verschieden, auch hat der eine diesen, der andere jenen Theil des Palastes umständlicher be-

schrieben und abgebildet. Die Beschreibungen der Trümmer aber müssen sich nicht widersprechen, und wenn man solches dennoch in diesem oder jenem Punkte finden sollte: so ist es nunmehr leicht, es ausfindig zu machen, welcher Reisebeschreiber in diesem Punkte nicht die gehörige Aufmerksamkeit angewandt hat.

Die Verzierungen dieses alten persischen Palastes waren von denen, die man in den europäischen Palästen antrifft, freilich ganz verschieden, aber darum wohl nicht weniger prächtig und kostbar. Die Reisebeschreiber haben bereits eine Menge Figuren abgebildet, welche man hier an den Treppen und an den Seitenwänden der Thür- und Fensteröffnungen antrifft; fast alle diese Figuren haben zwar eine steife Stellung, das Verhältniß der Glieder gegen einander ist aber ziemlich gut, und alles ist so scharf in den harten Marmor gehauen, als nur jetzt ein Bildhauer seine Arbeit vollenden kann. *) Die polirten Marmorwände und Säulen bedurften eigentlich keiner Verzierungen; wer weiß aber, ob man nicht auch an den Wänden allerhand Bildhauerarbeit angebracht, oder selbige mit gemahlten Geschichten behangen hat?

*) Daß die alten Perser auch schon das Räderfuhrwerk gekannt haben, davon sieht man den Beweis auf der 22sten Tabelle des 2ten Bandes meiner Reisebeschreibung. Das daselbst abgebildete Rad hat hübsche Speichen und ist beschlagen, wie unsere Wagenräder. Es scheint aber, daß die Räder sich nicht um die Achse gedreht haben, sondern daß die Achse in den beiden gegenüberstehenden Rädern befestigt gewesen ist, und sich mit denselben umgedreht habe, wie bei den Wagen in Natolien, an welchen letztern aber die Räder noch so plump sind, als wenn dieß Fuhrwerk erst ganz neu erfunden wäre.

Man findet noch unter den jetzigen Persern, welche Mohammedaner sind, Porträtmaler, die man freilich nicht mit den unsrigen vergleichen kann, welche aber in diesem Lande vielleicht nicht mehr angetroffen werden würden, wenn nicht schon die alten Perser Liebhaber der Mahlerei gewesen wären. Die persischen Teppiche sind jetzt auch bei Auswärtigen berühmt; vielleicht ist die Kunst, sie zu verfertigen, in Persien schon sehr alt, und so kann man wohl nicht daran zweifeln, daß schon Dsiemschied den Fußboden in seinem Palaste mit kostbaren Teppichen belegt habe. Die Decke über den verschiedenen Zimmern und grossen Sälen dieses Palastes ist wohl gewiß von Holz gewesen; weil aber davon schon längst nichts mehr vorhanden ist, so ist es auch schwer zu bestimmen, wie hier die Balken über den Säulen mit einander verbunden waren, und wie alles dieß verziert gewesen seyn mag.

Nun vergleiche man den so hochgerühmten Labyrinth oder einen der prächtigsten Tempel der Aegypter mit diesem Pallast, und man wird finden, daß die Aegypter noch die Bauart in einem Felsen nachahmten, als schon Dsiemschied seine Wohnung oben auf einen Hügel setzte, und darin große und prächtige Zimmer einrichten ließ. In Vergleichung der ägyptischen Säulen mit denen, welche man hier antrifft, wird man jene niedrig und plump finden: wenn die zu Persepolis ein so schönes Verhältniß haben, daß man auf den Gedanken kommen möchte, daß die Griechen die schöne Proportion ihrer Säulen von den Persern gelernt haben. Man findet an den Trümmern dieses Palastes überhaupt so viele Beweise von

dem Geschmack der alten Perser in der Baukunst, daß man sich nicht lange bedenken darf, schon den Dsiemschied für einen weit größern Baumeister zu erklären, als die Aegypter es jemals geworden sind *).

---

*) Jede Ansicht eines Mannes, der so sehr gut sah, und nicht leicht ein Urtheil zu fällen pflegt, ohne durch Evidenz dazu getrieben zu seyn, verdient so viele Achtung, daß wir auch folgende Stelle seines am 18. Jänner 1788 von Meldorf an Herder geschriebenen Briefs beibringen zu sollen glauben:

„Was man auch bisher von der frühern Kultur der Ae„gyptier gesagt haben mag, so glaube ich doch, die alten „Perser haben selbige in der Zeichnungs-, Bildhauer- und „Baukunst weit übertroffen; und diesen Persern haben, nach „meinem Bedünken, die alten Indier nichts nachgegeben. „Von letzteren habe ich zwar nur die Pagoden auf der Insel „Elephante gesehen, und bei weitem nicht alle daselbst an„noch befindlichen Figuren gezeichnet, aber doch genug, um „die europäischen Gelehrten mit dem Geschmacke der alten „Indier bekannt zu machen. Die Beschreibung des Englän„ders Hunter, welche sich im neunten Bande der neuen „Reisebeschreibungen (Hamb. bei Bohn) befindet, kann es „unter andern bezeugen, daß meine Abbildungen mit dem „gehörigen Fleiße gemacht sind."

Wir verbinden hiemit eine Stelle seines unter dem 16. März desselben Jahres geschriebenen Briefes:

„Unsere Sprachkundigen haben es einmal ausgemacht, „daß die ägyptischen Hieroglyphen die allerältesten Schrift„züge sind, und daraus das phönicische und alle andere Al„phabete hergeleitet. In dieser Gegend kann das ganz rich„tig seyn: allein können darum nicht die Perser und Indier „die Schreib- und andere Künste schon lange vorher getrie„ben haben? Da ich in Aegypten alle mir vorgekommenen „Hieroglyphen und auch in Indien verschiedene Alphabete „gesammelt hatte, so sammelte ich auch gleich die in den „verschiedenen Inschriften zu Persepolis befindlichen Buchsta-

Herder ist unter den deutschen Gelehrten der erste, welcher die übrigen auf die Ruinen von Persepolis aufmerksam gemacht hat; er hat auch in der Erklärung der daselbst befindlichen Figuren bereits viel geleistet, und macht Hoffnung, uns durch Hülfe dieser Ruinen noch näher mit den alten Persern bekannt zu machen. Möchte es ihm gefallen, uns auch Erläuterungen über die Sprache der alten Perser zu geben. Ich habe von den an den Trümmern des Palastes zu Persepolis befindlichen Inschriften sehr viele kopirt; aber nicht alles ist von gleicher Wichtigkeit. Aus den neupersischen, den arabischen und kufischen Inschriften z. B. werden wir nichts Wichtiges lernen können; sie sind von Mohammedanern. Aber

„ben, und fand bald, daß das Eine Alphabet ganz simpel ist, „welches ich auch mit habe stechen lassen. Bei so vieler gezeigten Sorgfalt hat noch keiner öffentlich einen Zweifel in „die Richtigkeit meiner Abschriften geäußert, aber freundschaftlich hat man mir geschrieben, die keilförmigen Schriften „wären entweder nur eine Phantasie des Steinhauers, oder „sie wären erst nach der Zeit Alexanders eingehauen. Daß „ersteres nicht seyn kann, zeigt, daß in keiner der drei Arten „Inschriften die Buchstaben der einen mit der andern vermischt sind; und daß sie nicht neu sind, erhellet schon aus „dem Umstande, daß man an beiden Enden der Figuren „an der Treppe zu der großen Kolonnade eigene Plätze zu „den Inschriften gelassen hat, wovon nur der Eine beschrieben „ist. Ist denn auch die Treppe neu, worauf man noch „jetzt bequem zu Pferde hinaufreiten kann? die 48 bis 50 „Fuß hohen Säulen? die in Felsen ausgehauenen Pagoden „in Indien? Bei Untersuchung der Alterthümer zu Persepolis und der Pagode auf Elephante bitte ich ja, die davon gelieferten Grundrisse mit dem beigefügten Maßstabe „fleißig zu vergleichen.“ Der Herausgeber.

das auf der 20sten Tabelle befindliche Siegel kann dem Sprachforscher vielleicht nützlich seyn; denn das darin befindliche Thier ist gewiß ein Fabelthier der Perser, und also die Schrift um dasselbe gleichfalls persisch. Ich habe dieß Siegel beides so gezeichnet, wie es in den Stein geschnitten ist, und wie es in Siegellak abgedruckt aussieht. *) Ob die wenigen Linien, die sich unten auf der 27sten Tabelle befinden, gleichfalls persisch und von einigem Werthe sind, das kann ich nicht bestimmen. Sie sind nur schlecht eingehauen. Die 34ste Tabelle aber halte ich für wichtig, weil ich unter den darauf befindlichen Schriftzügen einige pelvische gefunden zu haben glaube. Schade, daß dieß etwa nur der sechste Theil der ganzen Inschrift ist, und zwar nur eine Ecke derselben; es ist also keine einzige Linie vollständig, das Uebrige ist durch die Zeit schon ganz unkennbar geworden. Von der schönen keilförmigen Schrift, welche man auch in den ältesten Gebäuden des Palastes antrifft, und die gewiß so alt ist als die Gebäude selbst, findet man fast beständig drei Inschriften von drei verschiedenen Alphabeten neben einander, und zuweilen dieselben Inschriften an zween Thürpfosten gegen einander über. Die verschiedenen Buchstaben des einen Alphabets habe ich auf der 23sten Tabelle zusammen getragen. Da ich gleich bei dem ersten Versuche fand, daß es so äußerst schwer ist, diese

*) Herr Niebuhr hat dieses Siegel dem K. Kabinet in Kopenhagen geschenkt. Die Vignette auf dem Titelblatte ist nach einem Abdrucke, den des verdienstvollen Mannes würdiger Sohn dem Verfasser zu übersenden die Güte gehabt hat.

Der Herausgeber.

uns gänzlich unbekannten Schriftzüge so zu kopiren, daß man jeden Buchstaben deutlich von dem andern unterscheiden könne: so setzte ich hinter jeden Buchstaben einen Punkt, und ich denke, man werde mir wegen dieses Zusatzes keinen Vorwurf machen. Die Schriftforscher würden mir vielmehr auch noch wohl danken, wenn ich eben so jedes Wort durch ein Zeichen von dem andern unterschieden hätte; aber dieß war nicht möglich. Alle Buchstaben stehen gleich weit von einander. Ich entdeckte indeß zufällig, daß diese Inschriften, so wie die europäischen, von der Linken zur Rechten gelesen werden müssen. (Reisebeschr. 2ter B. S. 143.)

Es ist wohl wenig Hoffnung, daß diese uralten Inschriften jemals werden erklärt werden können. Chardin sagt zwar (Voyages Vol. II. p. 181.) daß sich in der königlichen Bibliothek zu Isfahan 26 Bücher befinden, welche Schach Abbas den Parsis oder sogenannten Feueranbetern abgezwungen hat, und daß selbige mit alten persischen Schriftzügen geschrieben sind. Er bemerkt aber nicht, daß er sie selbst gesehen hat. Wenn man also auch alle diese 26 Bücher nach Europa bringen könnte, so dürfte man auch dadurch wohl wenige Hülfe zur Erklärung der ältesten Inschriften, die sich an diesen Trümmern finden, erhalten. Indeß schmeichle ich mir, daß bei meinen Abschriften die größte Sorgfalt angewandt worden ist; sie können dem Philosophen zu vielen Betrachtungen Anlaß geben, und wenn die Gelehrten meine Arbeit auch nur bloß in dieser Hinsicht nicht unnütz finden, so werde ich meine daran gewandte, nicht geringe Mühe reichlich belohnt halten.

III.

Persepolitanische Briefe.

Digitized by Google

An Niebuhr.

Vergebens war die Mühe, die Sie, verdienstreicher Mann, mit schmerzendem Auge auf die Ruinen Persepolis sowohl, als auf die sogenannten Abbildungen Rustams wandten, gewiß nicht; Sie müssen sich der unerwartet frühen Erfolge Ihrer Genauigkeit selbst freuen.

I. Die musterhafte Exposition, die de Sacy von den Inschriften der Nakschi Rustam gegeben; das Alphabet, das er mit Hülfe der griechischen Beischriften nicht nur für die Münzen der Sassaniden, sondern auch für alle Denkmale des spätern Perserreichs entziffert; die glückliche Probe, die er davon bei den Alterthümern des Berges Bisutum, unweit dem Kaspischen Meer, gegeben hat, sagen nebst andern auch Ihnen lauten Dank. a) Wie manches andere Denkmal wird sich künftig noch der gefundenen Sassanidenschrift freuen!

Als ich de Sacy's vortreffliche Analyse las, regte sich der Wunsch lauter in mir: „wie? sollte nicht auch Persepolis einen dergleichen Enträthseler finden?" Und siehe da!

II. Er ist gethan, der erste kühne und glückliche

---

a) Memoires sur diverses antiquités de la Perse et sur les médailles des rois de la dynastie des Sassanides p Silv. *de Sacy*. Paris 4. 1793.

Schritt zu dieser Enthüllung, durch den Fleiß und Scharfsinn eines Gelehrten, dem die Vorzeit schon mehrere Entzifferungen ihrer Schriftzüge zu danken hat: Olof Gerhard Tychsen. b) Mit sechs Bogen eröffnet er dem Sprachen- und Alterthumsforscher des Morgenlandes eine neue Welt.

Und wie durch de Sacy's Entdeckung Alterthümer, die man der Semiramis zuschrieb, in die Zeiten der Byzantiner herabrücken: so kommen durch Tychsens Erklärung die Denkmale Persepolis, die man ins Fabelalter der Welt setzte, uns näher entgegen und rufen: „Osch Patscha (Kalscha) Osch Aksak! Dieß ist Aksak (Arsak), der König!“ da Tychsen dann mit Gründen wahrscheinlich machen will, daß dieser Arsak kein anderer als Arsaces, der Gründer des Partherreichs, gewesen. Aus des fabelhaften Dshemschids Zeit kommen also die Wundergebäude Persepolis bis dritthalb oder ein paar Jahrhunderte vor Christi Geburt uns näher, denn die beiden Wände G. B. Ihrer vier und zwanzigsten Tafel hießen nach Tychsens Erklärung:

1.

„Dieß ist der Monarch, dieß ist Aksak der Grosse; dieß ist Aksak, Aksak der Vollkommene, der König; dieß ist Aksak, der göttliche, der vortreffliche, der bewundernswürdige Held! c)“

---

b) O. G. *Tychsen* de cuneatis inscriptionibus Persepolitanis lucubratio c. 2. tabb. aere expressis. Rostoch. 1798. 4.

c) Niebuhr, Taf. 24. G.

2.

„Der König Akſak iſt dieß, der Große, Vollkommene; Akſak, der Gnädige; unſterblich, göttlich, vortrefflich; der bewunderuswürdige Held; der Mächtige, der Tapfere, der Gute! d)“

Wo Steine rufen, verſtummet die Menſchenſage; hier alſo rufen die Wände in zwei Aufſchriften achtmal, in fünf Aufſchriften acht und zwanzigmal: Oſch Akſak, oſch Akſak!

So unerwartet dieſe Erklärung jeder bisher angenommenen Meinung iſt: (denn ohne ein literariſches Document wagte wohl niemand, die Denkmale Perſepolis in ein ſo ſpätes Zeitalter, unter die Arſaciden hinabzuſetzen;) ſo ſonderbar treten ſie ins Licht, wenn man ſie, vergeſſend alte Ideen, auf dieſer Stelle betrachtet. Denn

Erſtens: Gehen, wie Sie und vor Ihnen ſchon della Valle bemerken, ja wie ſich jeder Anſchauende überzeugen muß, die Buchſtaben der perſepolitaniſchen Schrift, gegen die Gewohnheit der Morgenländer, von der Linken zur Rechten; woher dieſe Abweichung? Nicht nur die alten aſſyriſch-phöniciſchen, ſondern auch die Buchſtaben der Zend- und Pehlvi-Sprache, ſo wie ſpäterhin die Schrift unter den Saſſaniden und die Schriftzüge der öſtlich-aſiatiſchen Sprachen gehn alle von der Rechten zur Linken: ſo daß im Horizont unſrer Literatur Griechen uns als die Erſten erſcheinen, die eine entgegengeſetzte Schreibart in Gang brachten. Schon hier-

---

d) Niebuhr Taf. 24. B. *Bruyn* voyages tab. 132. zur Rechten.

durch also scheint mitten unter andern Schriftarten vor und nach ihr und um sie her die persepolitanische Schrift zu gräcisiren.

Zweitens. Und wenn sie, nach Tychsens Angabe, nicht nur Vocale und zwar in zwanzig Zeichen ausdruckt, sondern auch in einigen Consonanten selbst z. B. *Β Δ Ε Κ Σ* offenbar dem Griechischen nahe kommt: so scheint sie eben dadurch zugleich einem sehr gebildeten griechischen Zeitalter zuzugehören; denn wie bekannt, druckten die ältern asiatischen Schriftarten die Vocalen nicht, oder sehr unvollkommen aus; und die griechische Sprache selbst hat nach aller erlangten grammatischen Bildung zum Ausdruck ihrer verschiedenen Laute keine zwanzig Vocale. Wenn die Zend-Schrift diese durch Buchstaben ausdrückt, so schien sie eben dadurch die Bildung eines jüngern Zeitalters zu verrathen. Ueberhaupt zeigen mehrere morgenländische Alphabete, wie schwer den Schreibern im Alterthum eine reine Abtheilung zwischen Vocalen und Consonanten ward. Hätte diese nun zu den Vocalen ihre zwanzig Zeichen, die nothwendig den verschiedenen Laut und Klang, die Höhe und Dauer derselben bezeichnen müßten: wie gebildet wäre die Schrift! gebildeter, wie die griechische selbst, ja bestimmter als unsere sämmtlichen Schriftcharaktere.

Drittens. Und ist sie nicht schön? Die schönste, die ein menschliches Auge auf Marmorfelsen je sah. Ihnen war sie zu sehen vergönnt, und Sie sind dessen Zeuge. Nicht nur die Zend- und Pehlvi-, auch die samaritanischen, assyrischen, phönicischen, arabischen, selbst die griechisch-römischen Uncial-Charak-

tere übertrifft diese Schrift an Einfalt und Reinheit der Züge bei weitem. Selbst dem Blick des Unwissenden gefällt sie, und wenn der einzige Doktor Hyde zu sagen wagte: „es ist keine Schrift, sondern ein Baumeister-Spielwerk!" so sagte auch Er damit ein Lob derselben; denn unförmliche barbarische Striche wird ein Baumeister solcher Gebäude nicht in den Marmor graben.

Viertens. In die parthische Zeitperiode gesetzt, erklärte sich die Entstehung einer solchen Schrift nicht so ganz unnatürlich. Eine Reihe von Jahren hin war Persien unter griechischer Herrschaft gewesen; bis nach Baktra und Indien hin blühten in ihm griechische Städte und in ihnen die griechische Sprache. Liebhaber der Griechen (φιλελληνες) werden auf Münzen die parthischen Könige in griechischer Sprache und Schrift gepriesen. Wenn unter ihnen also ein Reichspalast errichtet, wenn zur Erklärung der Figuren auf die Wände desselben Schrift gegraben werden sollte: so konnten es jene verschlungenen Züge nicht seyn, die dem Belsatzer einst im Rausche erschienen. Die Buchstaben wurden aufgelöset, ihre Krümmen in gerade oder schiefe, ganze oder halbe Pfeilstriche verwandelt, und durch diese sowohl mit einander verbunden, als von einander geschieden. So entstand, der Natur der Sache nach, eine gleichsam aufgelösete Uncialschrift, die dem Arbeiter in den harten Fels zu hauen möglich ward und sich dem Auge empfahl, wenn sie gleich in einer langen Reihe nur wenige Worte sagte. Für den unverständigen Vorüberläufer ward sie ohne das nicht in den Palast gesetzt, noch weniger zum täglichen Ge-

brauch des Lebens so aufgelöset und geordnet. Der tägliche Gebrauch des Lebens will an einander hangende laufende Schriftzüge, an deren leichtem und zierlichem Zusammenhange daher die Morgenländer so sehr gekünstelt haben; der harte Fels und die Ansicht einer glänzenden Wandschrift im Palaste forderte gerade das Gegentheil einer Currentschrift, aufgelösete, feststehende Züge, d. i. neben und über einander gesetzte Pfeile. In diesen Charakteren konnten dann mehrere Sprachen geschrieben werden und sind geschrieben worden, da bereits Ihr aufmerkender Blick mehrere und verschiedene Alphabete auf diesen Wänden bemerkte. Denn eine so zerlegte Uncialschrift gehört nicht nothwendig Einer Sprache. Auch Griechisch, Latein, Deutsch könnte mit diesen Pfeilspitzen geschrieben werden, wenn es der Marmor geböte; ja jedes Alphabet läßt sich ohne Mühe in sie auflösen. Die persepolitanische Schrift wäre sonach keine eigene, sondern eine zur Pracht der Marmorwände aufgelösete Schrift der damals geltenden Palast- und Königssprache, die man im eigentlichsten Verstande eine Marmorschrift, eine Palast- und Königsschrift nennen könnte. Daß Pfeilspitzen in ihr zu Charakteren gewählt wurden, gehörte zum parthisch-medisch persischen Reichspalast. Parther, Meder, Perser waren nicht nur als Bogenschützen berühmt, sondern der Schütze, oder ein Bogen in des Königs Hand war das allbekannte Symbol des Perser- und Partherreichs. f) Eine andere Nation würde die Buch-

---

f) Die ältesten persischen Darici hatten schon dieß Sympol; es

staben anders zerlegt, die Sineser z. B. wie im Buch Ye-Kim sie in andere Striche geordnet haben; der durch seine Pfeile berühmte Parther oder Perser sah in seinem Reichspalast am liebsten goldene Pfeile. g)

Fünftens. Gehen wir von der Schrift zur Sache, so scheint ein Bau dieser Art unter den Parthern nicht so ganz an unrechtem Ort. Wir wissen aus Münzen und aus der Geschichte, wie stolze Namen sich ihre Könige, selbst in Briefen an andere Monarchen, an römische Kaiser, gaben. Sie nannten sich, wie sie hier die Wände nennen, die grossen, die wolthätigen, Könige der Könige u. s.; Titel, in welchen sie die Sassaniden noch übertrafen, die sich Söhne Ormuzds, Herren der Welt, Brüder der Gestirne nannten. Die Aufschriften, die Tychsen erklärt hat, sind nicht im pomphaften Styl der Sassaniden, wohl aber im Hymnen-Ton des Zend-Avesta geschrieben, wenn dieser Gestirne, Helden oder Könige lobet. Die Unternehmung eines solchen Palastes mit seinen Abbildungen war selbst die stolzeste Idee, an welche kein

---

zeigt sich auf den meisten parthischen Münzen, auf den Gräbern der Könige u. s.

g) Allenthalben haben sich die Verzierungen der Schrift, ja ihre Form selbst dem Geschmack und Charakter der Nation bequemt. Bis in die neuere Zeit lieben die Perser auch in ihren zierlichsten Bildern Anspielungen auf Pfeil und Bogen, wie selbst ihre Liebesoden, ihre Beschreibungen des Frühlings u. s. beweisen. S. Geschichte des Nadir-Schah, übersetzt von Jones, (deutsch Greifswalde 1773.) in der Einleitung jedes neuen Buchs und Jahres.

vorübergehender Prachtaufzug eines nur eitlen Weltgebieters reichet.

Sechstens. Und wo konnte der stolze Parther sich als einen ächten Perser, angeblichen Abkömmling der alten Perserkönige, besser naturalisiren, als auf dieser Stelle? Dem damals tapfersten Volk der Erde, den Griechen, hatte er sein Reich abgedrungen, und solches bis nach Indien und Baktra, bis zum Euphrat und an die Gebirge erweitert; was lag ihm näher, als den alten Schutthaufen vom Brande Alexanders wegzuräumen und sich im prächtigern Wiederaufbau der alten Persepolis als den wirklichen Wiederhersteller der Persermonarchie zu zeigen? Nicht nur ward dadurch der Flecke vom Untergange des alten Reichs weggetilgt, sondern aus dem Schutthaufen stieg ein neuer schönerer Reichstempel hervor, zu dessen Aufführung jetzt die Hände, wenigstens der Geist der Griechen selbst diente; denn daß in den Vorstellungen dieses Palastes griechischer Geschmack, d. i. Einfalt, Bestimmtheit, Ordnung, Leben, nicht ägyptischer Tod vorhanden, zeugen auf allen Wänden alle Figuren h). Das parthische Reich, voll griechischer Kolonieen, ja selbst halbgriechisch, traf in die Periode der völlig ausgebildeten griechischen Kunst, die sich hier dem Perserstolz, nach persischen Sitten, mittheilen und ihn leiten konnte. So würde, wenn Persepolis sonst in ihrer Kunstschönheit, wie ein vom Himmel

h) Es wird damit nicht gesagt, daß sie den schönen Griechengestalten auf ihren Reliefs an die Seite zu setzen sind; sondern vom Charakter der Kunst ist die Rede.

gefallenes Gebäude da stand, es nach Lage und Zeit in der griechischen Partherperiode durch sich selbst erklärbar.

Siebentens. Und so dürften denn auch frühere Griechen, die sonst in Widerspruch zu kommen schienen, von Persepolis gesagt haben, was sie sagen. Alexander mag die Burg des Darius verbrannt haben, und doch an diesen Gebäuden keine Spur des Brandes merkbar seyn; warum? es wären neuere Gebäude, auf der Stelle der alten Königsburg errichtet. Diodors Beschreibung kann in Einigem treffen, in Anderm nicht; warum? Es wären auf denselben Terassen neuere stolzere Gebäude. So ferner. Die Stimmen des Alterthums scheinen sich zu vereinen; und wer vereinte sie? Die Inschrift der sprechenden Wand: „Osch Aksak! Osch Aksak! Ihr sucht die alte Persepolis hier? Dieß ist ein Kunstgebäu der Arsaciden!"

*　　*
*

So partheilos ich diese Gründe in's Licht gesetzt habe, so fordern die dagegen sich erhebenden Zweifel und Fragen gleiche Unpartheilichkeit. Sie sollen nicht widerlegen, sondern nur eine weitere Aufhellung fördern; und wie? wenn ich sie, um allen Mißstand zu vermeiden, dem gelehrten Urheber vorgenannter Hypothese selbst vorlegte?

An Herrn Hofrath Tychsen.

Fragen und Zweifel.

I. Zweifel.

1. Woher, wenn der Palast in so späten Zeiten erbauet ist, schweigt das gesammte, damals schon schriftreiche Alterthum von seinen Erbauern, den Arsaciden? Der Ausdruck Ammians: „Arsaces füllete das Land mit Städten, Lagern und Burgen,“ sagt, meines Bedünkens, für diese Persepolis nichts; er zeigt bloß an, daß der neue Sieger sein erobertes Land durchaus in einen wehrhaften Zustand setzte, und sich von innen und außen durch Furcht Sicherheit zu verschaffen wußte. Auch hatte, wie Sie, vortrefflicher Mann, selbst zu bemerken scheinen, Arsaces selbst die wenigen Jahre seiner Regierung, während deren er mitten unter mächtigen griechischen Reichen seine Herrschaft gründete, wohl andre Geschäfte als diesen Prachtbau. Daß nach seinem Tode ihn die Parther als einen Gott verehrten, daß seine Nachfolger sich nach seinem Namen nannten u. f. spricht für Persepolis eigentlich auch nicht: denn diese Gebäude sind kein Tempel. Daß die Arsaciden sich nach Arsaces nannten, thaten sie nicht nur nach Gewohnheit der Zeit in mehreren Alexandrinischen Reichen, sondern auch als ein fremder Stamm um ihrer selbst willen, um in alter persischer Weise sich als Abkömmlinge von ihm, als gesetzmäßige Besitzer des königlichen Stuhls zu

legitimiren. Von keinem seiner Nachfolger als einem Erbauer Persepolis erzählt die Geschichte. a)

Sagte man: „die Parthergeschichte sey verwirrt und dunkel; Griechen und Römer bekümmerten sich um einen Bau in der innersten Provinz des Reiches nicht u. s.“: so stünde dagegen, daß sie sich allerdings um Persepolis bekümmert und, gleichstimmig der morgenländischen Sage, ihr einen frühern Ursprung gegeben haben. Alle Geschichtschreiber Alexanders sprechen von Persepolis, es von Susa und dem alten Pasargada deutlich unterscheidend. b) Diodors Beschreibung ist der Lage nach so bestimmt, als irgend eine im Alterthum seyn kann: mithin gab es eine Königsburg, ähnlich der unsrigen, in Persepolis, nahe den Gräbern der Könige, vor Arsak und den Arsaciden. Von einem Bau derselben durch diese schweigt die Geschichte, die doch von andern Bauwerken der Partherkönige nicht schweiget. Die Differenzen, die sich in dieser und jener Angabe finden, können die Existenz einer Persepolis und ihrer Königsburg vor den Arsaciden nicht aufheben, und sie so wenig mit Susa als dem entfernten Ecbatana verwechseln.

2. Auf Parthischen Münzen ist die Vorstellung der Partherkönige von der in Persepolis unterschieden. Das Symbol des Perserreichs, der Bogen in

---

a) Mir ist wenigstens nichts bekannt; unverwehrt aber sey der Fleiß jedem, der etwas sucht und findet.

b). S. außer Salmas. ad Solin. Brisson, Cluver, Cellarius u. s. Mannerts Geographie der Griechen und Römer. Th. 5. Abtheil. 2.

ihrer Hand, ist da; am königlichen Stuhl durfte es auch nicht fehlen c); der unterscheidende Hauptschmuck aber, die medische Tiare fehlt; ein bloßes Diadem fließt vom Haupte nieder d). Und daß man dieß nicht etwa dem Kunstgeschmack der Griechen zuschreibe, sind von Arsaces und Tiridat auch Münzen mit der schlichten parthischen Mütze, andere mit der Cidaris, andere mit einem geschmückten Helm da; alle aber von der medisch-persischen Tiare, dem eigentlichen Ehrenschmuck der alten Könige auf den Wänden Persepolis so verschieden, wie die folgende Dynastie der Sassaniden sich abermals von ihnen unterscheidet. e) Diese tragen die Kugel auf ihren Häuptern, von der kein Arsacide, kein älterer Perserkönig weiß. Da nun der Kopfschmuck nach persischer Sitte das bestimmteste Unterscheidungszeichen war, so wird dadurch klar, daß genau keine parthische Münze für die Abbildungen in Persepolis als für eine ihnen gleichzeitige Epoche spreche; und doch ist diese medische Tiare auf den Münzen anderer Abkömmlinge des medischen Stammes, der Armenier z. B. u. a. zu finden. Auch der Persermonarch auf der vielleicht

---

c) Die ältern Arsaciden haben auch noch nicht den königlichen Stuhl. S. Pellerin Rec. des med. des Rois. Planche 15.

d) S. Vaillant Arsacidar. imper. Paris. 1725. Bei Spanheim, de usu nummor. T. I. p. 448. seq. Pellerin hin und wieder: Eckhel doctr. nummor. Vol. III.

e) Nach Spanheim hat den verschiedenen Kopfschmuck der Perserkönige am genauesten Pellerin erörtert: Lettres de l'auteur des recueils des médailles. Franc.. 1770. Additions au recueil des médailles p. 45. seq. à la Haye 1778.

ältesten persischen Münze trägt sie den Wänden Persepolis ganz gleichförmig. f)

3. Weder in der Religion noch in Sitten haben sich die parthischen Könige als vorzügliche Liebhaber des alten Perser- und Königsrituals ausgezeichnet, wie es in Persepolis dasteht. Die Perserreligion neigete sich unter ihnen, bis die Sassaniden mit doppeltem Eifer sie wieder erhoben g); daher die Dynastie der Aschkanier von den folgenden Rechtgläubigen als eine Periode des Verfalles der Religion betrachtet und meistens nur in einem unordentlichen Auszuge bemerkt ward. Die Vermischung der Perser- und Griechen-Gebäude, die jenen, ihrer Religion zuwider, von Griechen und Römern zugeschrieben werden, stammen aus der Dynastie der Arsaciden, weit entfernt von der altpersischen Einfalt, die sich auf den Gräbern der Könige zeiget. Am Partherhofe sprach und schrieb man häufig griechisch; noch als Crassus Kopf dem Könige gebracht wurde, in späten römischen Zeiten ward Euripides Bacchis gespie-

f) Sehr merkwürdig ist diese Münze. (Pellerin recueil des médailles des rois p. 1.) Der Persermonarch steht auf einem Triumphwagen, gebietend mit aufgehobener Hand. Die Tiare ist völlig wie in Persepolis; so auch die Kleidung ist wie die zu Persepolis wo der König als Held erscheint und mit den Ungeheuern kämpfet. Der hinter dem Wagen geht, hat, wie in Persepolis, den Kopfputz des Königes, nur niedriger, trägt auch wie dort den Wedel und das heilige Gefäß; deutliche Zeichen, daß dieß das Kostum der Vorstellung unter den eigentlichen Persermonarchen gewesen; auf den Parthischen Münzen ist alles anders.

g) S. D'Anquetil über die Aechtheit der Schriften Zoroasters. Zend-Avesta Th. 2. S. 21. Deutsch.

let. h) In der Periode eines solchen Geschmacks wird man schwerlich Aufschriften, wie die beiden von Ihnen enträthselten, schreiben, die ohne alle griechische Ründe den ältern ächten Perserpleonasmus, wie er im Zend-Avesta vorkommt, verrathen. Ueberdem war unter den Partherkönigen der Mittelpunkt des Reichs so verändert, daß ihnen Persepolis und Persis im entlegenen Winkel lagen. Zu Hekatompylos und späterhin am Euphrat, Tigris, in Ktesiphon, Seleucia oder in andern nordwestlichen Städten residirten sie, wohin gegen Griechen und Römer die Gefahr und der Schutz des Reiches sie rief und drängte. Persien war in das obere und niedere getheilt, und die entlegene Provinz Persis gehorchte, nach Strabo, ja selbst nach Münzen, einem Unterkönige, der Persepolis weder bauen noch fortbauen konnte, am wenigsten, da er aus altpersischem Stamm war, den Arsaciden ein solch Denkmal errichten wollte.

4. Endlich, da auf ein einziges Wort, einen Namen (Aksak) hier alles ankommt und dieser in unverstandenen Schriftcharakteren, ja sogar verkürzt (CHK) erscheinet, so führt sich alles auf die Frage zurück: „Was oder Wen bedeutet das Wort?" War's ein Name? Er steht nie voran, sondern obgleich nach der Gewohnheit des Zend-Avesta oft wiederholt, zwischen andern Lobesbenennungen des hier vorgestellten Königes da; könnte er nicht auch Eine dieser Benennungen, ja der eigentliche königliche

h) Appian. in Parthic. hin und wieder.

Ehrenname seyn, der nichts weniger als den Parther Arsaces ausschließend zu bezeichnen dastünde? Und so scheint es. Denn weshalb nahm der Parther den Namen Arsaces an, wenn er sich nicht mit ihm an die Reihe der alten Perserkönige, von denen er abzustammen vorgab, hätte anschließen und gleichsam naturalisiren wollen? Weshalb behielten ihn seine Nachfolger bei, als eben zu diesem Endzweck? Bekanntermaßen ist das Wort Art (ein Held, ein Tapferer) gleichsam das Urwort der Meder und Perser (Artäer), die Wurzel von tausend Benennungen und Ehrennamen in der medisch-persisch-armenischen Geschichte, und da die Endung schagh (sak, schah) unter medisch-armenisch-persischen Worten gleichfalls vorkommt und als Wort ein König, ein Anführer heißet: was ist Aschak anders als ein Tapferer, ein Anführer der Tapfern, das Urwort des alten medischen Ruhmes? Der älteste Name, den wir als Stammvater dieses Gebirgreichs bei den Hebräern finden, heißt Assur (Akusar) und was ist der hebraisirte Arpharad anders als Arsak? Es scheint der Kanzlei- und vielleicht Chiffre-Name gewesen zu seyn, den die medisch-persischen Könige führten, und der, auch bei den verschiedenen persönlichen Namen derselben, den Ausländern so bekannt war, wie in Aegypten der Name Pharaonen. (i Wenn also die Inschrift wiederho-

i). Nach Herodot heißt Artaxerxes μεγας αρηιος, der tapfere Krieger; nach Ammian bellorum victor. Auch der Name Arbazes, der älteste Mederkönig, den die griechische Geschichte kennet, so wie die Namen Artäus, Artachäus und viele andere sind offenbar

lend sagt: „dieß ist Arsak, der wahre Arsak, Anführer der Tapfern;" so hieß dieß nichts anders, als er ist wie jener Stammvater unsers Reichs, unser Urkönig, Arsak, der wahre Arsak, Anführer der Tapfern.

Absprechen sollen diese Zweifel nicht. Wenn die Persepolitanischen Charaktere in ihrer Verschiedenheit genauer bestimmt, und mehrere Wände enträthselt seyn werden, müssen sich nothwendig auch Zeitbestimmungen ihrer Denkmale ergeben. Die Parther-Münzen drücken Jahre und selbst Monate aus; vielleicht findet sich, wenn sie aus den Zeiten der Parther

nichts als Arsak. Im Buch Judith heißt der letzte Mederkönig, wie bei Moses der erste, Arphaxad, d. i. Arsak; auch unter den armenischen Königen ist Arsak ein oft vorkommender Name. Der große Cyaxares in Medien ist nichts als Ke-Aksar, und da der griechische Name Xerxes nichts als Kschethro, König, ist, so heißt Artaxerxes nichts als Arschak, der König, d. i. der (nach Ktesias) vorher Arschak hieß, nannte sich als König Arschak-Kschethro, Artaxerxes. Da dieser Name nun abermals mit Artaxares, Artasastha, ja gar durch eine fremde Punctation mit Achasverosch Eins ist, wie Hyde (de rel. vett. Pers. p. 43.) längst erwiesen, und der Name Oksyares, Ὀξυαρης, Bel-Sazer u. f. auch nichts als Aksar, Aksak ist: so erhellet, daß wir mit allen diesen Benennungen eigentlich nur Einen Persischen Königsnamen haben; und daß der Name Arsak, Aksar mit Compositionen vor- und rückwärts der Name gewesen, unter dem die Ausländer den Meder- und Perserkönig kannten, wie Aegyptens Könige unter dem Namen Pharaonen.

ther sind, auch hier sogar die Jahrzahl. Ueberdem ist ja die Hypothese vom Bau dieser Persepolis unter den Arsaciden, vom Verdienst, Enträthseler der persepolitanischen Schrift zu seyn, ganz verschieden; dieß bliebe seinem Erfinder, wenn jene auch ganz sänke. Erlauben Sie also, H. H., daß ich ohne Bezug auf jene Hypothese dem kühnen Enträthseler jener Schrift noch einige

II. Fragen oder Bitten

vorlege. Sie können nicht anders als seinen Ruhm vollenden.

1. Da doch diese Schrift, indem sie gelesen und verstanden werden sollte, nicht unabhängig von allen bisher bekannten Schriftzeichen erfunden und als ein völlig neuer Charakter dahin gesetzt seyn kann: so entsteht die natürliche Frage: „von welcher currenten Schriftart ward sie genommen? welcher Vorgängerinn oder Nachbarinn ist sie am meisten ähnlich?" Noch jetzt stellen sich uns zwo Nachbarinnen dar, die in ihren größern Charakteren sich der Pfeilschrift nähern; es ist die Schrift der Armenier und Tibetaner. Armenier waren ursprünglich mit den Medern Eins oder ihnen doch nahe verwandt; oft standen sie unter ihnen, wie nachher unter den Persern, oder bekamen von ihnen, meistens aus ihrem Stamm, Fürsten. Arschak II. z. B. gab ihnen seinen Bruder Walarschak zum Könige. Trotz aller Staatsveränderungen sind die Armenier dennoch ein unvermischtes Volk geblieben. Eine eigene Schrift haben sie nie gehabt, sondern sich stets der Schrift ihrer Nachbarn bedienet. Als, um die griechischen Charaktere

hinwegzuthun, Miesrob ihnen eigne Schrift gab, erfand er diese nicht, sondern nahm sie, wie die Grundzüge zeigen, aus der altpersischen, und die großen Charaktere derselben, eiserne Schrift genannt, sind Pfeilschrift. k).

2. Die größere sogenannte magische Schrift der Tibetaner ist's noch mehr; nicht nur haben sie diese Zeichen als Unterschiede und Interpunktionen, sondern als eigentliche Bestimmungen der Laute und des Sylbenbaues der Sprache, so daß die meisten ihrer Charaktere nur eine zusammengezogene Pfeilschrift scheinen l). Die Buchstaben, die Ihnen auf den Wänden zu Persepolis vorgekommen sind, fehlen auch den Tibetanern, daher sie solche auf mancherlei Art zu erstatten wissen, und weil bei ihnen Vocale und Consonanten noch nicht rein abgesondert sind, mehrere gleichsam Sylben-Charaktere gebrauchen. Wäre dieß nicht auch der Fall bei dieser altpersischen Schrift? und bekäme nicht daher, eben nach der Analogie dieser Töchter-Schriftarten, auch die Mutterschrift in ihren zwanzig Vocalen und andern Bezeichnungen einen andern mehr morgenländischen Genius in Bestimmung und Deutung? Wie der Schlüssel jetzt dasteht, scheint er der Sprach-Analogie dieses ganzen Weltstrichs fremd.

3. Da unläugbar die sogenannte assyrische Schrift eine der ältesten gewesen, und das medisch-persisch-assyrische Reich unzweifelhaft auf mehrere Jahrtausende zusammengehangen hat: wie verhält sich die

---

k) Schröders thesaur. linguae Armenicae. Amst. 1711.

l) Georg. Alphabet. Tibet.

assyrische mit ihren Töchtern oder Schwestern gegen diese Pfeilschrift? und wie der Bau ihrer Sprachen? Dem vielwissenden Kenner mehrerer morgenländischen Sprachen darf man diese Fragen thun, und eine Exposition hierüber, die de Sacy bei jedem Wort seiner Inschriften so genau gegeben, ist hier vielleicht nöthiger, da keine griechische Uebersetzung als eine bewährende Probe der ausgelegten Schrift neben an stehet. Vielleicht (bis sich irgendwo eine solche Uebersetzung findet) ist Eins der drei verschiedenen Alphabete dieser Pfeilschrift, das uns durch Analogie mit seinem anderswo gebräuchlichen Current-Alphabet Sicherheit giebt. Mit jeder neuen Aufklärung alter Sprachen und Charaktere binden sich die Völker; Länder und Zeiten rücken zusammen, so daß man fast sagen kann: „das Alterthum kommt zu uns!"

Nicht aus Calcutta erst, wo sich die Engländer zu einem gewinnlosen Verdienst um die altpersische Sprache wohl am spätesten entschließen würden, sondern aus Paris, wo Anquetils Schätze und Wörterbücher liegen, aus dem Vatikan und der Propaganda, aus Oxford u. s. wünsche ich Ihnen nach rein gefundenem Alphabet, fördernde Hülfsmittel zu Erleichterung und Bestärkung der Interpretation dieser uralten goldenen Pfeilschrift. Und mich dünkt, da die Sache einmal im Gange ist, werden sich, zumal bei den Veranlassungen unserer Zeit, willige Hände finden. Als Barthelemy das Palmyrenische Alphabet entzifferte, waren, ihm unbewußt, Swinton und Velasquez bei demselben Werk; wer weiß, wo jetzt hie und da bei Niebuhrs und le Bruns Tafeln jemand an Persepo-

lis denket. Vielleicht de Sacy selbst. Der Geist unserer Zeit fördert.

An Herrn Hofrath Heyne.

Daß Persien vor den Parthern Kunst besessen habe, ist unwidersprechlich. Das alte Meder-Reich bei Seite gesetzt, wissen wir, daß unter Cyrus nicht nur die Reichthümer und Prachtgebäude Babylons, sondern auch Kleinasien mit allen seinen Kunstherrlichkeiten in das Gebiet der Perser kamen. Kambyses eroberte und durchstörte Aegypten; Darius sah und verwüstete Griechenland. *) Von ihm an blieben nicht nur beide Staaten feindlich oder freundlich in Verbindung, sondern ein großer Theil griechischer Länder voll Kunstdenkmale und Künstler stand fortwährend unter persischer Hoheit. Mit ihnen, mit Babylon und Aegypten beherrschte Persien also, obgleich nicht ohne Empörung und Aufruhr, die zweihundert Jahre seiner Dauer den ansehnlichsten Strich der alten Kunstwelt.

Nicht alles aber, was man hat und haben kann, will oder darf man gebrauchen; also bezirkte sich die persische Kunstgeschichte nach dem Klima und der Verfassung des Reichs, nach Religion, Sitten und äussern Umständen. Dadurch gewann sie sowohl in Gegenständen als im Styl der Kunst ihren eigenen Umriß. Vergönnen Sie, mein bewährter Freund, daß ich Ihnen, der sich um die griechische Kunst-Ge-

*) Mehrere griechische Städte. M.

schichte so vielfaches Verdienst erworben, einige Linien hievon darlege; der Verfolg wird zeigen, zu welchem Zweck.

Cyklus persischer Kunstgegenstände.

1. „Götter zu bilden,“ sagt man, „verbot den Persern ihre Religion; daher sie jene auch in Aegypten und Griechenland wilde zerstörten.“ — Im ganzen Zend-Avesta finde ich zu dieser Behauptung keinen Anlaß; mit den Zerstörungen in Aegypten und Griechenland hatte es, wie Gatterer gezeigt hat, auch andere Bewandniß. a) Wenn auf den Grabmalen der Könige der Sonnenball über dem heiligen Feuer schwebet b), so hinderte dieß nicht, daß nicht auch himmlische Geister und Wächter d. i. persische Götter sichtbar gemacht und gebildet werden durften. Sie sind gebildet.

Gleich auf eben den Grabmalen siehet man eine himmlische Gestalt, bis zur Mitte des Leibes vorgestellt, sodann in Schwingen sich verlierend, über des Königs Haupt schweben. In andern Vorstellungen gehet sie mit dem Könige schwebend fort; allenthalben, an der Tiare sowohl als an Gestalt, ihm ähnlich. Sey sie der Feruer, d. i. die reine Seele des Königs oder sonst sein schützender Geist c), sey das

---

a) Gatterers Weltgeschichte Th. 2. S. 87.

b) Chardin tab. 67. 68.

c) Nach d'Anquetil ist der Ferouer comme l'expression la plus parfaite de la pensée du créateur, appliquée à tel sujet particulier, et, pour ainsi dire, une partie de

Attribut in ihrer Hand ein Ring oder die Enden des heiligen Gürtels (Costi): so ist die Klasse, zu welcher sie gehört, unverkennbar. Unter verschiedenen Namen nämlich geht Eine Hauptidee die Perserreligion durch: himmlische Kräfte schufen, erhalten, beleben, schützen die Welt, für sie wachend, für sie streitend. In Ordnungen vertheilt, werden sie mit besondern Namen angerufen: Amschaspands, die obersten Naturgeister und Himmelsfürsten; Izeds, ihre Stellvertreter und Diener; Hamkars, die Helfer derselben; Feruers, die himmlischen Urbilder aller belebten, irdischen Wesen; denn auch diese werden angerufen und als handelnde verehret. Jedes Element der Natur, jede Klasse der Geschöpfe, jede Jahreszeit bis auf Tage und Stunden hatte ihren vorstehenden Geist: Amschaspand, Ized, Hamkar; und was irgend beseelt war oder als solches gedacht werden konnte, hatte seinen Feruer, seine Seele. Diese alle nun waren bildbar. Als vor dem Könige die Annahme des Zend-Avesta entschieden werden sollte, wurden (sagt der Zerduscht-Nama d)), vier Reiter angemeldet, hoch wie Berge, in glänzender Rüstung, verschieden gekleidet, den Speer in ihrer Hand, um sich Schrecken verbreitend. Es waren die vier Machtfürsten des Himmels (Amschaspands): Bahman, Ardibehescht, Khordad und Adergoschasp. Ihr Anblick stürzte den König in Entsetzen und Ohnmacht; sie

---

leur ame; mithin beim Menschen die reine Idee desselben, sein himmlisches Ideal.

d) Zend-Avesta T. I. P. II. p. 39.

sprachen ihr Wort, empfingen sein Gelübde und flogen davon, wie der Pfeil, geschnellt vom Bogen. — Dergleichen Rittergestalten liebten die Perser; auf mehreren ihrer Trümmern kommen sie vor; alle Diener Ormuzds sind im Zend=Avesta ein gewaffnetes himmlisches Heer. Der furchtbare Reiter, der den raubenden Heliodor im Tempel erschreckte, war ein solcher Amschaspand, und die beiden starken, schöngekleideten Jünglinge, die auf ihn schlugen, waren seine helfenden Izeds. e) Der Mann, in Byssus gekleidet, der Daniel erschien, einen Geldgurt um die Hüfte, feurig, glänzend, schrecklich, war ein Costum der Perser, ein Amschaspand; er hatte mit dem Schutzgeist des Perserreichs ein und zwanzig Tage gestritten und ihn besieget. f) Eine bilderreiche Mythologie, der die ganze Natur ein glänzend=streitendes Heldenheer gegen das Böse, gegen Ungeheuer der Schöpfung war.

Die Wächter der Elemente (Izeds) waren männlich und weiblich. Jene weibliche Ized in der Grotte des Felsen Bisutun, von der de Sacy ungewiß spricht, wird im Zend=Avesta mit Namen genannt: sie heißt Arduisur g); eine reine, heilige Jung=

---

e) Man kennet sie aus dem vortrefflichen Gemälde Raphaels im Vatikan. Daß die Engellehre der Hebräer nach der babylonischen Gefangenschaft chaldäisch=persische Form hatte, bedarf keines Erweises. 2. Maccab. 3, 25 — 27.

f). Dan. 10, 5. 6. 13.

g) de Sacy Mémoir. sur les antiquités de la Perse p. 269. De Sacy vermuthet, daß die Gewohnheit, weibliche Izeds abzubilden, ein neuerer Gebrauch sey. Was die Abbildung betrifft, kommt es darauf an, daß mehrere persische Alterthü=

frau, liebenswürdig, mit glänzendem Angesicht und goldnem Haar, von dem Gedeihen kommt allen Gewächsen der Erde. Sie streckt ihren Arm aus, schnell und lebendig, verjagend alle Furcht von den Schlafenden und kommt zu Hülfe den Todten. Sie tränkt den Vogel Feridun, der über die Welt erhoben, ein Wächter der Menschen, in der Nacht seine Stimme erhebet; kurz, die personificirte Idee der himmlischen Urquelle alles Segens, aller Erquickung, die ihren Namen trägt, Arduisur. h) So schildert der Zend-Avesta mehrere Wächter und Wächterinnen jedes Guten der Schöpfung. Die personificirten Seelen des Guten, die Feruers, nicht minder. Als eine lebendige Versammlung werden sie angerufen; jedes wohlthätige Wesen, selbst das Gesetz Ormuzds hat seine Seele. — Auf mehreren Münzen der Sassaniden wird mitten im heiligen Feuer des Altars jene halbe Königsgestalt mit der alten Tiare sichtbar i), vom

mer, auch in Trümmern, bemerkt werden; die Vorstellung weiblicher Izeds selbst ist im Zend-Avesta.

h) Zend-Avesta T. II. p. 172. 173. Ein Gespräch Zoroasters mit dieser Quelle s. Zend-Avesta T. II. p. 176 — 178.

i) S. Pellerin supplem. III. au recueil des médailles pl. 2. n. 4. 5. Pellerin sagt: les têtes d'hommes qui sont au milieu des flammes du feu représentées sur des autels sont une singularité qui aurait besoin d'explication. Quelque roi des Perses, aurait-il *en brûlant des hommes fait des sacrifices* aussi contraires à leur religion? Cela ne peut pas être. Il faut donc que ces têtes dans le feu sur des autels y ayent été représentées *pour d'autres causes*. Das glaube ich freilich, und aus dem Zend-Avesta sind die autres causes klar. Pellerin sagt, daß er seitdem viel andere ähnliche Münzen gesehen habe; es war al-

Hauptschmuck derer, die dem Altar beistehen, ganz unterschieden. Sey es der Genius des Feuers, oder des Gesetzes Ormuzds, oder des alten Königes, durch den Ormuzd dieß Gesetz gab, Dshemschids: er erscheint als der Schutzherr und Wächter des Feuerdienstes, dessen sich die Sassaniden so streng annahmen.

Wo der Feruer nicht ganz erscheint, erscheinen seine Schwingen; eine angenommene Vorstellung sowohl auf den Grabmalen der Könige und den Wänden in Persepolis als auf Amuleten und Münzen. Offenbar ist der Ursprung dieses Symbols, zumal als Verzierung betrachtet, ägyptisch, da auf ägyptischen Denkmalen und Mumien diese Skarabeenflügel so oft erscheinen; auf persischen Monumenten ist er, wie die über ihm schwebende Gestalt zeiget, zu einer andern Bedeutung idiotisiret. Bald erscheint er allein, vor oder über den Königen schwebend k), bald, wie in Persepolis, mit einer Gestalt verbunden. l)

Und da keiner dieser Genien sich schämte, in der Gestalt des Reichs lebendiger Geschöpfe sichtbar zu werden, welches er schützte, so entstand daraus eine eigne persische Göttersymbolik, von der ägyptischen verschieden. Die Aegypter und andere Völker setzten Thierhäupter auf Menschenkörper; die Perser

---

so eine angenommene Vorstellung des Izeds oder Feruers des heiligen Feuers.

k) Caylus recueil d'antiq. T. III. pl. 12.

l) Caylus recueil T. VI. pl. 46. n. 3. T. VII. pl. 8. n. 1. ist die Figur sogar ganz.

nie. Diese fügten der schwebenden Menschenfigur das sie bezeichnende Symbol bei, oder ließen den schützenden Geist ganz in Thieresgestalt schwebend erscheinen. m) Daher die schwebenden Widder und Stiere, daher überhaupt die vielen und prächtigen Thiergestalten auf persischen Amuleten. Da diese Amulete schützende Bewahrungsmittel seyn sollten, so erscheinen auf ihnen auch schützende Geister in Gestalt der Thiere. Jede Klasse dieser lebendigen Wesen hatte ihren Vorsteher, der im Zend-Avesta angerufen und mit prächtigen Farben geschildert wird; Widder, Bock, Stier waren aus Ursachen, die bald angeführt werden sollen, die ersten unter ihnen, Könige ihrer Geschlechter. Wenn also Behram, der thätigste der Izeds, wachsam, siegreich, himmlisch gestaltet, in seinen Kämpfen gegen die Kräfte des Bösen bald in der Gestalt des Stiers mit goldglänzenden Ohren und stoßenden Hörnern, bald als Widder, Roß, Kameel, Bock, Hahn u. s. erscheinet, und die übrigen Izeds ähnliche Gestalten wählen: so entsteht hiemit in anderer als ägyptischer Bedeutung eine Mythologie prächtiger Thiergestalten, die, mit Symbolen bezeichnet, Genien der Reiche, der Völker, der Gegenden, der Ströme und Elemente wurden. In Daniel z. B. ist der Genius des Perser- und Mederreichs ein Widder, Syriens der schwächere Bock u. s. Nicht aus Ktesias ist die Bedeutung dieser Gestalten zu lernen, sondern aus dem Zend-Avesta n).

m) Caylus rec. T. VI. pl. 46. n. 3. 4. T. III. pl. 12. n. 2.

n) In Vielem, dünkt mich, kann Ktesias selbst nicht an-

Natürlich entstanden hieraus Zusammensetzungen (συμπλεγματα) prächtiger Thiergestalten, von denen fernerhin die Rede seyn wird.

2. Wie die guten Kräfte der Natur, so wurden nach persischer Weise auch die bösen Geister in Thiergestalten gedacht; aber als Ungeheuer, als grausame schädliche Thiere. Im Zend-Avesta erscheinen sie als Skorpionen (Kharfesters), deren Ausrottung jedem Perser Pflicht war; weshalb er seinen Streitgürtel anlegte und sich zu Ausrottung des Bösen durch Anrufung guter Hülfsgeister täglich stärkte. Zu Ausrottung schädlicher Thiere waren eigene Festtage verordnet. o) In größeren Gestalten waren sie Ungeheuer, Greife, Einhörner u. s., die sich verwandeln konnten und in Kämpfen oft verwandelten; die alten Bezwinger der Dews, Könige und Helden, bestritten, durchbohrten oder banden sie und schlossen sie ein in Berge. Ferdusi, Mirkhond u. s. sind dieser Geschichten voll; es war das angenommene Bild der Dews und in diesem Bilde die Vorstellung alles auszurottenden schweren, gefährlichen Uebels. p) Nicht nur auf den Wänden Persepolis, sondern auch auf Steinen kommen diese Kämpfe oft

---

ders gerettet werden, als daß er manche in Symbolen angenommene für wirkliche Thiere nahm, sich von Erzählungen leiten ließ und statt der Thiergärten (Paradiese) die Archive befragte.

o) S. D'Anquetils Abhandlung vom Lehrbegriff der alten Perser; desgleichen die sämmtliche Liturgie des Zend-Avesta.

p) S. Richardsons Vorrede zu seinem persischen Wörterbuche, deutsch übersetzt mit Eichhorns Vorrede, Leipz. 1779. S. 210 u. f.

vor; sie gehörten auch dahin; denn ein großer Theil dieser Steine sind Amulete. q) Alle Reisebeschreiber reden von dergleichen Kampfvorstellungen auf zerfallenen oder zerstörten Trümmern Persiens, hier, dort und da; kein Wunder: es war die Hauptvorstellung ihrer Religion, der Hauptzug des persischen Nationalcharakters. Selbst dem Namen nach war der Perser ein Artäer, ein Held und Streiter.

3. Unter menschlichen Vorstellungen war den Persern der König der Erste: Er, der Gott der Erde, das irdische Bild Ormuzds, in dessen Gestalt der König des Himmels, wenn er abgebildet wurde, wahrscheinlich selbst erschien. r) Den König stellte man vor nach den Hauptverrichtungen seines Lebens:

a) Indem er Gottesdienst verrichtet. So auf den Gräbern der Könige, da er entfernt vor dem flammenden Altar stehet und mit der himmlischen Gestalt redet; so stehet er auf Steinen vor dem heiligen Leuchter in eben dieser sprechenden Stellung. s)

---

q) Z. B. in Caylus recueil T. I. pl. 6. n. 1. pl. 22. n. 2. pl. 98. 6. T. II. pl. 53. n. 4. T. IV. pl. 22. n. 2. T. III. pl. 21 n. 3. Die letzte Abbildung gleicht den Kämpfen in Persepolis völlig, obgleich in schlechter Arbeit.

r) Wahrscheinlich ist er abgebildet worden, da er nach dem Zend-Avesta mit Dschemschid, Zoroaster u. a. spricht. Sein Prädikat, daß er in Herrlichkeit verschlungen sey, hinderte diese Abbildung nicht; denn auch die übrigen oft abgebildeten Amschaspands werden so genennet.

s) Eben habe ich den Abdruck eines dergleichen Steins aus dem Florentinischen Museum vor mir. Mehrere schweben mir im Gedächtniß. S. Caylus recueil T. III. pl. 10. n. 4. u. a.

b) Wie er auf seinem Königsstuhl sitzt und Menschen vor ihm erscheinen. Dieß ist die gewöhnlichste Vorstellung nicht nur in Persepolis, sondern auch auf Münzen und Steinen. t) Auf den meisten parthischen Münzen erscheinet er also, nur gräcisirt; auch die vor ihm stehenden sind in eine symbolische Person verwandelt. Auf dem Königswagen steht er auf einer wahrscheinlich auch griechischen Münze. u)

c) Als Ueberwinder der Bösen (Dews), die in Gestalten der Ungeheuer er bändigt oder tödtet. So nicht nur in Persepolis, sondern auch auf Steinen. x) Wahrscheinlich erscheinen auf mehreren Denkmalen Persiens unter dieser angenommenen Vorstellung alle Feriduns als Helden der Vorzeit. Dieß waren gleichsam die stehenden (fixen) Vorstellungen, außer welchen aber keiner andern hiemit entsagt werden soll. Nach flüchtigen Erzähluugen der Reisenden gab es auch Denkmale mit Abbildungen der Liebe y); und die berühmten Rustams Bilder enthalten, nach de Sacy's Erklärung, den Streit zweier Helden um die persische Krone.

4. Gottesdienstliche Gebräuche wurden auch abgebildet. Die Vorstellung z. B. die Caylus von einem ägyptischen Cultus auslegt z), ist rein persisch. Es ist der Priester mit dem Gefäß Ha-

---

t) Caylus recueil T. III. pl. 12. n. 1. 2. T. I. pl. 18. n. 1. u. f.

u) Pellerin recueil des médailles des Rois p. 1.

x) Caylus recueil T. III. pl. 21. n. 3. T. IV pl. 22. n. 2. u. f.

y) Kämpfer amoenit. p. 362.

z) T. IV. pl. 22. n. 3.

van und dem Dast in der Hand, wie er den Hom bereitet. a)

Eine fortgesetzte Aufmerksamkeit der Reisenden auf die verwitterten oder zertrümmerten Denkmale Persiens, voraus aber eine Sonderung der persischen Steine, die man bisher gemeiniglich unter ägyptische, punische, etruskische warf, von denen sie sich kenntlich unterscheiden, wird den Kreis dieser Vorstellungen, zu dem ich nur eine schwache Linie zog, sehr erweitern. — Zu Ihren vielen Verdiensten, unermüdeter Mann, fügten Sie ein neues Verdienst um die alte Kunstgeschichte, wenn Sie aus den Beschreibungen und Kupfern, die vielleicht nur in Ihrer Bibliothek sich beisammenfinden, die Vorstellungen ausziehen und zusammentragen ließen, die gewiß oder wahrscheinlich persischen Ursprungs sind, mit Benennung des Orts, wo sich ihre Originale finden. Bemühete man sich sodann um Abdrücke derselben, so wäre eine persische Ikonologie nicht unmöglich.

II. Styl der persischen Kunst.

Er steht in der Mitte zwischen Aegyptern und Griechen, doch diesen näher, als jenen; welches auch nicht anders seyn konnte. Die ägyptische Kunst war todt, da Persien empor kam; die griechische lebte und wirkte. Sie war auch den Persern näher, da ein großer Theil griechischer Länder unter ihrer Gewalt war und an sie grenzte; durch Arabien und das Meer war Aegypten von Persien gesondert. Ueberdem

a) S. d'Anquetil; Zend-Avesta T. II. p. 532.

finden sich beinahe keine grösseren Disparaten, als die Aegypter- und Perser-Religion, der ägyptische und Perser-Charakter. Was von jenen zu diesen überging, mußte ganz umgebildet werden; die griechische Lebhaftigkeit und Schönheit dagegen, sie mußte den auch lebhaften, nur weichen und stolzen Persern gefallen, und war geschickter zu ihrem Dienst. Also

1. In allen menschlichen und Thier-Vorstellungen der Perser ist Leben, Bewegung; vom Ungeheuer an, das als Karyatide eine Mauer trägt, bis zur edeln Gestalt des Königs. Nirgends nimmt man die Pfeiler- und Mumien-Gestalt wahr, von der in der ägyptischen Kunst so vieles ausging; den Sitten und dem Klima der Perser war sie fremde. Alle ihre Bilder sind belebt, wie denn auch, nach Diodors Erzählung, schon auf Babylons Mauern Schlachten und Thierjagden in Bewegung sogar mit lebendigen Farben vorgestellt waren, völlig verschieden von der ägyptischen Todtengestalt, in lebhafterem asiatischen Charakter.

2. Und die Bewegung, in der alle Figuren erscheinen, ist mäßig, sittsam. So erscheint der König, so sein ganzes Reich; selbst die gewaltsame Handlung, da er Ungeheuer durchbohret, ist im glücklichsten Moment vorgestellt unübertrieben. Dagegen sehe man die ägyptischen Figuren, wenn sie in Bewegung erscheinen: wie nahe kommen sie der Affengebehrde!

3. Die Anordnung der Figuren auf den Grabmälern, in Persepolis, ja auf dem schlechtesten Stein ist nicht ägyptisch, sondern griechisch, d. i.

im einfachen Geschmack, wohlgeordnet. So viel ägyptische Werkleute Cambyses auch hinüber geschickt habe — man siehet, von Darius an hatte der griechische Kunstgeschmack in Persien das Uebergewicht; welches wohl auch nicht anders seyn konnte. Von jeher machte man den Persern den Vorwurf, daß sie das Ausländische liebten; sie sind die einzigen Asiaten, die in ihrem Luxus Mode lieben. Von Darius und Xerxes Zeiten an arbeiteten selbst in Griechenland griechische Künstler für den großen König, wie das Beispiel des Telephanes beweiset b); wie sollten denn nicht die benachbarten Perser von ihren eigenen griechischen Provinzen gelernt und ihre Künstler gebraucht haben, nach persischem Costume ihre Anlagen zu leiten. Stände der Königspalast zu Susa noch da, wären jene Pracht- und Kunstgefäße, die goldenen Becher, Weinstöcke, Blumen u. s. vorhanden, auf welche der Luxus der Perser vorzüglich ausging: in allem würden wir gewahr werden, wie griechische Kunst der persischen Pracht in ihrem Costume diente.

* * *

Eben dieß war auch die Ursache, warum die persische Kunst nie eine griechische Kunst wurde. Sie konnte es nicht werden, weil sie

1. Bloß dem Könige diente, und ihr der republikanische Geist fremd war, der Griechenland beseelte. Tempel hatte ihre Religion nicht; Statuen, scheint es, liebte sie nicht; und wem sollten diese aufgerichtet werden, als dem Könige? Was einige spätere Persermonarchen hievon aus Babylon und Kleinasien herüberholten, wollte auf persischem Boden nicht

b) Plin. I. 54. c. 8.

nicht gedeihen. Alle Kunst blieb also Zierrath, an Paläste, Gräber, Wände, Thron, Hausrath verwendet; sie schuf keine für sich bestehende freie Denkmale.

2. Die Perser sind ein wohlgebildetes Volk, und mehrere Länder, die die schönsten Menschen erzeugen, waren ihre Provinzen; da sie aber, wie alle Morgenländer, das Nackte nicht liebten, vielmehr ihren Sitten und der Verfassung des Reichs nach auf Anstand, Schmuck, Unterschied der Kleidung, als auf Standes- und Ehrenzeichen, viel hielten: so ging in Vorstellungen hierauf beinahe der Hauptzweck ihrer Kunst. Von Kopf zu Füßen ist in ihnen die Person ganz Kleidung; auf sie ist, auch bei den schlechtesten Amuleten, Aufmerksamkeit gewandt, und auf den Münzen der Sassaniden ist der barbarische Kopf- Hals- und Brustschmuck alles. Wenn also ein Grieche Werke dieser Art machte oder leitete, so sagte er zu sich selbst: „wenn ihr nichts als Kleidung wollt, so will ich euch diese bis auf Falten und Stellung der Mütze, bis auf Ringe und Edelsteine liefern. Da habt ihr einige tausend Figuren; betrachtet euch in ihnen." An den Wänden in Persepolis sogar, wie an den Gräbern, war die Tiare des Königes mit Goldblech überzogen; wahrscheinlich fehlte es ihm und seinem Stuhl auch nicht an glänzenden Steinen; gut, daß es ihm wenigstens an Farben fehlte. Die Kunstwerke der Babylonier hatten Farben, wie Diodor rühmet. — Also lassen sich

III. Die Zeitalter der persischen Kunst leicht angeben; denn da sie immer von den Griechen abhing, mußte sie auch dem Geschmack dieser folgen.

1. Die Zeit der Persermonarchen von Darius an trifft auf die schönste Periode der griechischen Kunst, die durch die zerstörenden Kriege und Niederlagen der Perser sich eben emporhob. Was von ihr nach Persien überging, konnte nicht anders als in großem und edelm Geschmack seyn, wenn es gleich dem Persercostume diente. Dahin gehören, wie ich bald zeigen will, die Gräber der Könige und Persepolis augenscheinlich. Das andere, Susa, Ekbatana ist untergegangen; rings um Persepolis und in Medien liegt wahrscheinlich manches aus dieser Zeit, undurchsucht und unbeschrieben, noch in Trümmern.

2. Unter Alexander, den Seleuciden und Parthern. Alexander überwand Persien; aber er zerstörte nicht; (die einzige Königsburg ausgenommen;) vielmehr gründete er griechische Kolonien und Städte. In Asien entstand also ein Griechenland, seinen Folgen nach unzerstörbar. Auch da die wilden Parther den Seleuciden das Reich entrissen, wurden sie, wie ihre Münzen sagen, φιλελληνες, Liebhaber der Griechen. Mit Wohlgefallen siehet man auf diesen Münzen altpersische Vorstellungen gräcisiren. Die hohe medische Tiare ist dem Haupt der Ueberwinder entnommen; ein Diadem fließt von ihrem geschmückten dicken Haar hinunter. Ihre Stellung auf dem Königsstuhl, den Bogen in der Hand, ist leicht und thätig; da die alte mit dem Scepter steif und ernst war. Statt der sonst vor ihnen erscheinenden stehet eine symbolische Person da, die sie gefällig anfleht oder ihnen den Kranz reichet; wie verschieden vom alten Ceremoniel an Persepolis

Mauern! Auch ihre prächtigen Titel gräcisiren; von den andächtig-stolzen Umschriften des auf sie folgenden Stammes der Sassaniden weit entfernet. — Zugleich aber zeigt die Folge dieser Münzen den guten Geschmack sinkend. c) Die Titel werden anmaßender, die Pracht des Vorgestellten nimmt zu; die Kunst dagegen nimmt ab mit dem Werth der Münzen. In der christlichen Zeitrechnung erscheint schon statt des leichten Diadems der geschmückte Helm der Sassaniden, ein Uebergang zu der unförmlichen Kugelkrone der Sassaniden. Daß bis auf die letzten Zeiten hinab das Partherland von der Kunst der Abendwelt abhing, erhellet noch aus der Geschichte des Tiridates, der unter Nero sich in Rom stellte. Er nahm eine Menge Kunstarbeiter aus Rom mit sich, sein Artaxata auszubauen, das er Neronia nannte.

In dieses Zeitalter gehören die von Griechen und Römern nachgeahmten Persergebräuche und Kunstdenkmale. Da sie ein ausländischer Synkretismus zusammengezwungener Vorstellungsarten sind, erfordern sie eine eigne Betrachtung.

3. Unter den Sassaniden. Hier ändert sich die Scene ganz. Die eifrigen Zerduschtianer beschützen gegen das andringende Christenthum ihren

c) Pellerin und Eckhel, vielleicht die genauesten Münzenkenner, die es je gab, haben daher, da die Geschichte der Partherkönige so mangelhaft, ungewiß, und der Arsaciden-Name allen Regenten gemein ist, in zweifelhaften Fällen sogar nach diesem Kennzeichen geordnet. Die einfachsten und besten Münzen sind die ältesten; die anmaßendsten und schlechtern gehören zur Neige des Reiches.

Feueraltar; auch auf Münzen stehen gewaffnete Männer um ihn, dem sonst Waffen nicht nahen durften; der König des Gesetzes wird sichtbar in der heiligen Flamme gebildet. Mit andächtigen Religionstiteln prangen die Könige, wie mit reich überladendem Schmuck, aber ohne Geschmack und Schönheit. Auch hier zeigt sich in zwei Stücken eine merkwürdige Parallele:

a) Wie in Westen, zumal in Konstantinopel, der Geschmack abnimmt, so auch hier. Sowohl die Münzen, als die Bilder Rustams, wahrscheinlich auch des Berges Bi-Sutun erweisen dieses. Es scheinen fortwährend Griechen gewesen zu seyn, die die Werke der Kunst in diesem jetzt unermeßlich reichen, aber barbarischen Kaiserthum leiteten oder trieben. d) War in Europa der gute Genius der Kunst verschwunden, wie sollte er am Euphrat oder am Kaspischen Meer weilen?

b) Der Mönchs- und Mährchengeschmack, der damals in Europa das Licht der Wahrheit auszulöschen schien, und Dämmerung in alles brachte, verbreitete sich, und zwar aus gleichen Ursachen und mit gleichem Erfolg, auch in die asiatischen Länder, bis endlich der in der Wüste entsprungene bildlose Muhammedismus auf einmal alles zerstörte.

An Herrn D. Stieglitz.

Wohl haben Sie in Ihrer gelehrten Geschich-

d) So ließ z. B. der Sassanide Romann seine zwei Prachtgebäude Khurnak und Sedir durch den griechischen

te der Baukunst der Alten den Grundsatz angenommen, „daß die Bildung dieser Kunst so wenig bei einem Volk allein gesucht werden müsse, als ihr Ursprung. a)" Jeder Vogel bauet sich ein Nest nach seiner Weise; nach dem verschiedenen Ort und Klima ändert sich oft die Bauart eines und desselben Geschlechtes. Erlauben Sie also, da Sie über die Baukunst der Perser meine Muthmaßung über Persepolis anzuziehen werth geachtet, Ihnen vorzulegen, was ich fernerhin zu Erläuterung der Sache dienlich glaube.

Man ist geneigt, die persische Baukunst als eine Sprosse der ägyptischen zu betrachten, auf den kahlen Grund gestützt, weil Cambyses nach der Eroberung Aegyptens Künstler zum Bau Persepolis, Susa's und anderer Königssitze in Medien geschickt habe. Als ob vor dieser Zeit keine Baukunst in Asien gewesen wäre! oder als ob diese gefangenen Künstler das Klima Persiens oder den Charakter und Sinn ihrer Ueberwinder hätten umschaffen können! Keine zwei Länder sind verschiedener als Persien und Aegypten, keine Nationen verschiedener als Aegypter und Perser.

1. Dem Bedürfniß, vielleicht auch ihrem indischen Ursprunge nach, war die ägyptische Baukunst von Höhlen ausgegangen und blieb ihnen treu, so gut sie konnte. In Höhlen hatten die Aegypter einst gewohnt; die ägyptische Sonne hieß sie Höhlen suchen

---

Baumeister Slnmar machen. So andere. S. Mirlonds Geschichte der Sassaniden hinter de Sacy Mémoires de la Perse.

a) Stieglitz Geschichte der Baukunst der Alten. S. 31.

und lieben; darnach nahmen ihre Tempel, ihre Säulen, ihre Gräber, selbst ihre Bildwerke Form und Ansicht. Meder und Perser dagegen waren Berg- und Jagdvölker rauherer Gegend; sie liebten frische Luft, freie Aussicht, statt künstlich ausgehauener Höhlen (die ihr Land auch nicht allenthalben gab,) Kastelle auf Anhöhen, Burgen oder Paläste mit angrenzenden Thiergärten, Paradiesen. Von der Burg auf Bergen ging die medisch-persische Baukunst aus und folgte ihren Königen bis in die Gräber.

2. Ein großer Theil der ägyptischen öffentlichen Baukunst war symbolisch. Aus Mangel der Buchstabenschrift significirten sie durch Bauwerke und auf Bauwerken, durch Charaktere, Handlungen, Festtage, Institute. Daher ihre Pyramiden, Obelisken, Tempel, das Grabmal Osymanduas, der Labyrinth u. s. Die Pyramide war nur eine schwere mathematische Figur über einem Grabmal; die Obelisken Pfeiler der Sonne zu Aufbewahrung ihrer Hieroglyphen; Osymanduas Grabmal, die Tempel mit ihren Gebräuchen und Festtagen waren ihrer Hauptbestimmung nach Laboratorien ihrer Zeitrechnung, Darstellungen ihres Kalenders; die meisten dieser Gebäude waren halb über, halb unter der Erde. Lauter Erfordernisse einer frühen symbolischen Zeit.

Meder und Perser dagegen hatten Buchstabenschrift; sie konnten diese auf Wände schreiben und bedurften nicht durch schwere Bauwerke zu symbolisiren.

3. Endlich, da die Baukunst kein vorgezeichnetes Ideal hat, so kommt es bei ihr mehr als bei andern Künsten auf Vorbilder, die man siehet, auf die

gewohnte Lebensart, auf Lust und Phantasie an, denen sie sodann rasch oder träge folget. Das Vorbild der Perser und Meder war Babylon; hier stand Belus Thurm mit seinen acht Stockwerken, zu dessen Gipfel, dem Tempel, man von außen des Gebäudes in einem Schneckengange, der mit Ruheplätzen versehen war, angenehm, mit einer weiten Aussicht über die große Stadt und die unermeßliche Ebene, gelangte. Der Semiramis hangende Gärten waren Terrassen, eben zu solchem Zweck über die weite Ebene erhöht. Als in einem gebirgigten Lande Dejoces sein Ekbatana anlegte, umbaute er mit seiner Stadt einen Berg, gleichsam von sieben Terrassen und Mauern, die übereinander hervorragten, mit Zinnen von verschiedenen Farben, weiß, schwarz, purpurroth, blau, gelb, silbern, golden. Dieß war der alte asiatische Geschmack Asiens nicht nur am Euphrat und Tigris, sondern bis an's mittelländische Meer hinab. Die sogenannte Nimrodsstadt, die Paul Lukas unweit Tarsus auf einem Berge sah, hatte drei Stufen des Berges, dreißig bis vierzig Fuß hoch, die man die Riesentreppe nannte; die Pforten, die, wie er sagt, er mit seinen eigenen Augen sah, schätzt er hundert Fuß hoch und die Gebäude von Riesengröße. b) Wenn man die Reisebeschreibungen Persiens, mit Aufmerksamkeit auf ihre Trümmer, durchgeht, so wird man allenthalben auf den Gebirgen Gebäude, Schlösser, Burgen und an ihnen Terrassen gewahr, die dahin führten. Auch die Königsburg zu Susa, Memnonium genannt, mußte ei-

b) Voyage de Paul Lucas T. I. p. 354.

nen Berg inne haben, da es sich mit seinen Schätzen gegen den Antigonus festhielt.

Hiedurch erläutert sich also die Bauart Persepolis und der königlichen Grabmale augenscheinlich.

1. Die Gräber. Auf Anhöhen wurden die Leichname der Meder und Perser nach magischer Sitte ausgelegt; die königlichen Leichname also konnten auch nicht anders als in der Höhe bestattet werden c); ägyptische Todtengrüfte schloß der Landesgebrauch aus, mithin auch Pyramiden. Cyrus Grabmal war ein Thurm mit schmalem Eingange, wo im höchsten Stockwerk sein Körper in einem goldenen Sarge ruhte, bewacht von Magiern in nachbarlichen Gebäuden. Cambyses kam von seinem grausamen Aegypterzuge in sein Vaterland todt zurück, und ward in Persis, wir wissen nicht wo, bestattet, gewiß aber auch in einer Höhe des Felsens der Königsgräber. Als, nach der kurzen Usurpation des Reichs durch den Magier, Darius auf den Thron gelangte: so rückte er, aus einem andern Zweige der Achämeniden, (der Dshemschids Familie) entsprossen, Pasargada weiter, und baute sein Grabmal selbst am Berge Nachmed, oder vielmehr er richtete eine Seite des Felsens zu seinem Grabmal ein, damit auch er in der Höhe eines Marmorpalasts bestattet werden könnte. Denn durch die Eroberungen des Cambyses und Darius waren die Ideen der Perser sehr erweitert. Wie Cyrus Grabmal offenbar den babylonischen Belusthurm im Kleinen

---

c) S. Hyde de relig. velt. Persar. tab. 13. Von den heutigen Begräbnißplätzen der Parsen, Dakme genannt, s. d'Anquetil Zend-Avesta. T. II. p. 587.

nachahmte, wo auch der Gott, d. i. der verstorbene Beherrscher, sein Bild hatte, und der Sage nach zuweilen in Nächten dahin kam: so ahmte Darius Grab ägyptisch-persische Grabmale nach, wiefern es die Persersitte erlaubte. Es ward die Ansicht eines Felsenpalastes mit einer ungeheuer hohen, schönen Façade. d) Bildsäulen schloß diese Bauart aus: diese, wenn sie auch die Religion erlaubt hätte, wären in solcher Höhe von kleinlicher Wirkung gewesen; starkerhabene Bildwerke (haut relief) und in großem Geschmack über einandergesetzte Säulen vertraten sie also. Eine wirklich edle Composition, in welcher ägyptisch-griechischer Geschmack zusammentrat, um die Ansicht eines Marmorpalastes zu geben, den ein Persermonarch mit dem Bogen in der Hand d. i. ein tapfrer Perser und Diener Ormuzds, der Auferstehung harrend, bewohne. Zwei Reihen persisch-medischer Männer, wie es scheint, auch in Kleidung und Tiaren unterschieden, tragen das Grabmal; unter ihnen sind Bilder der Thiere, die, wie wir sehen werden, zur Todtenceremonie nach persischem Cultus gehörten. In Ihrer Geschichte der Baukunst haben Sie an gehörigem Ort e) der sogenannten persischen Bildsäulen nicht vergessen, die ein bitterer Spott auf die Perser in ihrer eigenen Manier waren. Wie hier auf dem Grabmal Perser und Meder das Gebälke der Wohnung ihres Königes trugen, so tragen sie in Persepolis den Pfeiler seines Thro-

d) S. Chardin tab. 67. 68. 74. Auf der letzten sind mehrere Königsgräber in einer Ansicht.

e) S. 320.

nes. f) Mithin ließen die Spartaner ihre gefangenen Perser, als gewohnt solcher Trägerei, ihren Porticus tragen und spotteten ihrer damit als geborner Sklaven. g)

2. Auch die Gebäude zu Persepolis treten ihrer Anlage nach damit in das Licht, das ihnen gehört. Ein neuer schätzbarer Schriftsteller hat diesen Palast die Todtenresidenz der Perserkönige genannt; wie mich dünkt, nicht glücklich. Des nahen Grabes wegen ist Persepolis nicht gebauet; ein Pasergada und Pasergaden (d. i. Persepolitaner) gab's, ehe selbst Cyrus Grab existirte. Die Könige zogen in diese Residenz, nicht um Todtengebräuche zu begehen, oder sich in persischer Denkart an den Leichnamen ihrer Vorfahren zu verunreinigen; denn eben damit sich niemand an ihnen verunreinigte, wohnten diese in ihren Todtenresidenzen, d. i. in den Marmorhöhlen nahe den Gipfeln eines hohen Gebirges. Jeder der Todten bewohnte seinen Palast, den das ausgehauene Frontispiz zeigte. Noch weniger zogen sie dahin, um Buße zu thun; denn wir finden nicht,

---

f) le Brun pl. 153.

g) Auch den weiblichen Trägerinnen, den Karyatiden, gibt Vitruv einen solchen Ursprung; als Bundsgenossen der Perser hatten sie sich ihnen gleichsam zu Sklavinnen verkauft. Lessing hat ihnen den Schimpf abgenommen, indem er sie in tanzende Jungfrauen der Diana verwandelt. (S. Lessings sämmtliche Schr. Band 10. S. 366.) Wahrscheinlich war jene Geschichte, die Vitruv erzählt, ein Mährchen, nach jener wahren Geschichte der Gefangenen bei Platäa gebildet. Da man persische Träger hatte, so glaubte man auch die Trägerinnen müßten mit den Persern wenigstens im Bunde gewesen seyn.

daß ihnen bei ihrem Aufenthalt hieselbst eine besondere Lebensart vorgeschrieben gewesen, noch daß sie diese geführet. Persepolis war eine reiche üppige Stadt, in einem schönen Thale, wo jeder so fröhlich lebte als er leben konnte; die Könige gewiß nicht minder. Sie bewohnten ihre Königsburg und „ließen ruhen die Todten.“

Einen andern weit natürlichern Ursprung hatte die Erbauung von Persepolis, den die Geschichte klar angibt. Persis war das Land der Achämeniden, d. i. der Familie Dshemschids, die sich durch diesen Namen an eine alte hohe Abkunft knüpften. Der Stamm, zu dem sie gehörten, hieß Pasergad, die ächte Perserversammlung; aus Zend-Avesta wissen wir, daß, wie es auch nach der Beschaffenheit der damaligen dortigen Völker erklärlich ist, auf Versammlung, Versammlung der Anführer (assemblée brillante des Chefs), es seyen diese himmlische oder Erdwesen, alles gebauet ist. Wo irgend sich also die Anführer der edeln, alten Perserstämme versammelten, war ein Pasergad (Persepolis), eine Stamm- und Reichs-Versammlung. Cyrus, als er durch sich den Perserstamm auf den Thron erhob, wählte zu seinem Pasergad den Ort, wo er die Meder geschlagen hatte, und ward, zum Andenken seines Sieges und der Erhebung seines Stammes auf den Mederthron, unweit seinem Pasergad bestattet, d. i. er bekam seinen Thurm, in dessen oberstem Gemach seine Leiche ruhte. Cambyses Körper ward gleichfalls hieher geführet; er war Cyrus Sohn, und aus Herodot kennen wir die heftige Rede, die er vor seinem Tode an seine Pasergaden hielt, die

Regierung des Reichs nicht wieder an die Meder kommen zu lassen, sondern sie in Persis zu erhalten. Mit ihm war Cyrus Familie ausgegangen, und, von den sieben Fürsten gewählt, kam der, den wir Darius Hystaspis nennen, aus einer andern Familie der Achämeniden, auf den Thron. Wie natürlich, daß er, ein Sproß des alten Dshemschidsstammes, Stifter eines neuen Königshauses, die Versammlung der Perser fortrückte, und sich innerhalb der väterlichen Provinz ein neues prächtigeres Pasergad anlegte. Er hatte keinen Astyages geschlagen, war nicht von Cyrus Abkunft; aber das Reich schützte, erweiterte er, ja, welches noch mehr ist, er richtete es ein. Durch die Ueberwindung Aegyptens und mehrerer griechischen Völker, durch die Kriege mit beiden Völkern überhaupt war Persien zu einer andern Stufe von Kunstpracht gelangt, als auf der es unter Cyrus gestanden; die neue Königs- und Perserstadt war dessen Zeuginn. Er wählte sich dazu das Amphitheater des Marmorberges, das seine Burg einschloß, hinter welcher er selbst in den Felsen auch seinen Grabpalast anlegte; gewiß zu seiner Idee der schicklichste Ort. Der Fels war abgetragen, und zu weiten, das Thal übersehenden Terrassen geebnet; prächtige Treppen führten hinauf, und an ihren Seiten ließ er links als an der Ehrenseite die Diener seines Hofes, rechts die zwanzig Satrapien in Fels hauen, in welche er sein großes Reich getheilet. Eben diese zwanzig Satrapien, in ihren durch Cypressenbäume deutlich unterschiedenen Feldern, zeigen diesen Bau als Darius Werk; denn vor ihm gab's diese Eintheilung nicht, unter den medischen Königen war das

Reich anders geordnet. h) Zu Aufbewahrung seiner Schätze, die Darius, der Einsammler genannt, sorgfältig in Tonnen schlug, war ihm dieser Winkel in einer Felsenkrümme, der mit den Labyrinthen seines Grabmals zusammenhing, sehr gelegen; er befand sich in einer der abgelegensten Provinzen seines weiten Reichs, von allen Seiten geschützt durch Wüsten und Gebirge. Wie konnte es deutlicher gesagt werden, daß dieser Ort eine Schatzkammer, das Gazophylacium des Reichs sey, als daß alle Stufen hinan sich Völker zeigten, die diesem Palast Gaben zutrugen? Die Abbildung war redend.

Sey es also, daß Darius hier nicht stets und seine Nachfolger noch seltner hier verweilet; allerdings war Susa, das von jenem gleichfalls erbauet

---

h) Zwölf dieser Felder, d. i. tributbringenden Satrapien hat Niebuhr gezeichnet; die andern, eben so deutlich unterschiedenen, obgleich zum Theil halb verwüsteten, bei Chardin nachgewiesen. (Niebuhr S. 130 f.) Durch Zusammenhaltung Niebuhr's, Chardin's und Brunn's, stehen die 29 oder 30 Satrapien Herodots, in die Darius sein Reich theilte, klar da. Die tributfreien Provinzen, z. B. Persis und die Bundesgenossen, die nicht Tribut, sondern willige Geschenke brachten, sondert Herodot ab; auch in der Abbildung mußten sie abgesondert und konnten nicht als Unterthanen die Treppe hinaufgeführt werden. Sie stehen auf besondern, leider aber größtentheils zerstörten Wänden, kenntlich genug da. (Niebuhr S. 134.) Unschätzbar sind uns diese Nachrichten Herodots; sie erklären und bestimmen das Zeitalter dieser Persepolis, so wie Persepolis mit seinen Abbildungen als ein Felsarchiv ihre Treue bewähret.

war, dem Mittelpunkte Persiens näher; und es war Reichssitte, daß die Persermonarchen ihren Aufenthalt änderten und, manchen Provinzen sehr beschwerlich, eine nach der andern durchzogen. Susa und Ekbatana waren in dieser Königs-Wallfahrt ihre Hauptresidenzen, (der Königsburgen hatten sie mehr!) die daher auch am häufigsten genannt werden; nach Persepolis war ihnen selbst der Zugang durch die wilden Bergvölker beschwerlich, und der Aufenthalt hinter diesen Gebirgen nur in Einer Jahreszeit erfreulich. Persepolis blieb indeß, was es seyn sollte, durch kein Susa oder Ekbatana gehindert; und allerdings gereichte es den Perserkönigen zur Ehre, wenn sie diese Väterprovinz, in welcher sie gekrönt, d. i. mit Cyrus Kleidern angethan und bestattet wurden, die auch fortwährend für die Hauptprovinz des Reichs galt, des Abweges ungeachtet, zuweilen auch besuchten.

Nach Ort und Zeit dürfen wir Persepolis also als ein Ideal persischer Baukunst ansehen; und sie ist's. Perser, Meder, Babylonier, Aegypter und Griechen, allesammt Unterthanen des großen Königs, konnten zu ihrem Bau angewandt werden; zu einem Bau aber nach persischer Weise.

1. Kein einzelner Palast findet also hier statt, der alles umfaßt; den Persern ist diese Bauart bis auf die jetzigen Zeiten fremd. Sie lieben abgetheilte Gemächer und Gebäude; den alten Sitten Persiens war's ganz zuwider, daß ihr Erdengott mit allen seinen Hausgenossen und Freunden, wie in der Arche Noah, unter Einem Dach schlafe. Abtheilungen waren also, nach dem Cerimoniel der Perserkönige,

nöthig, selbst in den eigenen Wohnungen des Königes, wohin von Fremden niemand gelangte. Durfte sogar ein weiblicher Günstling, die weltberühmte Königinn Esther, nicht ungerufen zu ihrem Gemahl kommen, und ward selbst den sieben ersten Fürsten, den König zu besuchen, nicht anders eingeräumt, als wenn er außer seinem Harem sey, wie dann einem andern? Also waren diese Gebäude G. H. I. der Niebuhrschen 28sten Tafel *) gewiß die heiligsten unzugangbarsten Orte, und das Gebäude H. I., das der Harem gewesen zu seyn scheint, auch seiner Lage und Anlage nach das unzugangbarste. Auf diese Gebäude über und unter der Erde sollte sich also künftig der vorzügliche Fleiß der Beobachter richten, und wenn, wie ich nicht zweifle, in wenigen Jahren eine eigene persepolitanische Reisegesellschaft, wohl unterstützt, ihre Forschungen hier anstellen wird, von dem Innern einen Aufschluß geben. Was von Alexander verwüstet wurde, ward hier verwüstet; die niederen Regionen, Kolonnaden B. D., Audienzsaal L., noch weniger der untere Hof A. AE. mit dem Portikus, der Treppe und den Wunderthieren gingen ihn an. Der ganze Berg war der Palast; er zerstörte des Königs Burg, nicht wo die Bedienten saßen.

2. Ist der ganze Berg Palast, so sind die Abtheilungen fremde, die man sich nach europäischer Weise denket. Man gehet nicht gerade vom Eingange zur höchsten Höhe hinauf, (welches auch dem Hofstaat der Persermonarchen nach sehr ungereimt wäre,) sondern die hohe Pforte a. führt nur zu dem, wozu im

*) 18ten 19ten M . .

Perser=Begriff die hohe Pforte führen sollte. Wer weiter hinauf gelangte, dem mußte es Gunst, Geschäft oder Rang verstatten. Drei nach europäischer Weise abgeschnittene Terrassen gibt es auf diesem Palastberge nicht; auch auf der dritten Höhe, wo des Königs eigne Wohnungen waren, gibt's Erhöhungen und Vertiefungen, wie Niebuhr berichtet. Folglich wurde alles an dieser Anhöhe zu dem Zweck gebraucht, wozu es gebraucht werden konnte. Wenn also der eigentliche Reichspalast L., der große Versammlungssaal, in der Mitte des Berges hinter der großen Kolonnade lag: so war dieß an Ort und Stelle. Tiefer hinab konnte sich der König nicht begeben; höher hinauf, in dessen Privatwohnungen die Geschäfte nicht steigen; hier war ihre prächtige Anfuhrt. Was unterhalb lag, diente dem Reich, Hofbedienten, Provinzen und was sonst dazu gehörte.

3. Vom Gebrauch der Kolonnaden können wir jetzt gar nicht urtheilen, da sie jetzt theils in Trümmern liegen, theils in ihrer schlanken Höhe unbedeckt dastehen. Ohne Zweifel war die große Kolonnade vor dem Versammlungssaale L. in der mittleren Terrasse doch ungleich näher der Höhe als dem Boden, der größte Ort der Feierlichkeiten, der Gastmahle und Spiele, wo man in der freiesten Ansicht die Schönheit der Jahreszeit genoß, wo alle Große und Edle bewirthet und ergetzt werden konnten. Babylonische Decken sicherten sie sodann vorm Strahl der Sonne; nnd wer weiß, welche Plätze zu Lustbarkeiten über und neben denselben angelegt waren. Die Kolonnaden der höhern Höhe, hinter dem Hause des Königs G., an beiden Seiten des wahrscheinlichen Harems

H.

H. und I., zeigen genugsam, worauf es mit diesen Kolonnaden angelegt gewesen. Wahrscheinlich war auch über ihnen ein leichter Bau, Aussichten, hangende Gärten u. s., alles im eigensten Geschmack der bergeliebenden Perser.

4) Die prächtige Treppe, obgleich sehr untergeordnet, gehört mit zum stattlichen Palastberge; sogar ein französischer Reisender hat sie gewürdigt, mit einer Pariser Treppe verglichen zu werden. Ohne Zweifel ist sie die prächtigste der Welt; denn wo gäbe es sonst noch einen solchen Felsenpalast? Ihre Breite und Gemächlichkeit, ihre Di- und Konvergenz sind dem Ganzen der Struktur so anpassend, daß, mit einem ägyptischen Pyramidenbau verglichen, der Fels Persepolis wie organisirt scheinet. Seine Springbrunnen, die Wasserleitungen, deren Trümmer man findet, die Luftgefilde über den Kolonnaden, die Menge der Menschen, die den Palast bewohnten, und die er rings übersah, beleben das Ganze.

5) Die Verzierungen dieser Gebäude haben Sie zwar selbst, m. H., überhäuft und verschwendet genannt, zugleich aber auch diese Verschwendung aus dem Geschmack und der Prachtliebe der Perser hergeleitet, mithin an Ort und Stelle selbst erkläret i). Auf dem großen Berge, wie vertheilet erscheinen sie! sie drängen sich nur auf unsern Kupferblättern zusammen. Und wie ganz steht jede Verzierung an ihrer Stelle! so daß ihnen auch die Wiederholung nicht schadet. Alles freilich im Geschmack jener Zeiten und jenes Perserstolzes; wie erhaben aber über den Ge-

i) Stieglitz Geschichte der Baukunst. S. 133.

schmack der Indier und Aegypter! Kein ausgehöhlter aber ein mit Bau= und Bildwerken bekleideter Berg stehet da; zweckmäßig ausgebauet, morgenländisch bekleidet.

6. Auch Schrift fehlt den Wänden nicht; denn auf diese legten Chaldäer, Meder, Perser, Tibetaner einen so hohen Werth. Als goldene Pfeilschrift aber stehet sie an; in Zügen, deren sinnreiche Einfalt, auch unverstanden, das Auge nicht ärgert und vor manchen schlechten Zierrathen unwidersprochen den Vorzug behauptet. Der Stahl, der in den härtesten Fels diese ewigen Lettern grub, erzeigte gewiß dem menschlichen Verstande eine größere Wohlthat, als der in Aegypten jene Hieroglyphen setzte. Dieß wird die Zukunft bewähren. Es kann nicht anders seyn, als daß eine Buchstabenschrift aus so alten Zeiten, dazu in mehreren Alphabeten, wenn sie entziffert ist, mancherlei Alphabete, Sprachen, Völker, Systeme und Religionen zusammenrücke, erkläre, ordne.

7. Neuerdings hat man die Baukunst zu Persepolis für ein Werk der Baktrier erkennen wollen; ich muß gestehen, daß mir keine eigne baktrische Baukunst bekannt sey. Wahrscheinlich auch Ihnen nicht, da Sie ihr kein Kapitel in Ihrer Geschichte der Baukunst der Alten vergönnt haben. Jüdische, ägyptische, babylonische, griechische Baukunst kennen wir aus Zeiten, die dem Bau Persepolis vorhergingen und ihm nachfolgten; in ihrer Mitte stehet Persepolis, vielleicht mit Theilnehmung an ihnen allen, in eigenem Geschmack da; keine eigene baktrische Baukunst.

Und weswegen müßte sie hier obwalten? Weil hier in der Mauer oder auf den Säulen fabelhafte Thiere erscheinen? Sind diese in Balkh (Baktra) erfunden? hatten sie daselbst ausschließend das Bürgerrecht? Oder falls sie es gehabt hätten, war andern Bauleuten untersagt, diese baktrischen Bürger zu bilden? Ktesias indische Fabelthiere, lebten sie in Baktra?

Wie in der Rechenkunst das Einmaleins, so ist in der Baukunst die Säule nicht bloß als Maßstab der Verhältnisse, sondern auch als Weiser des Geschmacks angenommen; und wohin weisen uns Persepolis Säulen? Nicht nach Indien, sondern nach Aegypten und dem asiatischen Griechenlande; vorzüglich nach diesem. Jenes hatte die Säule und ihre Verzierung nach Art des Palmbaums und mit hieroglyphischen Kapitälen längst und vielfach geübt; die asiatischen Griechen hatten die ältere dorische Säule längst gestreift und gehöhlet. Da erhob sich diese persische Säule, dem Genius des Landes treu, wie ein schlanker Thurm, mit weniger oder keiner Verjüngung, auf mehrerlei Weise phantastisch gezieret. k) Weder den Palm- noch Essigbaum durfte sie nachahmen, noch weniger in Baktra erfunden werden; denn es standen Säulen und Thürme der verschiedensten Art von Indien bis Theben, von Babylon bis zu den persisch-griechischen Inseln. Selbst die Idee, hier wenigstens an Wänden eine Pan-Per-

---

k) Man sehe in Ispahan den gehörnten Thurm, Khalem Menaar an, (Kämpfer amoenit. p. 291.) wie treu sich der Persergeschmack geblieben.

sis anzulegen, wie die Griechen allenthalben dergleichen Gemeintempel (Panionium, Panhellenium u. s.) hatten, halte ich für griechisch. Der große König wandte die Idee an, wie er sie anwenden konnte. Ueberhaupt dünkt mich, müsse jedem sehenden Auge einleuchten, daß, von den Grabmalen an bis zum Portikus der Pforte in Verzierungen, Säulen, Vorstellungen und Bauart Persepolis ägyptisch-griechische Kunst sey, auf babylonisch-medische Weise geordnet.

Ein Beweis statt aller sey eben ihre freistehende Kolonnade. Aegypter, Griechen pflanzten sie um ihre Tempel herum; in Indien und Aegypten trugen sie als Pilaster. Hier stehen sie, da die Perser keine Tempel hatten, frei und frank da, vielleicht eine leichte Decke, ein Dach zur Aussicht, einen Blumengarten zu tragen, und unten in ihren Gängen zu schmauchen, sich zu vergnügen, zu lustwandeln. Auch in ihnen sehen wir also in Vergleichung mit den Aegyptern den freiern Persergeschmack. Angenehm sind unter einem leichten Dach freie Säulen; einem Gebäude angehängt erscheinen sie als Angehänge; einer Mauer zu nahe oder gar in sie eingefaßt sind sie zwangvoll und widrig. Kennen Sie ältere freistehende Säulengänge als diese? Was sind sie aber gegen die griechischen Propyläen die einzigen mir bekannten Gebäude, die man der Anlage nach in Ansehung der Säulengänge, der Treppe und des Pöcile mit Persepolis vergleichen könnte? Gegen sie gestellt erliegt freilich der persische Riese, da an ihnen die griechische Kunst in der größten Vollkommenheit erscheinet; auf seinem Marmorfelsen in Persis aber über-

windet er alle Gebäude benachbarter Völker zur Rechten und Linken.

Als in Rom der gute Geschmack zu sinken anfing, stellete man einzelne Säulen auf, oben mit der Statur des Ueberwinders, wie in Alexandrien die sogenannte Pompejus-Säule und zu Rom die Säulen der Antonine zeigen; auch hierin, wie in vielem andern näherte man sich wieder dem Geschmack der Morgenländer. Was ist eine einzelne freistehende Säule, die nichts als ein Belusbild trägt, gesetzt, daß sich auch auf ihr alle Thaten des Helden in bildlichen Vorstellungen hinaufwinden? So kolossalisch die Säule sey, ist sie unserm Auge entrückt und erscheint klein in ihrer Höhe; auch die Vorstellungen sind umhergewunden, damit sie nirgends anschaubar werden. Dünkt Ihnen die Kolonnade zu Persepolis, die freilich jetzt als ein Gerippe dasteht, auch nur als Zugang zum Königssaal, als Propyläen betrachtet, nicht natürlicher, größer und edler?

An Herrn Professor Meyer in Weimar.

Vergönnen Sie mir, geschätzter Freund, aus Ihrem unterrichtenden Meisterwerke über die Kunstschätze alter und neuer Zeit in Italien, einen Ausdruck, der, wie mich dünkt, ein strenger Kanon seyn kann: „ein Kunstwerk spreche sich selbst aus."

Was sich also an einem Kunstwerke nicht selbst

ausspricht, gehöret eigentlich nicht zum Kunstwerk; Namen z. B., historische Umstände u. s. Letztere verschweigt der Erklärer sogar, sobald sie zerstreuen und vom Werk selbst abführen. Die Anekdotensucherei, der Plinianische Geschmack, Nebenumstände vom Kunstwerk oder seinem Meister anzuführen, die dabei ausgeschüttete entbehrliche oder falsche Gelehrsamkeit sind ein schlechter Geschmack, weil sie von der Intuition des Werks, von seiner eignen reinen Aussprache zerstreuend abführen. Wer z. B. statt zu Persepolis Königspalästen durch die Pforte einzugehen, von hinten über die Mauer steigt, und, weil ein Grab nahe ist, die ganze Anlage für eine Todtenresidenz erkläret, hat mir den Begriff des Ganzen, in dem durchaus nichts vom Tode enthalten ist, durch eine Nebenidee zerstöret.

Ich trete vor ein oft wiederholtes Bild und sage: „es ist ein König, jetzt in der, jetzt in dieser Verrichtung; dieß sind seine redenden Attribute;" so habe ich das Bild erklärt, d. i. zur Sprache gebracht, was es selbst aussprach. Möge dieser König Aksak oder Saksak heißen; der Name ändert im Kunstwerk nichts. Ich trete vor einen großen Zug Menschen, und sage: „es sind Unterthanen verschiedener deutlich abgetheilter Provinzen; sie werden zum Könige eingeführt und bringen ihre Geschenke:" so ist das Kunstwerk erklärt; welche Geschenke, welche Provinzen es seyn mögen, muß ich erst aus Herodot und andern lernen.

Verzierungen stehen vor mir; der Name Verzierung selbst lehrt mich auf die Stelle merken, wo sie stehen, was sie verzieren. Ein phantastischer

Thierkopf, als Kapitäl einer Säule angebracht, kann und soll nichts als die Säule zieren. Figuren der Thiere, im Winkel einer Wand angebracht, sollen diesen Winkel füllen. Kein Ornament darf zwar am unrechten Ort oder ganz sinnlos dastehen; welchen Sinn und Zweck es aber habe, kann mir kein Natur-Register, — der Genius, der das Ganze beherrscht, der Sinn und Zweck des ganzen Gebäudes muß es mir sagen.

„Was z. B. bedeutet der Löwe, der einen Stier überwältigt?" Daß ein Stärkerer den Schwachen übermanne; dieß ist des Bildes natürliche Bedeutung, die ohne Fackel der Kritik jedes Kind in ihm anerkennet und ausspricht. Die zweite Frage ist: „was soll das Bild hier?" die Antwort muß mir der ganze Palast sagen.

Träte jemand hinzu und spräche; „das ist ein Jagdstück; die Bewohner dieses Palastes sind große Jäger und lieben dergleichen Bilder. Weiter bedeutet es nichts, der hohen Simplicität wegen;" so würde ich schweigend bei mir denken: „wenn die hohe Simplicität der Jäger nicht bis zur Schwachheit geht, so müssen sie auf der Jagd wie auf der Wand im Bilde sehen, was es jedem Kinde ausspricht, daß der Stärkere den Schwächern überwindet."

Schritte ich nun weiter, fortdeutend: „der Stier bedeutet den Seleukus Nikator, dessen Münzen den Stier als Emblem führen; der Löwe bedeutet —" „ohe jam satis! Wenn alles wahr wäre: so spricht dieß Bild es nicht aus. Warum ist eine Allegorie, Allegorie, als weil sie in Dämmerung gesehen seyn will? Reißet ihr sie aus dieser, um sie auf einen ein-

zelnen nackten Fall anzuwenden, so erweitert ihr nicht, sondern verengt ihre Bedeutung. In einem Königspalast, dem Denkmal alter Helden, bedeuten dergleichen Bilder, was sie bedeuten können, d. i. was sie durch sich selbst sprechen und significiren. Im offenen Naturlicht stehen sie da.

„Also auch der Kampf des Helden mit den Ungeheuern; sollte er nicht bloß sagen wollen, daß die persischen Monarchen große Liebhaber der Jagd gewesen?" — So sagte das Bild dieß sehr widersinnig und barbarisch. Gegen Thiere, dergleichen es nirgends gab, gegen Greife mit Skorpionschwänzen u. s. zog kein Persermonarch auf die Jagd. Auch überwand er diese nicht, indem er ihnen das heilige Gefäß auf den Kopf drückte, oder das Einhorn am Horn faßte. In einer der Kammern des Palastes wird ein Bock an den Hörnern in die Höhe gehoben; war dieß auch eine Lustparthie der Persermonarchen?

„Aber der hohen Simplicität wegen!" Die Simplicität aller andern Vorstellungen des Königs fordert, daß auch hier nichts Ungereimtes und Niedriges vorgestellt werde, dergleichen ein Jäger utopischer Thiere gewiß wäre. Dort erschien er als Richter, als Regent, als Diener des Gesetzes Ormuzds; der Schützer des Reichs, der Ausrotter des Bösen, Feind aller drohenden Ungeheuer und feindseligen Mächte, sollte er nirgends erscheinen, da dieß eben die Hauptpflicht des Königes, da der Name Held und Perser (Artäer) einer und derselbe war? Wenn nach der Landesreligion Streit gegen das Böse die tägliche Pflicht eines Jeglichen war; wenn der Knabe schon, sobald er zum Mann angenommen wurde, den

Streitgürtel anlegen mußte, und man das Böse unter keiner andern Gestalt als der Dews, d. i. der Skorpionen und auszurottenden Ungeheuer kannte; wenn hierüber tausend Erzählungen umhergingen und dem Könige seine Ahnen nicht anders als Temuras, Feriduns, Rustams u. s., als Bezwinger der Ungeheuer dieser und anderer Art vorgestellt wurden: sprächen die Bilder nicht durch sich selbst jedem Perserkinde verständlich?

Und sprächen sie nicht edel, da ohne Zweifel dieß der schwerste und Hauptberuf eines Königes war? Mit keinem nützlichen Thier streitet der Held, sondern mit Löwen, Greifen, dem Einhorn; das wildeste derselben, den Greif mit einhauendem Schnabel, einhauenden Klauen und dem Skorpionschweif übermannet er dadurch, daß er ihm den heiligen Talismann auf's Haupt drückt und ihn mit der Linken durchbohret. So symbolisirt die ächte Simplicität. Nicht Menschenschlachten oder dahingestreckte Feinde führet sie auf den Schauplatz, sondern die Ursache des Uebels selbst, den Genius der Wildheit, des Raubes, der Wuth und der Verheerung. Ihn zu durchbohren und damit sein Reich vor jeder Gefahr zu schützen, alles Schädliche mit mächtigem Arm von ihm zu entfernen, war des Königs Beruf und das sprechen diese Bilder. Einen Jäger stellen sie nicht dar; denn der hier vorgestellt wird, jagt keinen Hasen, (die im Zend-Avesta statt des gesammten Wildes genannt werden) sondern durchbohrt, überwindet.

Wie diese, müssen alle symbolischen Thiere durch sich selbst sprechen; sonst wären sie keine oder schlechte Symbole. Und um sie zu verstehen, muß man

jeden hineingezwungenen fremden Nebenbegriff entfernen.

Sagte z. B. jemand; „das reichgeschmückte Thier mit dem Menschenantlitz und dem Diadem auf dem Haupt ist nichts anders als der Menschenfresser Martichoras (vide Ctesiam.) Im Vorhof stehet er hier, um die Macht und Stärke des Despotismus zu bezeichnen:“ so würde ich schweigend bei mir denken, daß er diesen Begriff sehr ungeschickt und an unrechtem Ort bezeichne. Denn der König, der in seinen Gemächern und im Reichssaal erscheint, ist doch selbst kein Menschenfresser; er zeigt sich in der ehrwürdigsten Gestalt als einen gesetzten, sanften, ordnungsliebenden König, über welchem, wo er geht und steht, die himmlische Gestalt schwebet. Furchtlos gehen seine Unterthanen zu ihm und werden, jede Provinz von einem Diener des Königs, freundlich eingeführet. Alle diese ruhigen Menschen sollte der Menschenfresser Martichoras doch nicht von der Treppe hinwegscheuchen oder ihnen symbolisch sagen: ihr geht zu einem menschenfressenden Despoten.

Und da dieß Thier zum Palast hinanblickt, wie das Einhorn auswärts siehet: so wird es doch nicht, (wie dort Saman die Königinn, Esther 7, 8.) den König würgen wollen und dieß bezeichnen?

Und was ist im mindesten an diesem Bilde, das es als Menschenwürger charakterisire? Wo denn sind seine Löwenfüße und der Skorpionschweif? Was in allen seinen Gliedern hat es mit Ktesias Thier gemein, als — das ruhige Menschenantlitz. Und frißt dieß Menschen?

Wie aber gehört Ktesias gar hieher? Sagte der Fabulist je, daß ein mannbärtiges geflügeltes Thier, mit dem Diadem auf dem Haupt, in Indiens Wäldern umherlaufe? Und von einer solchen Komposition ist hier doch allein die Rede. Wo denn ist im ganzen Gliederbau dieses Symbols etwas Zerstörendes? Nirgends im Palast ist's mit einem andern Thier im Kampf, geschweige, daß es einen Menschen anfiele oder ein Held es morde. Seine Attribute sind eben so sprechend, als edel bedeutend: denn wer wüßte nicht, daß Adlerflügel schnelle Macht; der feste Körper und volle Tritt, mit dem es dasteht, unerschütterte Kraft; das Menschenantlitz Milde und Weisheit; Diadem und Schmuck Ansehn und Reichthum bezeichnen. Ohne Fackel der Kritik versteht jedes Kind diese Attribute des Symbols, und nur durch sie stehet das Ganze an dieser Stelle würdig; eine Bezeichnung dessen, was sich das Perserreich von innen zu seyn dünkte; nach außen kehrte das Einhorn seine schützenden Kräfte.

Ueberhaupt ist mir es unverständlich, wie man dergleichen Kompositionen als lebende Wesen aus den Wäldern Indiens holen könne; sie sind zwar nicht erdichtete, aber zusammengedichtete Gestalten, die sich nach Zeit und Ort wie Träume ändern. Die erzählende Dichtung der Morgenländer erlaubt sich in ihnen die raschesten Uebergänge; ja sie liebt solche; ihre Sprache ist dazu eingerichtet, ihre Phantasie zu ihnen vorbereitet, so daß auch die Kunst daran Theil nehmen kann. Eben in Verzierungen und Figmenten, als untergeordneten Dingen der Hauptvorstellung, darf sich der Künstler innerhalb der Grenzen

seiner Kunst das Meiste erlauben. Belehre uns darüber bald ihr Buch selbst.

Wenn z. B. an des Königs Grabmal a) jenes zähneblecken de Ungeheuer, das die prächtige Last des Gebäudes trägt, dem nächst zukommenden Hofdiener die Klaue nach dem Kopfe wirft, und ein Mystiker fragte: „was das bedeute?“ was könnte man ihm sagen, als: das Thier steht lebend da, unwillig seines Dienstes. Nicht anders würde es, wenn es lebte, die Zähne blecken, die Klaue werfen. Die zu lebhafte Geberde ist also ein Uebermuth des Künstlers. Kapitäle, Verzierungen, Arabesken —

Doch wie lange spreche ich Ihnen von Unthieren dieser Art? Da hängt Ihre schöne Zeichnung vor mir, Raphaels Gott-Vater von den vier Symbolen der Evangelisten getragen. Welche zauberische Komposition! Wie arm erscheinen unter ihr die beiden indischen Symbole, Elephant und Roß, ob sie gleich die ganze lebendige Thierschöpfung in sich enthalten! Raphaels majestätische Gruppe wirft neben und unter sich alles zu Boden.

Lassen Sie sich erzählen, wie diese Thiergruppe entstand, was für langsame Schritte sie mit Jahrtausenden machte.

Ihr Ursprung ist persisch oder eigentlich chaldäisch, medisch. Es war eine angenommene Vorstellungsart dieser monarchisch-aristokratischen Völker, daß in Himmel und Erde alles in Klassen getheilt sey, deren jede ihr Haupt, ihren Vorsteher habe. So auch die Thiere; und die mächtigsten Geister scheue-

---

a) Chardin tab. 68.

ten sich nicht, in Gestalt dieser Thierkönige zu erscheinen. So wurden sie auch abgebildet, entweder in völliger Thiergestalt, den Stern über ihnen, Glanz um ihr Haupt; oder es war eine halbe Menschenfigur, die über dem verkürzten Thiersymbol schwebte. So jene Königsgestalt auf dem Grabmal bei Persepolis; so jene andre gleichfalls auf Fittigen, unter sich das Symbol des Widderhauptes. Dieß war die Vorstellung gleichsam in ihrer Kindheit.

Ein israelitischer Seher komponirte sie dichterisch-größer. Er hatte Bilder älterer Dichter seiner Nation vor sich, da der König der Schöpfung auf fabelhaften Wunderthieren, Cherubim, wie auf einem Thron oder Streitwagen sitzend, besungen war; einer seiner Brüder hatte ihn im Allerheiligsten, als in seinem Palast, auf einem Prachtstuhl sitzen sehen, dessen Zierrathen an beiden Seiten verhüllte feurige Engelgestalten, anbetende Seraphim waren. Der Thron nämlich mit seinen Gestalten und Bildwerken hatte sich dem Seher belebet. Von der Erde hebt der chaldäische Prophet diesen Thron in die Wolken; er siehet auch ihn belebt, nicht aber geschmückt nach alter jüdischer, sondern nach medisch-persischer Weise. Räder hat der Stuhl; denn die Throne der Persermonarchen waren beweglich. Ein lebendiger Wind ist in den Rädern; sie sind voll Augen, d. i. voll Edelgesteine um und um; sie glänzen mit unanschaubarer Pracht, reich und köstlich. Neben ihnen sind gleich-bewegliche Thiergestalten. Diese stehen nicht mehr, nach jener alten Dekoration, um den Thron als seine Zierden; tief unter ihm bücken sie sich und tragen den Stuhl des Hocherhab-

nen nach medisch-persischer Weise, wie Persepolis Denkmale zeigen. Thiere und Räder bewegen sich gemeinschaftlich: denn sie machen ein Ganzes; und jene, die belebteren Wesen, übertreffen diese an Pracht des Glanzes. Und welche Thiere wählt der Israelit? Die vier, die seiner Nation auf ihrem alten Heerzuge nach den vier Weltgegenden die Hauptpaniere gewesen waren. „Gegen Morgen lagerte sich der Heerführer Juda mit seinem Löwen; gegen Mittag Ruben mit der Gestalt eines Menschen; gegen Abend Ephraim mit dem Bilde des Stiers; gegen Mitternacht Dan mit dem sich aufschwingenden Adler. Zwischen ihnen lagerten sich die Stämme ihrer Brüder. a)" In den Wolken schwebt also das ganze Heerlager Israels; wie Perser und Meder den Thron ihrer Könige, so tragen diese Symbole ihres Nationalgottes Stuhl, auf welchem er, wie jene Königsgestalt des Grabmals, auch nur bis an die Lenden sichtbar ist. Unten ist Feuer, über ihm reiner Himmel und ein Regenbogen um ihn in Himmelsklarheit b). So erklärt sich das Bild, dessen Bestandtheile mit einander so unvereinbar scheinen. Glücklicher Weise wissen Sie nicht, was über Räder und Augen der Räder, über Wagen und Thiere für scharfsinniger Unsinn gesagt ist. Die Kabbala studirt noch an diesem Gesicht; vor dem dreißigsten Jahr aber darüber zu grübeln, haben die Rabbinen weise untersaget.

---

a) 4. Mos. 2, 3, 10. 18. 25. s. Wetstein zu Offenb. Joh. 4, 8.

b) Ezech. 1. und 10.

Nach einem halben Jahrtausend sah ein anderer israelitischer Seher dieß Bild anders c). Die ausländischen Räder unter dem Stuhl waren verschwunden; es war der alte Thron Jesaias, jedoch ohne Seraphim, im Halbkreise einer Versammlung der Würdigsten. Die vier Lebendigen trugen den Thron jedoch nicht mehr als Sinnbilder eines israelitischen Heerlagers, sondern als Stellvertreter der ganzen lebendigen Schöpfung. Ohne Ruhe Tag und Nacht rufen sie und feiern; der Löwe, König des Wildes, der Adler des Gefieders; der Stier Repräsentant der gezähmten, der Mensch ein Bild der vernünftigen Schöpfung. Da diese Vorstellung aus zweien an sich ganz verschiedenen Formen, Jesaias und Ezechiels, zusammengesetzt ist: so hat sie mehr Größe, aber weniger sinnliche Bestandheit. Die immer regsamen, rufenden Gestalten stehen nicht an ihrem Ort; denn sie schweben nicht, wo das Schlagen ihrer Flügel verhallet, in den Wolken. Auch wechselte im ältern Propheten Ruhe und Bewegung bei ihnen ab; die Bläue des Himmels sowohl als der Regenbogen umgaben den im Aether Thronenden freier und schöner, als den König dieses eingeschlossenen Tempelpalastes.

Der Seher, der dieß Gesicht schilderte, dachte nicht, daß in der Deutung der Nachwelt er selbst eins dieser vier Embleme werden würde. Er ward's. Die christliche Einfalt, die ihre vier Evangelien mit den vier Weltgegenden verglich, fand, obgleich nicht mit einstimmiger Deutung, die vier Thiere im Charakter ihrer vier Evangelisten. So wurden dann die

c) Offenb. 4, 2 - 11.

vier Gestalten, die einst Repräsentanten eines Volks, sodann der ganzen lebendigen Schöpfung gewesen waren, Symbole eines Evangeliums, auf welchem sich, nicht mehr der furchtbare Donnerer, der versöhnte, segnende Vater zu den Menschen senkte. In dieser Bedeutung empfing Raphael die Idee, und o! wie hat er sie dargestellt und verkläret! Wer sollte glauben, daß vier disparate, zum Theil rauhe Gestalten, zusammentreffend in den Wolken, sich zu einer so leichten, erhabenen, fried- und freundlichen Gruppe mahlerisch bilden würden. Gütig herabschauend, segnend mit beiden Händen, schwebt der Ewige nieder; zwei kindliche Genien hangen, als ob sie solche erheben wollten, an seinen Armen. Die Menschengestalt, geflügelt, dringt am höchsten empor, und schaut anbetend dem gütigen Vater, der, wie auf alles, so auch auf sie siehet, ins Antlitz. Der Adler zur Linken, auf dessen ausgebreiteter Schwinge das erhobene Knie des Göttlichen ruht, beugt sein weggewendetes Haupt, als ob er entzückt die leichte Last trage. Die Schwinge des Stieres, der Freude hinaufzublicken scheinet, streckt sich hinauf, damit des Herabschwebenden Fuß ihn berühre; der Löwe desgleichen. Die Massen der zwei schweren Thiere machen mit eingezogenen Füßen die Erscheinung leicht, daß, da ihr zu beiden Seiten nur erhabene Arme und schöngeordnete Fittige sichtbar sind, man die Schwere derselben vergißt, und in allem nur eine gefühlvolle freudetrunkene Gruppe wahrnimmt. Wie hoch steigt diese Idee über jene Kindheitversuche der Perser! Jahrtausende hatten sie vorbereitet; Raphael dachte und schuf sie.

An Herrn Professor Heeren.

Vor den Augen des Verfassers der Ideen über die Politik, den Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, erschienen im Jahr 1796, darf ich fragen:

„Was ist in der Erklärung, die ich im Jahr 1787 anfangsweise herausgab, und vorsichtig, nicht blos bescheiden, Persepolis, eine Muthmaßung, nannte, bestanden? was ist seitdem zu ihr hinzugethan worden?"

Mir war es Hauptfrage: was ist das Gebäude? Palast oder Tempel? (denn für den letzten hielten es die meisten, oder ließen die Sache unentschieden.) Wer ist der vorgestellte? Priester oder König? Wer sind die Schaaren, die zu ihm ziehen? Opferer oder gar Opferthiere? Was tragen sie? Was thut der König? Was bedeuten die Fabelthiere? Was war die Absicht der Konstruktion dieser Gebäude?

Daß über dieß alles nichts Bestimmtes, viel Widersprechendes, ja manches Ungereimte gesagt war, liegt in Büchern zu Tage. Man hielt die Vorstellungen sogar, wie die dabeistehende Pfeilschrift, für unerklärbar. b)

Da wagte ich es, und schrieb meine Muthmaßung, die ich mir, so geringe sie sey, nicht gerne geraubt wissen möchte; ja von der ich hoffen darf, daß

---

b) S. hierüber Mandelsloh, Thevenot, Tavernier, Kämpfer, Chardin, le Brun, Hyde, Caylus u. s. f.

in dem, was Erklärung der Sache selbst, Kunsterklärung ist, so wie sie durch Tychsens kühnen Versuch der Entzifferung einiger Wände der Pfeilschrift Bestätigung erhalten, sie durch mehrere derselben noch mehr erhalten werde.

Da die Erziehung der Perser vorzüglich auf Wahrheitsliebe ausging, so lassen Sie uns hierüber persisch d. i. aufrichtig reden.

1. „Reichspalast, zeigte ich, sey das Gebäude, kein Tempel. Was von der Stadt galt, gelte vielmehr von ihm, regia totius Orientis, unde tot gentes iura petebant: caput persici regni. Persiens König sey die stehende, sitzende, gehende, kämpfende Figur, König in seinen mancherlei Geschäften und Verrichtungen, kein Magus, kein Priester.“ — Die entzifferte Schrift hat diese Erklärung durch eine Reihe von Lobsprüchen über ihn bestätigt; die Enträthselung mehrerer Wände wird sie bestätigen.

2. „Die himmlische Gestalt, sagte ich, die über dem Haupt des Königs schwebt, ist (falls die ihm parallele Schwebung die wahre ist) nicht das, wofür sie Hyde, Caylus u. a. hielten, sondern etwa der Feruer, die himmlische Gestalt des Königs, auch wo sie abgekürzt als eine Flügelgestalt erscheinet. Niebuhr bestimmt diese als die richtige Stellung; de Sacy nach genauen Bezeichnungen gleichfalls, und erklärt die Figur, unbekannt mit meiner früheren Schrift, eben also. Mich dünkt, wo de Sacy's Erklärung genannt wird, könne auch meine frühere Vermuthung genannt werden, ob ich

gleich, wie die Folge zeigen wird, die Deutung noch nicht für ausgemacht halte. Hinzugethan ist wenigstens zu ihr nichts.

3. „Wer sind die vielen Figuren, die die großen Stufen hinan zum Könige ziehen?„ Hofstaat, Leibwache u. s. als durch sich klar, überging ich zuerst in meinem Versuche, so wie auch Niebuhr verständig ihre wiederholten Abbildungen verkürzt hat. Bei dem durch Cypressenbäume sichtbar in Felder getheilten Zug schien mir die nöthigere Frage: Wer sind diese Ziehenden? „Unterthanen des Königes, sagte ich, sind's; Unterthanen aus deutlich unterschiedenen Reichsprovinzen. Nach der Verschiedenheit dieser, und ihrer Gewerbe, Lebensart u. s. bringen sie ihm Tribut, im morgenländischen Ausdruck Geschenke. Die Abbildungen sind eine statistische Landcharte des damaligen Perserreiches." — So schrieb ich und hoffte, daß ein Anderer vielleicht die angenehme Mühe übernähme und z. B. nach Herodot die Felder der Reichsprovinzen durchginge. Zwanzig Satrapien zählte dieser nach Darius Hystaspis Abtheilung des Reichs, außer dem tributfreien Persis und den Völkern, die freiwillige Gaben brachten; ohngefähr zwanzig Felder mit ihren Trachten und Geschenken stehen hier; die Untersuchung dieser Einzelnheiten dünkte mir so anziehend, so lockend; sie ist indeß nicht erfolgt. Sogar die mit Herodot übereinstimmende Zahl der Felder hat man nicht bemerket. Also stehet die Sache, wo ich sie ließ; die Vorstellung ist eine lebendige Provinzial- und Völkercharte des Perserreichs, mit Bemerkung ihrer Gaben, Künste, Naturproduk-

te, Trachten u. s. Ich hoffe sie zu zeigen, als eine Lobcharte des weiten Reiches.

4. Die symbolischen Thiere an Pfeilern und Wänden, meinte ich, seyen symbolische Thiere. Der gelehrte Verfasser vorgenannter Ideen behauptet eines Theils: „das lasse die hohe Simplicität nicht zu. Die Ungeheuer müßten nichts als wirkliche Thiere aus Ktesias seyn, gegen die der Persermonarch auf die Jagd ziehe;" andern Theils deutet er sie selbst symbolisch, das Thier am Eingange des Palastes als den Menschenwürger Martichoras, das Bild des Despotismus u. s. Im vorstehenden Briefe habe ich einige Grundsätze der Kunstsymbolik, insonderheit nach Ideen der Morgenländer, geäußert; entscheide der Leser. Sind Jäger und Helden einander entgegengesetzt? Waren sie es in der Vorzeit? Darf man aber deshalb sagen: „der große Jäger hat gleichen Ruhm mit dem Helden:" und deshalb schließet der Jäger den Helden aus. Wer den Zend-Avesta, wer persische Helden-Erzählungen gelesen, darf der dieß sagen? Sie alle zählen in der Sprache dieser Symbole, Kampf mit dem Bösen in der Gestalt schädlicher Ungeheuer und Fabelthiere.

5. „Jedermann ist bekannt, sagte ich, daß der asiatische Bergrücken oder das Gebirge Kaf der alten Fabeltradition das große Dshinnistan, d. i. der Sinn und das Vaterland tausend erdichteter Geschöpfe sey, die auf ihm wohnen. Es wird sich anderswo eine Gelegenheit darbieten, von diesen alten Geschöpfen der menschlichen Einbildungskraft ausführlicher zu reden."

Der Verfasser vorgenannter Ideen sagt: „die

Ueberbleibsel dieser ältesten Mythologie liegen in den Fragmenten des Ktesias zerstreut;" ich wünsche dem Glück, der sich da herausfindet. Die gegebenen Proben sind dazu nicht einladend; und was ist von der ganzen Methode dieser Mythologie-Erfindung zu denken, wenn z. B. gesagt wird: „das geflügelte Einhorn wird bei keinem Schriftsteller erwähnt und ist vielleicht nur eine bloße Idee des Künstlers." b) Wie also? wenn dessen von einem Fabulanten erwähnt würde, hörte es deswegen auf, ein Fabelthier zu seyn? Oder würde dadurch Ktesias minder ein Mährchenerzähler, wenn alle seine Thiere hier in Stein gehauen stünden? Die Mythologie des Orients hat tiefere Wurzeln als die Anführung eines Wundererzählers, der eben dadurch selbst Mytholog. Das persische Einhorn steht in vielen Büchern; geflügelt lebt es, zwar nicht im Naturalienkabinet, aber in der Erzählung.

6. „Ich glaube erwiesen zu haben, sagt der Verfasser, c) daß die Gebäude aus der Periode des persischen Reichs sind." Dieß glaube ich auch; aber wodurch hätte er's erwiesen? Die Stellen „einzig und allein gleichzeitiger Schriftsteller" kannte jedermann, daß Cambyses z. B. Künstler aus Aegypten geschickt, die an Persepolis, an Susa und an den medischen Königssitzen bauen sollten, daß Darius sich sein Grab in einem gekrümmten Berge gebaut u. f. Alle aber wissen wir auch, daß Cambyses nicht zurück nach Persien kam und also kein Persepolis und Susa bauen konnte; und mit der eingestreueten Idee, daß

b) Ideen über die Politik u. f. Th. 2. S. 249.
c) S. 795.

Persepolis die Todtenresidenz der Könige, also eine Nekropolis gewesen, daß dazu baktrische Künstler gebraucht worden u. s., werden wir ganz vom Ziel geschleudert. Daß Persis die Heimath der Könige, Persepolis das Heiligthum und Haupt des Reichs war, bedurfte keines Beweises.

Nicht also aus gleichzeitigen Schriftstellern, da Herodot, Xenophon und Ktesias von Persepolis schweigen, kann das Zeitalter dieses Baues vollständig dargethan werden; das Werk selbst muß es erweisen. Dieß thut es, sobald man nur keine fremde baktrische Idee zum Grunde leget. Aegyptisch-griechisch ist der Styl der Kunst in Persepolis, jedoch in persisch-medischer Weise; nicht indisch, nicht babylonisch. So zeigt er sich in Säulen, Bildwerken, Verzierungen und Anordnungen der Figuren; dieß Argument entscheidet. Nicht in der Fabelzeit der Pischdadier, Persepolis muß in einer Zeit gebauet seyn, da ägyptische Künstler hier bauen konnten, und griechische Kunst auf der Welt war, die dunkle Manier der Aegypter zu lichten und zu ordnen. Die Regierung der Persermonarchen traf in dieß Zeitalter; Aegypter und viele Griechen waren ihre Unterthanen; die Gebäude beider Nationen, die sie sahen, reizten sie zu einem ähnlichen Bau, dem Ruhm ihres Reichs auf; man wandte an, was sich gebrauchen ließ; so entstand Persepolis in der Idee, im Entwurf, in der Ausführung. Darius höhlete seinen Grabpalast mit dessen äußerer Ansicht prächtig aus, und entwarf an diesem gelegenen Ort eine Burg, die ihm keine Nekropolis, sondern ein Gandschawâr, (Gazophylacium) eine Ahnenburg (Takh Dshemschid) und

ein Parsegard (Persepolis, Perserversammlung) d. i. Repräsentation des ganzen Reichs seyn sollte. Dieß ist der Begriff des Worts und der Sache. Er erweiset sich auch selbst: denn er stehet da.

Er wird auch unwiderleglich von den Abtheilungen bestätigt, die in Figuren hier das Reich repräsentiren. Weder vor Darius, noch hinter Alexander fanden diese statt; Darius theilte sie ab und ließ sich nach solchen Tribute entrichten; offenbar die Hauptidee dieser Vorstellung. Der Großschatzmeister des Reichs (so nannte man, im Gegensatz seiner Vorfahren, den Darius) sah hier sein Werk abgebildet, und konnte sich auch im Stein der Goldkrüge, die man ihm brachte, (maßen er selbst das Gold in Krüge goß) freuen. Hier bringt ihm jede Abtheilung das Ihrige; die Indier, ihren Goldstaub hin zu wägen, tragen die Wage mit sich. Die Völker erscheinen, nach Gestalt, Kleidung und Lebensart unterschieden; Hirten und Ackerleute, Fabrikanten und Gewerbprovinzen sind unverkennbar. Vor allen ist der Schmid kenntlich: die Stahl- und Eisengruben des Mederreichs gaben ihnen, wie sie es nannten, männliches und weibliches Eisen, mithin Säbel, Dolche und andere Werkzeuge zu Bearbeitungen des festesten Steins. Ohne dieß persische Kunst- und Naturprodukt stände Persepolis mit seinen Säulen, Abbildungen und Schriftwänden selbst nicht da; nur der Perserstahl, ihr Nationaleigenthum konnte diese bereiten. Auch an den abgebildeten schlechtgebaueten Wägen bemerkt Niebuhr die genaue Bezeichnung der Nägel an den Rädern, welches in die Eisenkunst der Perser einschlug. Alle Metallarbeit ist sorgfältig bemerket; und in meh-

reren Abtheilungen stehen die Schmide mit ihren Hämmern da. Nach Herodots Hernennung der Satrapien, verglichen mit seiner Beschreibung des Zuges der Perservölker in ihrer verschiedenen Kleidung und Rüstung unter Xerxes, nicht minder mit andern Nachrichten zusammengehalten, die wir vom alten und neuen Perserreich haben, ließ sich über viele Felder ziemlich bestimmt reden, welches aber freilich nicht ohne Abbildungen geschehen könnte. Nachdem Niebuhr die Zahl der Felder genau angegeben und in Ordnung gestellt hat, ist über sie die Entzifferung der ihnen beigestellten großen Wandschrift d) sehnlich zu erwarten. Da sie wahrscheinlich Völker und Provinzen, mithin sonst bekannte nomina propria nennen wird, so müßte sie eines Theils leicht seyn, andern Theils würde sie die Richtigkeit der von Tychsen angegebenen Bedeutung der Charaktere erproben. Denn wo keine beigesetzte Auslegung in einer andern bekannten Sprache unbekannte Charaktere erklärt, wie dieß bei den Nakschi-Rustem und Palmyra der glückliche Fall war, können bekannte nomina propria fast allein verificiren.

Auch die Vorstellung der Gegenseite dieses Völkerzuges e) halte ich für keine Versammlung müßiger Hofdiener und Thürhüter, welches schon der ganze Anblick, ihre verschiedene Kleidung und das Gefäß zeigt, das die meisten in Händen haben. Offenbar ist auch in dieser Vorstellung Handlung; auch sie bringen Geschenke und werden eingeführet, nur, weil

d) Niebuhr tab. 24, A.
e) Niebuhr tab. 21.

es die Vornehmeren sind, vertraulicher, wie im Gespräche. Mirkhond gibt darüber Aufschluß: „Am Feste Neuruz, sobald das neue Jahr dem Könige angekündigt ist, tritt der Adel herein, davon ein jeder ein silbernes Gefäß trug, worin Weizen, Gerste, Erbsen, Wicken, Bohnen, ein Zuckerrohr und zwei neugeprägte Goldstücke waren. Es bringen also zuerst der Wasir, sodann der Adel, ein jeder nach seinem Stande, sein silbernes Gefäß dem Könige. Beim Beschluß der Feierlichkeit wurde ein von verschiedenen Arten von Korn gemachtes Brod hereingebracht und vor den König geleget, der, nachdem er selbst etwas davon gegessen, die, so zugegen waren, mit diesen Worten das Uebrige zu essen bat: „dieß ist ein neuer Tag eines neuen Monats, der Anfang eines neuen Jahrs; es ist daher dienlich, daß wir unsere Verbindung mit einander erneuern." Alsdann stand er in seinen königlichen Kleidern auf, that seinem Adel einen feierlichen Glückwunsch und theilte ihnen reiche Gaben aus." So Mirkhond: f) die Stelle erklärt den Zug zu einer und der andern Seite; denn an den folgenden Tagen des Fests kamen die übrigen Stände vor den König. Der Abend des Tages hieß Pristaph, Freude des neuen Jahres.

An Herrn Hofrath Eichhorn.

Auch die Induktion, die ich aus Bildern und Configurationen Daniels und anderer Chaldäer zog, ste-

f) Welthistor. Th. 4. S. 333.

het an Stelle und Ort; ich darf darüber das Urtheil eines Mannes befragen, dessen Verdienst um mehrere Zweige der morgenländischen Literatur anerkannt ist. Mehrere Stellen dieser israelitischen Seher nehmen allein aus den Gegenden jenseit des Euphrats, in denen sie lebten, ihr ungezweifeltes Licht her.

Daniel z. B. zerfällt in eine Reihe gesammelter Geschichten aus drei Monarchien, dem babylonischen, medischen, persischen Reiche; unter jedem verändern sich dessen Bilder. In Babel erscheint dem Könige ein kolossalisches Belusbild im Traume; er selbst richtet ein solches Belusbild zur allgemeinen Anbetung auf. Dergleichen Bilder, Gebäude und Zierrathen waren nach der bekannten Geschichte ein angenommener barbarischer Geschmack des Reiches.

Wenn Belsatzer, der letzte König, in seinem Rausch eine Wandschrift sah, die ihm bisher vielleicht unbemerkt geblieben war, die er eben jetzt vor seinem benebelten, trunknen Auge hervorgegangen glaubte, und keiner seiner Weisen diese Schrift, in unbekannten Charakteren geschrieben, auslegen konnte oder auszulegen wagte: ists nicht derselbe Fall mit der persepolitanischen Wandschrift? In jenen Palästen schrieb man an Wände, in mehreren Alphabeten; man erfand, man verzog und änderte Charaktere, zum Schmuck der Wände, zum weisen Zierrath. Ein gelehrter Chaldäer mußte dergleichen Züge verstehen, oder er war des Todes schuldig.

Wenn also auch Daniel unter diesem Könige träumend ein Gesicht siehet, dessen Thierfiguren Reiche bedeuten, so müssen dem Wachenden symbolische

Bilder der Art nicht fremde gewesen seyn; denn wir träumen nur Bilder, die wir wachend sehen und im Traum neu und vielfach komponiren. Noch nach drittehalbtausend Jahren sind uns die dem Propheten wachend gegebenen Zeit- und Ortbilder nicht fremde. Wir wissen, daß in der Perser-Zeichensprache das edelste Thier der Widder war, in dessen glänzender Gestalt der Schutzgeist des Reichs, der hülfreichste Ized, erschien; wir sehen seinen Schmuck auf mehreren Amuleten. a) So die andern Könige der Geschlechter Bock, Stier, Roß, Kameel, Adler, aus deren Zusammensetzung man in symbolischen Dichtungen Gruppen komponirte. Selbst das vierte zermalmende Thier Daniels kennen wir noch aus vorhandenen Symbolen. b)

Geläufig war also den Sehern die Königs- und Reichssprache in diesen Thierbildern; Ezechiel und Daniel sind ihrer voll. Jenem wird der König zu Babel ein Adler, der einen Zweig vom Libanon holet c), Juda eine Löwinn in ihrer Höhle d), der ägyptische König ein Krokodill im Nil e); jedes dieser Bilder führet er weit aus. Der traumdeutende Daniel kann den wahnsinnigen Nebucad-Nezar selbst nicht anders als einen tollen Büffel mit Adlersklauen schildern; das Königsbild gehörte zu den babyloni-

---

a) Die Ursache hievon wird sich in der Folge selbst ergeben. S. Proben in Caylus recueil T. II. pl. 18. n. 3 T. VI. pl. 46, n. 2. 3. den Stier, als Ized T. III. pl. 12. n. 2. Der Löwe als Bild des Mithra u. a. sind bekannt.

b) Niebuhr tab. 30. d. e.

c) Ezech. 17. d) Ezech. 19. e) Ezech. 29:32.

schen Sümpfen. f) Seine Traumbilder von streitenden Königen und Reichen in der Gestalt des Widders, Bocks u. s. mit wechselnden Veränderungen, wie sie der lustige Traum gibt, waren chaldäisch-medisch-persische Nationalbilder.

So auch der ehrwürdige Alte, der kommt und Gericht hält. „Ihm wird ein Stuhl gesetzt und der Alte setzt sich. Sein Kleid schneeweiß, das Haar seines Hauptes wie Wolle, sein Stuhl wie Feuer glänzend, die Räder desselben lodernd wie Feuer. Ein Glanzstrom geht von ihm aus, dem Tausendmaltausende dienen, Hundertmaltausende gehorchen; Bücher werden vor ihm aufgeschlagen u. s." Ist Ihnen, vielbelesener Mann, eine Auslegung bekannt, die über den Räderstuhl, über das dicke Wollenhaar, über den Glanzstrom, dem Millionen gehorchen, zur sichtbaren Consistenz der Bilder etwas genetisch-Erklärendes gesagt habe? Treten wir vor die Wände in Persepolis, und das Licht steht da. Da sitzt der ehrwürdige Alte mit seinem dicken Wollenhaar g) auf seinem hohen beweglichen Räderstuhl, der auf allen Seiten bis auf die Räder hinab von Gold und Edelsteinen flammte. In seiner Hand ist der

---

f) Dan. 4, 20.

g) Das dicke Haar als Meder- und Perserschmuck ist nicht nur auf den Abbildungen Persepolis und den Nakschi-Rustem, sondern auch auf den parthischen gräcisirten Münzen anschaulich; es war gleichsam eine unablegliche Nationalzierde. Der Spott des Kaiser Augusts, daß der behaarte Stern (Komet) nicht ihm, sondern dem haarreichen Parther Unglück drohe, ist bekannt; man wandte alle Kunst an den Schmuck der Haare.

lange glänzende Stab, ohne welchen sich der Persermonarch nicht sehen ließ, dessen Winke Millionen gehorchten. Bücher wurden vor ihm aufgethan; Schreiber waren um ihn her, die sein Wort aufzeichneten, die ihm Geschichte lasen. Was das Costume der Perserpracht gab, erhöhete die träumende Phantasie des israelitischen Dichters.

In allen Bezeichnungen bleibt er diesem Costume treu. Nannte sich der Persermonarch König der Könige, Fürst der Fürsten: so wandte er diesen stolzen Titel auf Den an, der Reiche verleiht, Könige ein- und absetzet und Zeitläufe ändert. Hielt man in Chaldäa so viel auf verborgene Weisheit, auf Auslegungskunst und einen Blick in die Zukunft: so schreibt er dieß alles Dem zu, der den Weisen ihre Weisheit gibt und den Verständigen ihren Verstand. Nannten die Perser die Sterne Wächter der Erde, (Izeds) Ordner der Begehenheiten und stelleten sie als Himmelsfürsten um Ormuzds Thron: so schildert er den Thron Dessen, um den eitel Licht ist im Rath der Himmelswächter. Hießen den Persern Rathgeber Weise, Vorzügliche der Erde, lebendige Sterne: so sollten die, die in trüber Verwirrung seiner Nation Muthlose gestärkt, Ordnung zurückgebracht hätten, beim Erwachen zu einem neuen Zeitlauf der Dinge auch also leuchten. h) Die ganze Idee von diesem Wiederkommen zu einem neuen Zeitlauf ist, wie die Folge zeigen wird, selbst den Worten nach persisch i), obgleich, da die Magier ursprünglich nicht begruben,

h) Dan. 12, 3.
i) Dan. 12, 13.

sowohl hier als bei Ezechiel judaisiret. Das Feld voll Todtengebeine, die dieser sah, war ein Leichenplatz (Dackhmé) der magischen Religion, deren Belebung er nach israelitischer Denkart verkündigt. So auch der Tempel Ezechiels, der den Auslegern auf so manche Art Mühe machte; verglichen mit der medisch-persischen Bauart ist jeder Erker, jede Terrasse, jede Verzierung von innen und außen erklärbar. Der König Israels sollte nicht enger und schlechter als der Persermonarch wohnen; auch in Ausmessungen und Gebäuden sollte das ganze Land eine Theopolis, eine Gottesstadt, werden. Wünschen Sie mir zum dritten Theil des Geistes der ebräischen Poesie Lust und Muße, und haben öffentlich Dank, daß Sie zuerst mich mit de Sacy und Tychsen bekannt machten. Durch diese wachten meine alten, halbvergessenen Ideen über Persepolis und was ihm anhängt, wieder auf.

„Aber Dshemschid? (werden Sie sagen) wo bleibt Dshemschid? Hat ihn Akfak vom Throne gestoßen, da alle Wände rufen: Osch Akfak! osch Akfak!" — Doch das sagen Sie gewiß nicht. Mein Dshemschid befindet sich wohl auf seinem Throne; was ich damals als Auflösung des mythologischen Räthsels in der mit angekündigten Abhandlung „über die Gräber der Könige" sagen wollte, kann ich jetzt sagen.

An Herrn Professor Wahl in Halle.

Ein unermüdeter Forscher des persischen Alterthums sind Sie mir mit der glücklichen Bemerkung zuvorgekommen, daß der Achämenes der Griechen, angeblicher Stammvater der Perser, kein anderer als Dshemo sey, mit welchem Namen der Zend-Avesta den Dshemschid benennet. a) Nicht nur alle Anführungen dieses Namens im Munde der Griechen, sondern auch die Analogie ähnlicher Uebertragungen persischer Worte und Namen in andere, z. B. die arabische, ebräische, rabbinische Sprache, steht ihr zur Seite; und daß die Araber Persien mit Hadshem, die Perser mit „Volk Hadshem" benennen, drückt dieser Bemerkung das Siegel auf, die überhaupt viel Licht um sich verbreitet.

Nach dem Zend-Avesta war's Dshjemo (Dshjemschid) der Ormuzd über sein Gesetz fragte, und dem er dasselbe in guten Einrichtungen, vorzüglich des Ackerbaues, der Befruchtung des Landes durch Wasser, Bevölkerung ungebaueter Gegenden, Ordnung in Ständen und Geschäften nach Zeit und Jahr zu halten anwies. Er versprach ihm dazu seinen Segen, daß Dshjemschids Reich ein glückliches Reich, seine Zeit eine glückliche seyn sollte. Weder kalte noch heiße Winde, noch Fäulniß, Pest, Krankheiten, böse Leidenschaften sollten seine Einrichtungen stören; die Dews (Schlangen, Ungeziefer, schädliche Thiere und Menschen) würde er vertreiben;

---

a) Wahls altes und neues Vorder- und Mittel-Asien Th. 1. S. 209. 210.

Nahrung, Verstand, ein langes Leben würden ihm folgen u. s. Gehorsam diesem Befehl Ormuzd's traute er seinem schützenden Ized, spaltete die Erde mit einem goldenen Dolche, und breitete Fleiß, Ordnung, Fruchtbarkeit, Ackerbau und Bevölkerung aus. Er schritt gen Süden in ein schönes Land, wo er nach und nach dreimal dreihundert Abtheilungen des Landes urbar machte, das Land wässerte, sicherte, mit Bäumen und Menschen bepflanzte.

Er errichtete das Ver, (Ver=Dshjemgard) viereckt, groß, geräumig, in das er den Keim von Hausthieren und Heerden, Menschen, Hunde, Vögel, Feuer brachte. Er bevölkerte es mit Lebendigem aller Art, ließ Wasser fließen; die goldenen Felder trugen allerlei eßbare Früchte, die Jugend war sittsam, ehrerbietig und nährete sich wohl. Der ganze Erdstrich war ein Behescht, ein Paradies.

Im Ver bauete er einen Palast, hoch, mit Mauern umgeben, dessen Inneres abgetheilt und wohlerleuchtet war. Dshemschid vervollkommnete das Ver nach dem Befehl, den Ormuzd ihm gegeben. b)

Was ist dieses Wehr? wo lag es?

Daß es eine ansehnliche, sich immer verbreitende Meierei war, zeigt die Beschreibung selbst; den Namen selbst finden wir im deutschen Wort Wehr, Wehre, Werd, nach seiner ältesten Bedeutung selbst wieder. c) Nur mit solchen eingeschlossenen, ge=

---

b) Zend-Avesta T. I. P. II. p. 271. u. f. Es ist des Vendidads zweiter Fargard. Deutsch. Uebers. Th. 2. S. 304.

c) Wehren heißt vertheidigen, abhalten, befestigen, schützen:

gesicherten und gehegten Aeckern, Wiesen, Früchten und Heerden konnte die Kultur eines Landes anfangen und Platz greifen; nur durch sie wird Fleiß, Sicherheit, Genuß der Arbeit, Ordnung.

Wo war dieses Wehr Dshemschids? Gegen Süden, wie der Zend-Avesta an mehreren Stellen sagt. Südwärts, gegen den heißen Rapitan schritt der Vater der Kultur Persiens fort; das Jahr in seinem neuangebaueten Lande hatte sieben Monate Wärme und fünf Wintermonate. Es war voll Licht; der Schöpfer der Welt hatte ihm viel Glanz gegeben. d) In der ältesten Geographie der medisch-persischen Länder, die augenscheinlich von Westen (Armenien) ausgeht, wird unter den sechszehn Paradiesen der Welt das viereckte Verené, Feriduns Geburtsland, als eine entfernte Gegend erst an der vierzehenten Stelle zunächst vor Indien genannt. Die Kosmologie der Perser endlich sagt ohne Umschweif: „Wehr Dshemgaard liegt mitten in Persien, inwärts der Salzwüste, wie gesagt ist: Dshemkant liegt unter dem Berge Damegan." e) Möge man

---

tzen; und da ein angeeignetes bearbeitetes Feld nebst seiner Wohnung vorzüglich des Schutzes und Abwehrens nöthig hat, so blieb das Wort diesem besonders eigen. In Mösers osnabrückischer Geschichte ist die Bedeutung des Worts trefflich entwickelt. Wehrd, (locus pascuus, aqua circumfluus, locus solidus inter paludes et rivos. Wachter. Lex. p. 1873.) wird noch von Luther gebraucht Ezech. 26, 5. Die niederdeutsche Mundart nennet es Werder.

d) Zend-Av. T. I. P. II. p. 278. Fargard 2.

e) Zend-Av. T. I. P. II. p. 269.

den Namen dieses Gebirges herleiten, woher man wolle, f) so bleibt die eigentliche Dshiemschid-Provinz g) (Djyemgard, Dsyemkant) eine warme, süd-

---

f) Miané Pares pavan frova Bundehesh p. 411. cf. c. 487.

g) Man deute es ein Gebirge der Ewigkeit, oder ein verschwistertes, d. i. getheiltes Gebirge: so bleiben wir in der Provinz immer am Gebirge Rachmed. Als das Buch Bundehesch geschrieben ward, war seit Jahrhunderten hier das Todtengebirge der Könige mit aus einander gebreiteten Wänden und Armen gewesen. Damavand war bekanntlich das Fabelgebirge, wo die Verstorbenen über die Brücke Tschinevad den engen Pfad gehen mußten, von dem jeder Verbrecher, der ihn nicht gehen konnte, unerbittlich hinabstürzte. Jedes Todtengefilde hieß bei den Persern Dâdgâh, Platz der Gerechtigkeit. Es konnten und mußten also mehrere dergleichen seyn und auch aus dem Alterthum sogar genannt werden, wo Verbrecher hinuntergestürzt oder der Sage nach in einer engen zackigen Kluft (Duzackh) aufbehalten wurden; ohne daß dieß dem späteren Buch Eintrag thun konnte, sein Ewigkeits- und Gerichtsgebirge also zu benennen. Uebrigens sind die Endnamen dieser persischen Bezeichnungen uns Deutschen alle bekannt.

Gard kommt her von Gurt, gürten; es ist nach Wachter vox antiquissima et ab ultimis temporibus ad nos usque profecta, quae proprie *locum septum seu fundum septimento munitum* significat, sive fundus ille sit domus, area, hortus, sive praedium, aula, palatium etc., wovon er Beispiele anführt. Die Benennung ging fernerweit auf jeden befestigten Ort, Stadt, Schloß, Burg, sogar auf die Welt, als eine befestigte Burg der Versammlung, über. Wie man in der nordischen Geschichte Asgard, Mittelgard u. s. verstehet: so verstehet man auch in der persischen Geschichte Dshjems-

liche Provinz, mitten in Persien, innerhalb der Salzwüste gelegen, und schon dieß wäre uns genug.

Nun aber sagt Dshiemschids Sagengeschichte deutlich, daß er gegen die Fischköpfe (Ichthyophagen) gezogen, daß Zohak aus Arabien ihn endlich übermeistert u. s. Wie kann ein Begriff dieser Lebensgeschichte des persischen Kultivators statt finden, ohne die nähere Nachbarschaft seiner Kultivation am Meer und an Arabien? In den medischen Gebirgen gab's keine Fischköpfe; in Hamadan konnte ihn der Araber Zohak nicht befeinden.

Hiemit stimmt auch die ungleich spätere griechische Tradition überein, in der Persis nicht eher als unter Cyrus zum Vorschein kommt. Sie kennt es nicht anders als das eigentliche Achämenien, d. i. Dshiemschidsland, den Sitz der Familie Dshemschids. Diese nennet sie als den edelsten Stamm des Landes, das Haupt der Pasergaden; welcher Name sich allein auch aus Dshemschids Geschichte erklärt. Weil er diese südliche Provinz so licht fand, weil er ihr durch seine Kultur Helligkeit und Reine gab: so gewann sie den Namen der glänzenden, hellen Provinz Pars, Pares. Im Zend-Avesta gilt Dshiemschid durchgängig für den Stifter der glänzenden, hellen Versammlung, d. i. der Perser; diese Versammlung selbst konnte nicht

---

gard. Wand und Kant sind uns Deutschen eben so verständlich. Wand ist ein Gebirge, wo man sich wendet; Kant, ein Gebirge oder ein Ort, der die Spitze macht. Damit erklärt sich die Provinz Persis als Dshemkant, mehrere Gebirge als Damavand selbst.

anders als Persegard heißen. Wo sich die Edeln versammelten, war sie; und es war ein Kunstgriff von Cyrus, daß nach dem Siege über die Meder er eben das Siegsfeld zum Pasergada, d. i. zum Versammlungsort der edeln glänzenden Perser machte. Dieß Feld erinnerte sie an ihren mit ihm erfochtenen Vorzug; sie waren seine Mitsieger. Als Cyrus die Stämme Persiens aufrief, finden wir, selbst nach Herodots Erzählung, Dshemschids Einrichtung. Die Nation ist in Viehzucht- und Ackerbau-treibende Stämme getheilt, die unter der glänzenden Versammlung der Pasergaden und dem edelsten Geschlecht dieser Versammlung, den Achämeniden, der Dshemschids-Familie, stehen und Einem Winke gehorchen. h)

Durchaus mißverstanden und falsch ist's also, wenn man in den Streitigkeiten über Zoroasters Schriften die Provinz Persis deswegen für eine Barbarei und ihre Einwohner für Barbaren hat erklären wollen, weil kein Hof unter ihnen war, und sie keine medischen Kleider trugen. Ein edlerer Hof war unter ihnen als in Ekbatana: die glänzende Perserversammlung; ihre Kleider waren ihrem Klima gemäß, zu welchem die Gewande des kalten Mediens sich eigentlich nicht schickten. Es ist ein Mißverstand unserer Universalgeschichtschreiber, wenn sie den Perser, an welchen der Meder-Monarch Astyages seine Tochter vermählte, einen gemeinen Edelmann etwa nach unserer Weise nennen. Dieser Edle war ein Sproß des edelsten Königsgeschlechts, ein Achämenide; da-

---

h) Herod. L. I. 25.

rum vermählte ihm Astyages seine Tochter. Nur lebte sein Eidam in der entferntesten Provinz, im Winkel der Monarchie, nach Hofes Sitten nicht erzogen, in einer andern als medischen Einrichtung; deshalb glaubte er sie ihm sicher zu vermählen. Auch ist's Herodots und Xenophons deutliche Absicht, zu zeigen, daß im Knaben Cyrus sich eine edlere Art, der Geburtsstolz der Achämeniden, über die Meder erhob, und in Cyrus, dem Manne, siegend erprobte. In der letzten Rede Cambyses an seine Perser, da er sie beschwur, das Reich den Medern ja nicht zu überlassen, sondern, da Cyrus Stamm mit ihm ausging, einen andern Achämeniden zu wählen; in des stolzen Xerxes Rede, da er seine und der Perser Abkunft von Achämenes (Dshjemschid) als ihren größten Vorzug preiset, zeigt sich nach Jahrhunderten noch Persis in seinem Glanz, d. i. in einem Gefühl der Vortrefflichkeit vor den Medern einzig durch Dshemschid. Bezwungen waren sie von den Medern gewesen, aber nicht ihres Stammes, ihrer Sprache, ihrer Sitten und Gedenkweise; vielmehr rühmten sie sich einer eignen früheren Kultur vor jenen.

Als Cyrus den Thron erlangte, war er zu stolz, nach Ekbatana zu gehen und ein Anhang der Medermonarchen zu werden; vielmehr verpflanzte er Ekbatana nach Persis und machte diese zur ersten Provinz des Reiches. Dshemschids Sohn, ein Achämenide, wollte er bleiben, und pflanzte diesen Namen auf seine Nachkommen, als einen würdigern Ehrennamen. Selbst begraben wollte er in dieser Provinz seyn: denn sie war Dshjemschidsland, Achämenien.

Als sein Geschlecht mit Cambyses ausging, und nach des medischen Magiers Hinrichtung ein anderer Achämenier, Einer aus sieben, den Thron bestieg, nahm er sich wahrscheinlich selbst einen geringeren Titel, Dara, Reichsverweser, mit welchem er auch in der Geschichte genannt wird. Mit Cyrus hatte er nicht den Thron erfochten: das Pasergada auf dem Schlachtfelde stand ihm also nicht an; zu seinem Pasergada, d. i. zur Versammlung konnte, ja mußte er sich bei der veränderten Gestalt der Regierung einen andern Ort in Persis wählen. Und wie? wenn er dazu den Platz nahm, der durch Tradition aus den ältesten Zeiten Ver oder Takh Dshemschid genannt wurde? So schloß er sich unmittelbar an seinen Urahn, den Vater aller Kultur Persiens, an, beleidigte Cyrus Andenken, mit dessen Tochter er sich vermählte, nicht; und man rief dem neuen Persegard (Persepolis), als einem erneueten Takh Dshemschid (Dshemschids Cupole), zu: „Dsch Takh Dara; dieß ist Dara's Palast!" woraus der Name Istakar wurde. Hier wollte er also auch begraben seyn, wie Cyrus dort auf seiner Stätte. Mit dieser natürlichen Vorstellungsart endigen sich alle Streitigkeiten, die man über den Namen Istakhr, das alte und neue Persegard u. s. geführt hat. i) Hiemit lehnte der neue Reichsverweser, Dara, auch alle persönliche Anmaßung von sich ab;

i) Dieß hat man von Buzurk-Bezer, Khodeh, Pessergadeh, gar vom griechischen πυργος herleiten wollen, da doch die Endung Gard, Gerd, Dshemgard im Zend-Avesta, Daraguerd in andern persischen Schriftstellern oft vorkommt.

mit allem, was er zeigte, gab sich Persepolis als das, was es seyn sollte, Persegard, Versammlung des Reichs, nicht nur der Edeln, die zu Cyrus Zeit zusammengekommen waren, sondern aller seitdem eroberten Länder, die in Abbildungen hier erschienen. Cyrus hatte Ekbatana aufs gewonnene Schlachtfeld verpflanzt; Darius verlegte es, wie Plinius sagt, in die Berge. k)

Dieß verhehlen morgenländische Schriftsteller nicht. Sie führen Gustasp, den Sohn Lorasp, den fünften der Großhelden (Kheans) als den an, der seinen Sitz in Istakr genommen, dort viele Gebäude errichtet und in der Nähe sich sein Grab gebauet habe; l) und finden dieß mit dem Takhr Dshemschid nicht streitend. Es ist's auch keinesweges; denn wenn die Provinz den Namen Achämenien, Dshemschidsland immer behielt: was war natürlicher, als daß man mit der Zeit den neuen Erbauer vergaß und zum Urvater zurückkehrte? Wenn dieser Persegard nicht gebaut hatte, so hatte er's der Sage nach gebildet. Um so mehr mußte dieß geschehen, da Darius selbst, seiner Persepolis unge-

k) Magorum Ecbatana oppidum a Dario translatum ad montes. Auch der gelehrte Saumaise (ad Solin. p. 846.) hat diesen Ausdruck, der übrigens ganz in Plinius kühner Art ist, nicht ergriffen. Sobald Cyrus sein Hoflager in Persis aufschlug, kam Ekbatana, d. i. was zum Hoflager gehörte, dahin, und ward mit diesem weiter verpflanzet. Sogar die Flüsse bekamen ähnliche Namen z. B. Araxes, persisch Rhodogune, deutsch Rodaune u. s.

l) S. Herbelot Esthekar.

achtet, den Geburtswinkel seiner Familie nicht zur beständigen Residenz machte, sondern diese aus guten Gründen zwischen Susa und Ekbatana theilte. Das Reich war gegründet, Meder und Perser waren vereinigt; als Reichsverweser wollte er allen Provinzen gegenwärtig seyn, damit die Rivalität zwischen dieser und jener Provinz aufhörte. Seine Nachfolger folgten ihm hierin; der Besuch des sämmtlichen Reichs ward ein drückender Prachtzug; der Provinz Persis aber blieb ihr Vorzug, wie viel oder wenige Könige sie besuchen mochten. Nicht nur der Aufzug der Perser in Xerxes Heer zeigt dieses, sondern, bis auf die Zerstörung des Reichs hinab, jede Erwähnung derselben. Die Partherkönige und Sassaniden kamen selten oder gar nicht dahin; die Provinz hatte einen Unterkönig, wahrscheinlich auch einen Achämeniden. Sie blieb Dschiemschidskant in ihrem entlegenen durch Wüsten und Berge abgeschlossenen Winkel.

Als das Reich der Sassaniden im Sturm unterging und der Muhammedanismus wie eine Feuerfluth das Land überströmte, standen diese Gebäude wie eine Trümmer der Vorwelt da; längst waren sie von ihren Erbauern verlassen gewesen. Die in den Gräbern und der Königsburg befindlichen Schätze waren schon unter Griechen und Parthern geraubt; was im Palast Khosru zu erbeuten war, stand hier nicht zu erbeuten. Und da die Moslems auf alles was Bild und Gestalt war, als auf Götzen- und Zauberbilder barbarisch stürmten und das Perserland voll Zauberei glaubten, so ward zerschlagen, was sich zerschlagen ließ, abgetragen, was hinweggenommen werden konnte; insonderheit wurden die Thiergestal-

ten, als vermeintlich magische Bilder, grausam behandelt.

Was indeß nicht zerstört werden konnte, war die lebendige Sage oder vielmehr der Geist persischer Sitten, sofern er in wirklichen Gebräuchen und Verfassungen lebte. Mochte z. B. das arabische Gesetz eine andere Zeitrechnung, das Mondenjahr, einführen: die Zeitrechnung der Nation, Dshiemschids Sonnenjahr mit seinem Fest Neuruz, blieb, so wenig man es auch genau zu berechnen wußte. So mehrere Jahresfeste; sie hatten in den Sitten der Nation Wurzel geschlagen und waren von ihrem, Feste liebenden, Genius unzertrennlich. Mit ihnen also dauerte Dshiemschids Name, an welchen alle diese Einrichtungen erinnerten, nicht nur fort, sondern sein Andenken ward neu und frisch ausgebildet; es ward mit der Geschichte mehrerer alter Persermonarchen zu einer eignen glänzenden Nationalfabel. Je mehr in der Erzählung weggethan werden mußte, was an den verbannten Feuerdienst erinnerte, desto mehr hob sich die Sage von Königen und Weisen unter dem ersten Gesetz vor Zoroaster, die Geschichte der Gerechtigkeitspfleger und Helden (der Pischtadier und Kheanen) prächtig empor. Mit Weisheitssprüchen späterer Zeit, aus Arabern, dem Koran u. s. ward sie ausgezieret, und da dieß neue Persien bald eigne und schönere Dichter als Arabien selbst bekam, da man überhaupt die Geschichte der Vorwelt zum Nutz und Vergnügen der gegenwärtigen schrieb, mithin nach persischer Weise sie allenthalben mit Blumen kränzte: so ward, aus Sagen und Nachrichten, unter Modifikationen einer ganzen neuen Zeit, nach und nach

„jene Geschichte der vier ersten Epochen des Perserreichs, wie wir sie in den Morgenländern erzählt finden."

Sie konnte nicht anders werden, und mich dünkt, jede Erzählung läßt sich, recht gefaßt, an Ort und Stelle erklären. Zu wünschen wäre es, daß diese Erzählungen lokal und chronologisch nach- und neben-einander gestellet würden; wahrscheinlich wächst das Poëm in der Erzählung. m) Denn wie von Zeit der Khalifen an durch Eroberungen, Religion und Sprache eine neue Welt der verschiedensten Denkarten und Völker zusammenkam, so weitete sich auch der Geist der Sage.

Dem alten Könige Dshiemschid ging es hierbei vor allen wohl. Der Vater der persischen Kultur, des alten Gesetzes, des Sonnenjahrs und des frohen großen Neujahrfestes blieb der Nation empfohlen; von Dichtern und Geschichtschreibern Ispahans und Schiras ward sein Mährchen immermehr ausgebildet. Will man den Ort wissen, wo es sich, vom Zend-Avesta ganz verschieden, gleichsam geründet und in die Form gegossen habe, die wir bei Ferdusi, Mirkhond u. a. finden: so trete man vor die Wän-

m) So wäre ich z. B. auf die Erzählung eines der ältesten persischen Geschichtschreiber, Hamzah von Ispahan, verglichen mit arabischen sogenannten Geschichtschreibern und Dichtern neugierig. (S. Wahls Vorder- und Mittelasien S 158.) Da Reiske und Köhler Abschriften von ihm gehabt, so ist er nicht unzugangbar.

de Persepolis; da steht in lebenden Gestalten das Mährchen da.

„Wer ist," sprach man, „der König, der hier geht, dort sitzt; allenthalben den Becher in der Hand? Was will dieser Becher?" — Vom Gefäß des Feuerdienstes Havan wußte man unter dem Muhammedanismus nicht oder wollte nicht wissen; er ward ein Becher der Sonne, ein Spiegel des Weltalls, der Weissagung u. s. Man erfand dabei schöne persische Mährchen, und verschmolz sogar den Namen des Königes in ihn. Er hatte auch den Weinbau erfunden, eine todtkranke Gemahlinn hatte sich durch ihn wiederhergestellt: alles dem schönen Becher zu Liebe, den der wandelnde König in der Hand trägt, gedeutet im Geschmack späterer Zeiten. Mehr des Weins als des Ali wegen haben sich die Perser von den Arabern als Sekten geschieden; den Becher in der Hand geht hier ihr alter Nationalkönig.

„Wer sind die Leute, die zu ihm ziehen? Hofdiener, Stände, Provinzen; alle bringen ihm Geschenke." Es ist Neujahrstag, sagte man; diesen, sammt Ständen, Kleidungen, Hofdienst, Schmuck, Festen hat er geordnet. Von des Darius zwanzig Satrapien wußte niemand.

„Der Feruer schwebt über ihm; dort kämpft er mit den Ungeheuern." Ferdusi erzählt, wie ihn eine himmlische Stimme dazu aufgerufen, wie lange er im Geschäft, sein Land von den Divs zu reinigen, fortgefahren habe u. s.

„Er sitzt auf einem prächtigen Stuhl." Ferdusi erzählt, wie Dshemschid diesen Stuhl erfunden, den Hofstaat geordnet, wie ihn auf solchem

beim Einzug in diesen Palast Geister in die Luft gehoben, wie er auf solchem in späteren Jahren Anbetung gefordert, darüber unglücklich und in seiner Familie scharf bestraft worden u. s. — So bildete sich die Geschichte Dshjemschids an diesen Kunstwerken, den Trümmern einer alten Zeit, neben einer unverstandenen Schrift aus. Ispahan und die Mutter geniereicher, lebhafter Erzähler, Schiras, lag ihm so nahe; die Beherrscher dieses Erdstrichs herrschten im Mährchenlande von der arabischen Wüste an bis zum Indus und Oxus.

Wie diese, lassen sich mehrere Geschichten der Pischdadier und Keanen erklären; urtheilen Sie, wie begierig ich auf den zweiten Theil des Vorder- und Mittelasiens bin, dem dieser blühende, fast noch unberührte Garten vorliegt.

An Herrn D. Kleuker.

Wo sind die Zeiten, da Sie aus meinem Exemplar den Zend-Avesta mit jugendlichem Eifer übersetzten; wo sind sie?

Seitdem haben Sie diesen Zend-Avesta gelehrt und vertheidigt; und man sagt, „daß ohne so scharfsichtige Angriffe Ihre so vortreffliche Kritik der Bücher des Zend-Avesta nie erwachsen wäre.“ a)

a) „Wenngleich ein Ausländer sich den Ruhm erwarb, die heiligen Schriften der Perser nach Europa gebracht und ans Licht gezogen zu haben: so können wir doch mit Recht sagen, daß deutsche Gelehrte sie erst wahrhaft kritisch

Erlauben Sie, scharfsinnige Herren, Angreifer und Vertheidiger, ohne alle Kritik der Bücher des Zend-Avesta, von denen wir, da wir ihre Sprachen nicht verstehen, derselben Genese, Zeit und Umfang nicht kennen, sie nicht gesehen haben und von ihnen nach den bisher bekannten Hülfsmitteln keinen wahrhaft-kritischen Gebrauch zu machen vermögen; erlauben Sie, daß ich ohne alle Bücher des Zend-Avesta, noch weit mehr aber ohne alle gelehrten Disquisitionen über Zoroaster, dessen Mutter Dogdo (Truthenne b), desgleichen seine Töchter und Schwiegersöhne, das System darlege, das in diesen Büchern liegt, ohne sie nicht nur bestehen kann, sondern lange Jahrhunderte bestanden ist, eigentlich auch ohne sie immer bestehen sollte.

Denn was heißt Zend-Avesta? Ein lebendiges Wort; ein Wort, das gesagt wird und im Ausdruck seine Wirkung erweiset: in Büchern ist's todt. Von Anfange bis zu Ende des Zend-Avesta

---

geprüft und die Untersuchung beendigt haben. Die unbedeutenden Kritiken einiger Engländer reichten dazu so wenig hin, als Anquetils eigene Abhandlungen, der in einigen Hauptpunkten gleich einen falschen Weg einschlug. Durch die Untersuchungen von Meiners und Kleuker ward diese dunkle Materie erst in ihr völliges Licht gesetzt, und ohne die scharfsinnigen Angriffe des ersten würden wir nie eine so vortreffliche Kritik der Bücher des Zend-Avesta erhalten haben, als wir wirklich an dem Werke des Letztern besitzen." Heerens Ideen über die Politik der Völker der alten Welt. Th. 2. S. 399.

b) Bei Hyde ist die Dodo tab. 7. p. 312, abgebildet, wo Zoroasters Mutter jedermann sehen kann.

beruft sich alles auf Kraft eines lebendigen Worts, durch welches die Welt erschaffen sey und fortdaure, durch welches das Böse überwunden und das Gute wirkend geübt werde. Lasset uns also die zwölftausend Ochsenhäute, auf welche Zoroasters Bücher geschrieben seyn sollen, ja den Bücherschreiber selbst vergessen, thun als ob nichts geschrieben wäre, und die auch auf die Griechen gelangte Tradition von viel tausend Zoroästrischen Versen, Gebeten, Segnungen und Hymnen selbst betrachten. Da der gröſste Theil des Zend-Avesta offenbar nichts als ein solches lebendiges Wort, d. i. mit heiligen Gebräuchen ausgesprochene oder gemurmelte Litaneien, Gebete, Segenswünsche und Hymnen sind: so mögen sie auch an uns ihre Kraft beweisen, zu zeigen, was sie sind: Dshjemschids altes Gesetz, das Sonnenjahr, ein Kalender.

Der Name, von dem alles ausgehen soll, führet uns selbst darauf: es ist die grenzlose, d. i. ungemessene Zeit, Zervan (χρονος αχρονος, tems sans bornes u. s.) Vergessen Sie alle Metaphysik, die spätere Zeiten in's Wort legten, und treten auf die Höhe eines medisch- oder persischen Berges. Nehmen Sie von diesem Albordj, (der Grenze, dem Bord des Himmels) Sonne, Mond, Sterne, den Horizont selbst weg: so haben Sie einen unbegrenzten, d. i. einen unabgemessenen Raum, in welchem Sie sich eine unbegrenzte, d. i. unabgemessene Zeit denken mögen. Kein bestimmtes Principium ist dieſs, sondern der Abgrund, aus dem alles genommen wird. Jede rohe Nation, jeder gedankenlose Mensch lebet in dieser Zeit ohne Grenzen; der erste Funke mensch-

licher Besinnung treibet dahin, ihr sowohl als dem Raum Grenzen zu schaffen, Grenzen zu geben. Wir sind also die Mithridate, die einen Mihr, einen Grenz- und Zeitmesser schaffen und geben, d. i. bemerken, wie die Natur uns Zeit und Raum vormißt.

Durch nichts mißt sie uns sie vor, als durch Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Ormuzd und Ahriman; sie verfolgen sich und scheinen in ewigem Kampf mit einander. Ahriman heißt ein Beflecker der Welt, d. i. der einen Flecken auf das Erleuchtete gießt, der es trübe macht und verdunkelt; Ormuzd ist der Lichtschaffer, der große König. Dem sinnlichen Anblick ist das gemeinste Bild, daß Tag und Nacht, Licht und Finsterniß einander vertreiben und verfolgen; der Tag vertreibt die Schatten der Nacht, die Nacht verscheucht die Helle des Tages. In allen Mond- und Sonnenfinsternissen sehen alle ungebildeten Völker der Erde denselben Kampf, ein Treiben und Vertreiben: kriegerischen Bergvölkern konnte der Wechsel des Tages und der Nacht unter keinem ruhigeren Bilde erscheinen. Jeden Morgen legten also auch sie ihren Streitgürtel an, im großen Geschäfte der Welt mit fortzustreiten, fortzukämpfen. So hätten wir die drei Grundwesen der sogenannten Zoroastrischen Philosophie, nicht nur ohne alle Metaphysik, sondern auch ohne allen Grund, daß in sie Metaphysik gelegt werden müsse und möge. Es sind die einfachsten Zeitbegriffe, aus denen alles hervorgeht und hervorgehen muß, wo Ordnung, Fleiß, Eintheilung der Geschäfte, ein Sonnenjahr und ein Kalender statt finden soll.

Zeit ohne Grenzen,
d. i. unabgetheilte Zeit;
und ihre natürlichsten Abtheilungen
Licht, Dunkel,
Tag, Nacht,
Ormuzd und Ahriman,

stellen wir also jene als die Pforte, diese als die beiden Pfeiler des innern Portikus vor unsern Kalender.

Licht ist gut, Finsterniß böse; dieß Naturgesetz, das der angebliche Gesetzgeber Zoroaster nicht erdacht hat, ist in aller Lebenden Empfindung geschrieben. Alles erfreuet sich beim Strahl des aufgehenden, des wiederkommenden Lichtes: Vogel und Fisch, Mensch und Thier; nur böses Gewürm, Ungezieser, Nachtvögel und einige träge, schädliche Brut ist für die Finsterniß geschaffen, in ihr thätig und wirkend. Gegen diese zu kämpfen, Ahrimans Reich zu zerstören, ward also mit der ersten Zeitabtheilung jedes Lichtdieners Pflicht, um so mehr, da Dshemschids Gesetz ein eigentliches Gesetz der Kultur des Landes seyn sollte, und viele dieser Gegenden, damals ungebauet und öde, dieser Nachtgeschöpfe, (Divs, Eidexe, Frösche, Kröten, Schlangen, Ungeziefer u. s.) voll waren. Zur Thätigkeit ermunterte sich also jeder erwachende Diener Ormuzd's, im Reich des Lichts lichtvoll zu wirken, wahrheitsliebend, segenausbreitend, befruchtend, rein, lauter, bestimmt und unermüdet. Der Morgenhymnus, der die Sonne bewillkommte, empfahl ihm im Bilde der Sonne seine Tagespflicht. Das lebendige Wort (Zend-Avesta) ist voll dieser

Lob-

Lobpreisungen, Erhebungen, Segenssprüche, Gebete und Entschließungsformeln; weihen sollte es die Natur, und in Thaten ein lebendiges Wort werden. Die ältesten Griechen kannten den magischen Dienst fast nicht anders, als in diesen aufweckenden Lichthymnen.

Um den Zweck dieser Zeiteintheilung zu erreichen, mußte der Tag selbst in Zeiten (Gahs) getheilt werden; in den Wintermonaten waren vier, in den Sommermonaten fünf derselben, nach dem Auf- und Absteigen der Sonne — die natürliche Eintheilung des Tages. Die vom segnenden Genius gesandte Sonne (Bahmandad) begrüßten sie mit dem Becher des Danks (H a v a n); in der Mittagssonne (Nimruz) leuchtete der Gah R a p i t a n; um drei Uhr nach Mittag trat O s i r e n sein Amt an; beim Aufgange der Sterne bis zu Mitternacht E v e s r u t h r e m; von da bis die Sterne verschwanden, schützte sie der Gah O s c h e n. Nicht nur die Magier, die Wächter der Stunden, die dazu eigentlich gestiftet waren, mußten diese Zeitabtheilungen mit Segenswünschen feiern, die der Zend-Avesta uns vorlegt; sondern jeder reine Ormuzddiener mußte sie bemerken und auch zu Mitternacht sein Gebet beten. Es war die natürliche Tagesordnung. c)

Diese Tagesordnung breitete man über das Jahr; der Jahreslauf, eine sich gleichsam entwickelnde Schöpfung, war für's Volk in sechs Gahanbars oder S c h ö p f u n g s f e s t t a g e getheilet. Der erste

---

c) Z. A. T. II. p. 401. 103-112. S. auch die Artikel H a v a n, R a p i t a n, O s i r e n, O s c h e n im Register.

Gahanbar feierte die Schöpfung des Himmels, der andere des Wassers, der dritte der Erde, der vierte der Bäume, der fünfte der Thiere, der sechste des Menschen; sie waren ungleich an Tagen, wahrscheinlich nach erinnernden Jahreszeiten geordnet, der Angabe nach Dshiemschids Einrichtung und allerdings eine dem Volk angemessene Freudenanstalt. Durch's ganze Jahr hin sollte es sich der Schöpfung freuen, und sie als ein fortgehendes, ununterbrochenes Werk der Natur durch seinen mitwirkenden Fleiß ausschmücken und fördern. Die lebendigen Worte, Gebräuche und Weihungen dabei lehrt uns der Zend-Avesta. d)

So weit gab alles der Anblick der Natur selbst; Tage und Nächte zu zählen, Tages- und Jahreszeiten zu bemerken und anzuwenden, bedurfte es keiner Metaphysik eines Dualismus, die in jene Zeit für den thätigen Landmann nicht gehöret. Wie aber bestimmte man das Jahr?

Dshiemschids Jahr war ein Sonnenjahr von 360 und fünf Schalttagen. Wahrscheinlich hatte man jene ursprünglich nach den sechs Gahanbars, also zu sechsmal sechs geordnet, da in sechzig Tagen das Jahr sehr fortrücket und neue Ereignisse zeuget. Nachher richtete man's zu zwölf Monaten jeden von dreißig Tagen ein; und die fünf zugeordneten am Ende des Jahrs waren neue Gahanbars, erstohlne Fest- und Freudentage. Man hatte die Arbeit des Jahrs beschlossen und nahm sich Ruhe; man feierte das Andenken der in diesem Jahr Verstorbenen und mit ihnen aller großen und gerechten Seelen der

---

d) S. Gahanbar bei d'Anquetil, Hyde p. 166.

Vorwelt, die man an diesen Tagen gegenwärtig glaubte, und, um niemand zu beleidigen, das Fest aller Seelen. Fünf weibliche Izeds standen diesen Tagen vor, die immer beschäftigt waren, den Gerechten jener Welt Kleider zu bereiten und die in diese Welt Herabsteigenden mit Seele zu begaben. Die Anrufungen der Feruers liefert das lebendige Wort ausführlich e); man lebte gleichsam außerhalb der Zeit.

Das Jahr begann mit dem Eintritt des Frühlings, der Tages- und Nachtgleiche, als einem Fest der Schöpfung der Welt, der Einrichtung des Reiches in Zusammenordnung aller Stände zu einander, dem Fest Neuruz. Die ersten sieben Tage des Monats waren Segenstage, mit Ormuzd den sechs höchsten Schutzgeistern (Amschaspands) geweihet; unter sie war die Aufsicht der ganzen Natur vertheilet. Sechs von ihnen standen auch den sechs großen Jahresfristen (Gahanbars) vor; als zwölf Monate daraus wurden, hatte jeder einen Helfer. Solche wurden ihnen auch zugeordnet, um die übrigen Monatstage zu bezeichnen; mithin entstanden von selbst drei Klassen segnender Schutzgeister: Amschaspands, Izeds, Hamkars, die wahrscheinlich erst spät unter der monarchischen Regierung, vielleicht aus Nachahmung oder zur aufmunternden Lehre, ihren Rang bekamen. Ursprünglich war alles Ized, d. i. ein segnender Hülf- und Schutzgeist; das ganze Jahr rollete dahin unter der abwechselnden Obhut und Re-

---

e) Jescht Fervardin Z. A. T. II. p. 274-286. Im Register Feruer, Gah. u. s.

gierung unsichtbarer Naturkräfte; es war, wie Thomson sich ausdrückt, der in allen Jahreszeiten, Monaten und Tagen sich verwandelnde Gott: Yezd, Yezad, Yezdan, Chodai, oder wie man sonst mit hundert und mehr Namen den Gott der Ordnung in der Natur, den großen und guten Wächter der Schöpfung nannte. f) Die Anrufungen an diese Hülfswesen nach Gahanbars, Monaten und Tagen liefert das lebendige Wort. Das sogenannte Religionssystem der Perser mit seinen Amschaspands, Izeds, Hamkars, Gahs und Feruers ist also nichts als ein in Liturgien und Gebräuchen bestehendes Jahr, oder mit andern Worten: Zend-Avesta, d. i. das lebendige Wort, ist ein im lebendigen Wort der Magier, in ihren murmelnden Segenswünschen und Gebeten bestehender und fortgesetzter medisch-persischer Kalender.

An einen Kalender kann alles geheftet werden, aus ihm mag alles hervorgehn; deshalb aber stehet es von Anfange an nicht nothwendig in ihm. Aus diesem Kalender ging nach Dshiemschids Idee, oder in seinen Namen gekleidet, die ganze Einrichtung des Reichs hervor; deshalb aber blieb doch der liturgische Kalender, was er war: Dshemschids Jahr, eine Zeitenabtheilung. Durch sein oder Ormuzd's Gesetz mußte er erst ein Mehreres werden; Metaphysik aber bleibt ihm ganz fremde. Sogar kann ich mir keine schlechtere Metaphysik als über Nacht und Tag, Licht und Finsterniß, als zwei Grundprincipien, und ihre Mutter, die noch nicht abgemessene Zeit, denken. Miß diese Zeit, und sie verschwindet; ordne Tag und

f) S. Hyde p. 177. u. f.

Nacht unter Ein Principium, und der ewige Kampf hört auf.

Was folgt hieraus? Zwar fast viel, möchte ich mit Luther sagen; hier wird Einiges genug seyn.

Erstlich. Der Streit, ob die Perser Mithra als die Sonne, oder die Sonne als Mithra angebetet, ist ein begriffloser Wortstreit. Nennt man die Segenswünsche, Bitten und Gebete (Izeschne, Jeschts, Neäsch, Patets), die sie der ganzen Natur darbrachten, Anbetung: so haben sie ursprünglich alle Elemente der Natur, Himmel und Erde, Feuer und Wasser, Quellen und Bäume, nützliche Thiere und Menschen angebetet, d. i. hochgeschätzt, gewünscht, verehret. So beteten sie auch Sonne und Mond unter dem Namen eines großen Schutzgeistes (Mihr, Mithra) an, der zwischen Sonne und Mond schwebet; denn diese beide gaben ihnen ja das ganze Maß der unbegrenzten Zeit; sie waren Ormuzds wechselnde Statthalter und Stellvertreter über der Erde. Groß mußte also die Achtung seyn, die man ihnen erzeigte, wie auch die Liturgien im Zend-Avesta zeigen; ob man sie Anbetung nennen soll, ist eine nutzlose Streitfrage.

Zweitens. Die Wesen, denen die Magier, und durch sie die Medo-Perser tägliche und jährliche Achtung bezeugten, waren nicht Götter, nicht den Geschöpfen einwohnende Dämonen, sondern, wie ihr Name sagt, Wächter der Natur, Helfer (Izeds und Hamkars). Wachen und wehren sollten sie an jedem Tage; an jedem Tage, in jeder Jahrszeit dem Wirkenden in der Schöpfung beistehen, Gaben der Natur verleihen, segnen und fördern. Täg-

lich zogen die Gahs, die vier Tageszeiten, auf die Wache und löseten zur Stunde einander ab, Glück zu bringen, Sicherheit zu befördern, dem Bösen zu wehren; Anrufungen an sie sind im Vendidad die ersten Izeschnes. g) Jährlich wechselten die Jahreszeiten (Gahanbars) im Dienst der großen Natur: der erste gab den Geschöpfen Milch (Nahrungssaft); der zweite Grüne, der dritte Wärme, der vierte Wachsthum den Pflanzen, Früchten, Thieren; der fünfte gab allerlei Güter, einen reichen Herbst der Erde; der sechste verlieh zu dem Erworbenen Genuß, er machte reich, groß und glücklich. h) Mit ihnen wurde, damit niemand übergangen würde, ein ganzes Chor Mithelfer und Mitwirker, lebender und verlebter, ehemals großer Menschen, die Anführer und Vorsteher der Elemente, endlich die Wächter der gesammten Natur angerufen, von ihnen Glück erwünscht, sie alle gepriesen. Denn da in der großen Haushaltung der Schöpfung einander alles hilft und beistehen muß, da Elemente, Jahreszeiten, Verrichtungen, Hoffnungen, Wünsche in einander greifen, einander fördernd oder hindernd: so mußte der Perser jedesmal sich gleichsam an Alle für alle wenden, und, wie er's nannte, in der reinen, heiligen Versammlung aller Geister, Genien und Seelen unter ihren Vorstehern und Anführern, im Gesammtreich Ormuzd's, der durch alle und mit allen seinen Helfern und Helfershelfern regieret, glückwünschen, danken, beten. Nur jeder Klasse, jedem Genius jeder Klas-

---

g) Z. A. T. I. P II. p. 82. 83.

h) Z. A. T. I. P. II. p. 84.

se blieb seine Zeit und Stunde, sein Tag, seine Jahreszeit, sein Geschäft vorzüglich. Die sogenannte Mythologie der Parsen war ein kalendermäßig vertheilter Dienst und Hofdienst der ganzen Natur, gehorchend ihrem ersten Wächter und Helfer.

Drittens. Da nun dieser Magierdienst unstreitig vor dem Zoroaster war, der angeblich unter Gustasp lebte, indem er denselben nur eingerichtet und verbessert haben soll, d. i. reichs- und hofmäßig machte: warum streiten wir um Zoroasters Schriften? Habe er keine Sylbe geschrieben, oder sey alles, was er schrieb, verloren, mögen die Litaneien und Formeln, die d'Anquetil zu uns gebracht und, wie der Augenschein gibt, oft ungewiß, oft frei übersetzt hat, wie sie gesammelt da sind, selbst nicht in die Zeit der Sassaniden reichen — was schadet's? Eigentlich war das ganze Institut nicht da, daß es geschrieben, sondern gesagt und gethan werden sollte; es war ein lebendiger Natur-, Haus- und Reichskalender. Deshalb hießen die Magier, wie sie hießen, weil sie den Zeitlauf bemerken und berechnen, ihn durch lebendig gesprochne Kraftworte an den Genius dieses Tages, dieser Jahrszeit beglückt machen, und durch solche Einrichtungen und Gebräuche Ordnung der Dinge schaffen und festhalten sollten; dazu war ihre Klasse, ihr Stamm geordnet. Alle zu uns gebrachten Schriften der Parsen sind dieses lebendigen Zeit- und Kalenderworts Proben, Theile, Kommentare: würden ihrer noch zehn zu uns gebracht, so wären sie, obgleich von andern Seiten lehrreich, nichts anders. Man sondere, wenn man kann, in diesen Schriften, was alt und jünger scheinet; dem

eigentlichen Magismus kann dieses nichts schaden, denn der stehet in jedem Parsenbuch, auf allen Blättern; er beruhet in ihrer Zeiten- und Jahreseinrichtung. Wenn z. B. ein Lorsbach mit seinem gelehrten, bescheidenen und nüchternen Fleiß den alten Perserkalender, wie Hyde ihn gibt i), nach den Bedeutungen der Monat- und Tagenamen erläuterte k), könnte kein anders Resultat hervorgehn, als das im ältesten Styl der Zend-Avesta liefert. Die Nachrichten, die Richardson, Anquetils großer Gegner, über die Konstruktion des persischen Jahres gibt l), gewähren kein anderes, und so viel Yardah's, Rosk und Curde's, (ich wünsche ihrer viele) noch erscheinen mögen — sie werden kein andres geben. Die Nachrichten der Griechen und Römer, nach Ort und Zeit gesondert, weisen sämmtlich auch dahin; auf ein metaphysisches System gehen sie nicht hinaus; wohl aber vereinigen sie sich im Magismus als einer Zeiteintheilung, nebst alle dem, wohin diese führet.

---

i) Cap. 9-16.

k) In seinem Archiv für die morgenländische Literatur, Marburg 1791, hat er mehrere Entwickelungen persischer Begriffe und Worte weit genauer als Reland in seinen Dissertationen (P. II. Dissert. VIII.) gegeben.

l) Richardsons pers. Wörterbuch, Mah: Auszug daraus in Richardson, Wahls oriental. Biblioth. Th. 2. S. 179. Mah.

An Herrn Hofrath Gatterer.

Wenn ich bei meiner Ansicht des Magier-Dienstes und seiner Exposition, des Zend-Avesta, das Urtheil Eines Gelehrten mir gleichstimmig wünschte, so wäre es des verdienstreichen Mannes, der in so manche Felder der ältesten Geschichte, Zeitrechnung und symbolischen Fabellehre mehrerer Völker Licht und Ordnung gebracht hat. Erlauben Sie mir, die Folgen der gegebenen Ansicht als charakteristisch für die Zeit und Nation zu entwickeln.

Astronomie scheint nicht die Sache der Magier, weder in Medien noch Persis gewesen zu seyn, es sey denn, daß man sie dort mit den Chaldäern verbindet. Sie hatten bloß das Nabonassarische, von ihnen nicht erfundene, Jahr und behielten nicht nur dasselbe, sondern ließen es auch ohne Einschaltung des fehlenden Viertheiltages so schwebend fortrücken, daß zuletzt die Frühlingsmonate Wintermonate wurden, und der ganze Jahresbau, der auf Jahreszeiten eigentlich gerechnet war, dadurch in Unordnung kommen mußte. Die Perser waren daran so gewöhnt, daß, ohne alle Rücksicht auf die genauere Jahresbestimmung der Aegypter, Cambyses ihnen das seinige aufdrang. Nach der Kosmogonie des Buchs Bundehesch wuchs das Gebirge Albordj achthundert Jahre; nach den ersten zweihundert Jahren reichte sein Haupt bis an die Sterne, nach vierhundert Jahren bis an den Mond, nach sechshundert Jahren bis an die Sonne, nach abermals zweihundert Jahren bis an's erste Licht. a) Also war ihnen der Mond hoch

a) Z. A. T. II. p. 364.

über den Sternen; welches denn keine große Astronomie anzeigt. Der ganze Bundehesch zeigt ihre engbeschränkte Erd- und Naturkenntniß; den Mangel der Astronomie zeigt ihr ganzer Kalender.

Wenn dieser also nicht astronomisch war, so war er geonomisch; Dshiemschids Gesetz regelte Volk und Land, Geschäfte und Stände.

Erstens. Auf Ordnung war alles in ihm angelegt; ein Volk von rohen Sitten, in verschiedene Lebensweisen und Völkerschaften getheilt, bedarf Ordnung. Darum ist in Himmel und Erde alles unter Häupter, Vorsteher, Anführer geordnet, Sterne und Bäume, Vögel, Thiere und Menschen. Nichts stehet, nichts streitet allein. Darum war es, nach Herodot, Grundgesetz der Magierreligion, daß niemand für sich allein wünschen, opfern, beten durfte; er mußte seinen Stand, seine Obern, sodann andre Stände bis zum Könige hinauf mit seinem Wunsch umfassen; in allen Formeln war ihm das Ganze, eine Einheit durch viele zusammenwirkende Glieder vorgezeichnet. Unstreitig ist dieß die Seele des lebendigen Worts; die Häupter des Landes, der Provinzen, der Städte, Gassen und Häuser werden Reih ab und Reih an hergenannt, an welche sich der Wünschende anschließt. Ihre ganze Kosmologie ist dahin geordnet.

Nach Landesart ward der Zweck befolget. Das Meder- und Perserreich verband Völker, die durch Sprachen, Sitten, Gebirge, Wüsten von einander verschieden waren; öffentliche Straßen und auf ihnen Ruhehäuser wurden angelegt, die Provinzen ausgemessen, sogar Königsposten angelegt; und nach

welcher pünktlichen Ordnung der Hof-, Kriegs- und Staatsdienst eingerichtet gewesen, bezeugt bis zum Uebermaß die persische Geschichte. Unter Häupter, Helfer und Mithelfer war alles geordnet; das ganze Regierungs- und Reichssystem war ein Kalender.

Zweitens. Auf körperliche Reinheit ging die Jahrseinrichtung Dshjemschids zunächst aus; dazu so viele Verbote und Gebote, Anstalten und Gebräuche. Rein sollte jedes Element erhalten und mit keinem andern vermischt werden: Luft, Feuer, Wasser, Erde. Da Licht und Feuer ihnen das Symbol der höchsten Reinheit waren, so durfte kein menschlicher Athem sich ihm oder reinen vornehmen Personen nahen; eine wohlanständige Scheu! sie erschuf den Vorhang des Mundes, das Penom. Feuer reiniget die Luft; daher brannte es in allen Häusern, auf allen Bergen. Glänzend-rein zu seyn war der Ausdruck jeder Würde, jeder edeln Versammlung, so wie auch jeder guten Thätigkeit, des gesammten Wohlstandes eines Hauses, einer Stadt, einer Provinz und des Reiches; daher nannte sich die Nation die hellglänzende, Perser. Ungegürtet durfte niemand ein Gebet verrichten, unangekleidet sich dem Herde nicht nahen, ohne myrthengeschmückte Tiare durfte niemand opfern. Von Fäulniß mußte alles frei seyn, Haus und Hof, Acker und Garten; seine Quelle, seinen Strom mußte jeder rein erhalten, rein von Sumpf, rein von Ahrimans Brut, Gewürm, Fröschen, Schlangen und giftigen Thieren. Die Opfer, die man auf Anhöhen den Genien der freien Natur gleichsam nur zeigte, oder von denen man dem Feuer nur ein weniges gab und sie nachher zu

Hause verzehrte, scheinen auch dazu angeordnet gewesen zu seyn, damit nichts Unreines gegessen würde. Von Ahriman, dem Beflecker der Natur, dem Bewohner jeder Fäulniß, wurde so schauderhaft geredet, damit jede Unreinigkeit schreckhaft entfernt würde. Ansteckende Krankheiten, Aussätzige, Leichname schaffte man aus dem menschlichen Geschlecht hinweg; die Selbstbefleckung war hoch verpönet. Zu Waschungen, Reinigungen, Reibungen des Haupts, Ertödtung böser Thiere waren eigne Tage angeordnet; mit den Jahreszeiten wechselten die Gebräuche des Purismus; er modificirte sich nach Ort und Gegend. Auch ist's bekannt, wie weit die Meder, noch mehr aber die Perser ihre Liebe zum Schmuck, zu glänzenden Prachtaufzügen und einem edlen Erscheinen in der Gesellschaft getrieben haben, zum Theil noch treiben und sich von andern Völkern des Orients dadurch sehr unterscheiden. Die reine Luft der Berge, die sumpfigen Gegenden anderer Provinzen voll Ahrimans Geschöpfe zwang sie zu diesen Gesetzen des Wohlstandes, der allenthalben sich selbst belohnet; denn Liebe zur Reinheit ist die Mutter des Fleißes, der Selbstschätzung, des guten Anstandes, der Bequemlichkeit und Ehre. Kaum ist, wie ich glaube, über die Pracht eines königlichen Aufzuges der alten Persermonarchen, über ihren Gottes- und Königswagen etwas Rein- anständigeres denkbar. Mit Jahreszeiten, Monaten, Tagen sogar änderte der Monarch seine Kleider und significirte selbst gleichsam den Genius, der an diesem Tage herrschte; in bestimmter Entfernung folgten die Stände ihm nach. Persien war also, wie sein Name sagt, das Hell-

glänzende, Reine, durch Dshiemschids Konstitution d. i. durch Jahreseinrichtung.

Drittens. Mit Ordnung und Reinigkeit bezweckte Dshiemschids Jahreseinrichtung Fleiß.

Die angeordneten sechs Jahreszeiten führten in ununterbrochener Reihe von Anfange des Jahres an die Wirker der Natur, den Geber des Lebenssaftes, sodann der Grüne, der Wärme, des Wachsthums der Baumfrüchte und Thiere, des Reichthums und Wohlgenusses vor. Mit den sechs ersten Tagen jedes Monats erschienen die großen Genien der Natur, die einwirkend alles erzeugen, und ihnen zugeordnet in wechselnder Reihe höhere und niedere Izeds: alle munterten auf zum Fleiß, nach ihrem Muster, mit ihrem Segen, Ormuzds Wort, die Schöpfung der Welt, zu vollenden. Wer die Erde bauete, der that der sanften Sapandomad einen Dienst; Khordad ließ ihm Wasserquellen fließen, und Amerdad schützte seine Bäume und Pflanzen. Im ganzen Magierdienst ward der Landmann als die Quelle alles Segens gepriesen; der Genius köstlicher Metalle (Schahriver) belohnte ihn; die obersten Izeds (Bahman, Ardibehescht) gaben seinen Früchten Leben, seinem Werk Gedeihen. Jeder Tagesname forderte auf zur Wirksamkeit und zum hoffenden Fleiß. Der Hahn selbst steht unter den Genien des weckenden Fleißes; in jedem Hause mußte er gehalten werden, und sein himmlisches Ideal ward hoch gefeiert.

Daß dieser Zweck einer Jahreseinrichtung vortrefflich sey, bedarf keines Erweises. Kriegerische Völker zu häuslichem Fleiß, zur Liebe ihres Bodens

und einer nützlichen Lebensart zu gewöhnen, ist der schönste Zweck einer Einrichtung. Er hat auch seine Wirkung nicht verfehlet; denn alle Zweige hindurch ist Persien sehr kultivirt worden. Noch jetzt freuen wir uns mancher Früchte und Blumen, die sie zogen, mancher Künste, die sie trieben. Eisen und Stahl ward in den medischen Gebirgen vielleicht zuerst gehämmert; wir Deutsche insonderheit haben den Persern in Art und Unart manches zu danken. Geschäftiger Fleiß ist bis jetzt der alten Parsen Charakter.

Viertens. Ordnung, Reinheit und Fleiß führen Gesundheit und Freude mit sich; die Tendenz hierauf ist in Dshiemschids Kalender unverkennbar. Das sogenannte Gewächs der Unsterblichkeit (Hom, Amomum), von dem Zend-Avesta so viel spricht, war ursprünglich gewiß nichts als eine stärkende Arznei, deren sich die Magier, die damaligen Naturkenner und Aerzte, bedienten. Sie ward nachher als Symbol geheiligt und, wie alles ursprünglich Irdische des alten Dienstes, zum Geistigen, Himmlischen erhoben. Der gepriesene Mann, der sie entdeckte und mit ihr Einen Namen führet, lebte in uralten Zeiten unter Dshiemschid. Er war's, der sich zuerst auf den Bergen mit dem heiligen Gurt gürtete, und das Kleid der Magier vom Himmel empfing, also der erste Magus, wahrscheinlich der Stifter des ganzen Ordens, also auch Verfasser dieser Jahresabtheilung, die von Dshiemschid den Namen bekam, mithin der erste wahre Zoroaster.

Daß gesellige Freude die Absicht dieser Zeitenabtheilung war, bezeugen in ihr die sehr zweck-

mäßig angeordneten Feste. Vom Neujahrstage und den dem Jahr abgestohlenen fünf letzten Jahrestagen, die im Andenken aller Seelen gefeiert wurden, haben wir geredet. Im Jezdegerdischen Jahr hießen sie Gruß, Glück, Sieg, Zufriedenheit, Lebewohl (Abschied). Die Benennung, die er andern Tagen gab, die ältern Namen der Genien selbst, die sie bezeichneten, sagen größtentheils nichts anderes. Meder und Perser liebten und lieben die Freude, oft bis zur Ausschweifung; der Genius des alten Jahrs wies sie in Schranken. Wie im Frühlinge ward im Herbst bei der Tag- und Nachtgleiche ein zweites Neujahr gefeiert: dem erquickenden Wasser im Sommer ein Fest, im Winter dem wärmenden Feuer. Ein fünftes vereinigte Arme und Reiche; ein sechstes ehrte Jungfrauen und Weiber. Und alle waren mit Gebräuchen begleitet, die in der Beschreibung selbst gefallen und zieren; angeordnet von einem Genius freudeliebender Nationen. b) Daß im Zend-Avesta mehrmals die Paradiese Persiens hererzählt werden, daß jeder Gebetswunsch auf Fülle und Seligkeit (Vergnügen, Behescht) hinausgeht, zeigt, wornach der Perser strebte. Nicht jenseit des Grabes erwartete er zuerst sein Paradies; durch Fleiß und Emsigkeit sollte er's sich selbst bauen hienieden.

Fünftens. Alle Güter des Lebens helfen ohne Sicherheit wenig: Dshiemschids Gesetz traf also Anstalten zu dieser. Alle hinterlistigen Nachstellungen, zu denen die Meder geneigt waren, Angriffe im Dunkeln, Verleumdungen, Neid u. s. werden

---

b) S. Richardson-Wahls oriental. Bibliothek Th. 2. S. 179. Art. Mah, Monat.

als die scheußlichsten Werke Ahrimans verwünschet; auch Feinde sollen am Licht kämpfen; das höchste Gesetz der Perser war offene Wahrheit — Undankbarkeit und Lüge das schändlichste Laster. Alle Tugenden werden daher in die weiß-glänzende Lichtfarbe, alle Uebelthaten in die Schwärze der Nacht gemahlet.

Nach dem Menschen war der Hund das geschätzteste Thier; er und der Hahn waren Wächter des Hauses; seine Stimme, ja sein Anblick sogar vertrieb die Dews, d. i. Wölfe, Mörder, Diebe. Einen seiner Person treuen Hund zu haben, war eine Sitte angeordnet, die, unverstanden, sonderbar auffällt. Dem Sterbenden, so wie dem Leichnam, ehe er bestattet wurde, ward ein Hund vorgehalten, der ihn anblicken, der noch aus der Hand des Gestorbenen ein Stück Brod nehmen mußte; und wenn der Hund dieß nicht thun wollte, war's für den Verstorbenen ein übles Zeichen: denn auch über die enge Brücke jenseit des Grabes, die nur Gute hinüberführte, mußte den Gestorbenen ein schützender Hund begleiten. Ohne Zweifel war der sonderbare Gebrauch aus den alten Zeiten, da Hund und Mensch, zumal der Bergbewohner und Jäger, Gefährten des Lebens waren. Der Anblick seines treuen Thiers war dem Sterbenden ein Lebewohl; die Willigkeit, mit der er aus der Hand des Gestorbenen das Brod nahm, war ein Zeichen, daß er ihn noch vor seinen Herrn und Freund erkannte. Vielleicht aber war auch der ganze Gebrauch symbolisch.

Doch wo gerathe ich hin? Meine Absicht war, zu zeigen, daß, wenn man die sogenannte Persertheologie auf ihre ältere Form, das lebendige Institut der Magier,

gier, zurückführt, sie eine viel einfachere Gestalt annimmt, als in der man sie zu sehen gewohnt ist; in der sie aber die älteren Griechen, Herodot und Xenophon, sahen und beschrieben. Aus Dshjemschids Jahr gehet sie so natürlich hervor, daß man sie als Kommentar desselben betrachten möchte. Längst vorher, ehe Zoroaster schrieb, war sie in Gebräuchen und Worten ein lebendiger Jahrescyklus.

Wo bleibt aber Zoroaster? Merkwürdig ist mir's, daß, nachdem der Verfasser des Abrisses der Universalhistorie c) im Jahr 1773 das System Zoroasters nach d'Anquetil kurz und bündig herausgesetzt hatte, im Jahr 1787 der Verfasser der Weltgeschichte d) sich lediglich an Herodot hält und hinzufügt: „was man von Zoroaster, dem angeblichen Erfinder oder Verbesserer der magischen Religionsgebräuche und Wissenschaften, halten soll, ob so ein Mann irgend einmal, es sey in Medien und Baktrien oder sonst wo, wirklich gelebt habe; oder ob er, wie etwa der ägyptische Thot nur ein symbolisches Wesen, eine personificirte Idee gewesen sey — dieß alles wird wohl schwerlich jemals mit Zuversicht bestimmt werden können. Herodot wenigstens weiß nichts von Zoroaster."

Ohne mir zuzutrauen, das mit Gewißheit ausmachen zu können, was der prüfendste Geschichtforscher für unbestimmt hält, so glaube ich doch

1. Daß, so schätzbar Herodots Nachrichten von den Magiern und vom Magismus sind, sie doch we-

---

c) Gatterers Abriß der Universalhistorie S. 146.
d) Gatterers Weltgesch. Th. 2.

der ausschließend alles erschöpfen, noch auch so vollständig seyn konnten, als seine Berichte aus Aegypten waren. Die Ursache ist klar. Hier hielt er sich an sichtbare Denkmale, Obelisken, Tempel, Labyrinthe, Grabmäler u. s. Er konnte fragen und sich erkunden: denn alles stand dem Auge da. Zudem war die Priesterhierarchie zerstöret; er wandelte unter Trümmern eines grausam unterjochten Volks. Die Perser symbolisirten nicht wie die Aegypter; der Kultus der Magier bestand in Hymnen, Gebeten, Imprekationen, kurz, im lebendigen Wort, das sie hermurmelten und für ein kräftiges Heiligthum hielten. Dieß würden sie ihm schwerlich entdeckt, er es auch nicht verstanden haben, da es an einer ihm unbekannten Sprache haftete. Das persische Reich blühete noch, da er's besuchte; die Magier waren ein geehrter Stamm, die ihre Geheimnisse, auf welche sie so viel Werth legten, einem Fremdlinge zu eröffnen nicht eben bereit waren. Erst seitdem Persien überwunden und die Magierkaste aufgelöset war, bekam man von ihren sogenannten Wissenschaften mehrere Nachricht. Herodot hielt sich also, woran er sich halten konnte, an äußerliche sichtbare Gebräuche; er widerspricht aber damit dem sie begleitenden ihm unbekannten Wort nicht.

2. Wenn man dieß Wort (Zend = Avesta) von allem dem entkleidet, was ihm offenbar spätere Zeiten oder gar willkürliche Deutungen angehangen haben und es mit Vorbeilassung aller Metaphysik auf die alte Jahresform zurückführet, die in den Händen der Magier war und zu deren Ausübung sie, nach der Weise, aller alten Priesterkasten, Aegypter, Ebräer, Chal=

däer, Braminen u. f. eigentlich gesetzt waren: so gehet der Magismus als lebendige Landesanstalt, nicht nur aus den Nachrichten Herodots, sondern aus sich selbst so gleichförmig und natürlich hervor, daß, wie mich dünkt, man jetzt erst sieht, wie das alles werden und späterhin auf diese simpeln Ideen ein so sonderbares Gebäude des Dualismus und der Magie mit tausend Schwärmereien gebaut werden konnte, von denen jene alte Zeit nichts wußte. Anquetils Quartanten durch einen Talisman in den simpeln Kalender verwandelt, der in ihnen liegt, bekommen und geben, ohne von ihrem Werth zu verlieren, eine ganz andere Ansicht.

3. Ob ein Mann wie Zoroaster gelebt habe, glaube ich, sey zu bestimmen, sobald man ältere von neueren Sagen absondert und insonderheit das Kolorit verwirft, in welches ihn der späte Roman Zerduscht-Nameh kleidet. Daß d'Anquetil dieß Gedicht seinem Leben Zoroasters beinah zum Grunde gelegt hat, ist fast unverzeihbar; es stellet ihn in das falsche Licht eines Muhamed-Propheten, dem man sodann aus eben so nichtigen Gründen den Philosophen und Gesetzgeber anlog. Möchte einer meiner folgenden Briefe hierüber Sie vergnügen!

Wie manches wünscht man noch von Ihnen! Sie sind wie die stille Quelle, aus der Ihre Jünglinge schöpfen und freudig rufen: „das Wasser ist mein, denn ich habe es mit meinem Kruge geschöpfet." Die freudig Rufenden haben nicht unrecht; aber die Quelle quillt, und fließe sie lange!

An Herrn Hofrath Tiedemann.

Wie kommt's, daß, da so viele, ja alle Völker der Erde in einer gewissen Epoche abergläubig waren, und seyn mußten, die Magie, wenigstens dem Namen nach, sich von einem Volk herschrieb, das doch gewiß nicht abergläubiger war als andere Völker? Wie kommt's, daß, wenn Magie eine Kunst des Aberglaubens oder gar des Betruges seyn soll, sie von einer Stammeszunft den Namen erhielt, die auch die Weisen des Morgenlandes genannt wurde, in einer Nation, die sich vor allem der Wahrheit beflißß und diese zu ihrem ersten Gebot machte? — Dem Verfasser der gelehrten Preisschrift über den Ursprung und die Fortpflanzung der Magie a) wird es nicht ungefällig seyn, hierüber die Fortleitung der Ideen zu lesen, die in den vorstehenden Briefen das alte Perserjahr gleichsam von selbst darbot.

Jedes Ding hat seine zwei Seiten. Dschiemschids Jahr und der ihm zugeordnete Stamm der Jahres- und Tagefeirer (Magier b)) nebst dem gan-

a) Diet. Tiedemann disputatio de quaestione, quae fuerit artium magicarum origo etc. Marb. 1778.

b) Ursprünglich stammte das Wort wahrscheinlich von Mah, der Mond oder Monat, her; die Ableitung, die ihm d'Anquetil von Meh, Megh, Meghistan, groß, vortrefflich, gibt, ist offenbar aus späten Zeiten; eine Ehrendeutung, die die Magierzunft sich selbst gab, oder die ihr aus Achtung gegeben wurde. (Z. A. II. p. 555.) Nach seinem kleinen Wörterbuch (p. 516.) hieß der persische Mobed im Pehlvischen Magoe, ein Name, der mit dem persischen Meh, Megh, nichts zu thun hat.

zen Kultus der darauf gebauet war, konnte bei allem Guten, das er stiftete, nicht anders als dahin führen, wohin er geführet hat, ausgezeichnet vor Aegyptern, Chaldäern, Indiern u. s.

1. Die Perser hatten keine Tempel, Obelisken, Labyrinthe, Hieroglyphen u. s., aus denen ein Aberglaube anderer Gattung entspringen konnte; ihr Kultus lag im ausgesprochenen lebendigen Wort, d. i. in Glückwünschen an die Natur, in feierlichen Lobpreisungen und Gebeten. So natürlich und zweckvoll diese nun für Jahrs- und Tageszeiten, Gebräuche und Feste eingerichtet, und ihr bezeichnender Kalender waren: so konnte es nicht fehlen, daß, da eben im Aussprechen, d. i. im Nie-Unterlassen die Pflicht das Instituts lag, darauf der Werth der Handlung, die Macht des Ausdrucks gelegt wurde. Statt des täglichen Hymnus, einer Bewillkommung der aufgehenden Sonne, hätte ein geistloseres trägeres Volk ohne Zweifel Stäbe gelegt oder an Korallen die Tage gezählet, und so wäre keine Magie des Worts entstanden. Statt die Gah's und Gahanbars, d. i. Tages- und Jahreszeiten, freudig zu begrüßen und sich dadurch, welches der Zweck war, zum Geschäft jeder Tages- und Jahreszeit zu stärken, hätte ein stummes trauriges Volk geseufzet und geträumet. Bei einem sprachseligern Jagd-, Berg- und Hirtenvolk nahm in der Freie der Natur alles einen

---

So auch schwerlich Mobed mit Magovad; (S. 355) Mubahat heißt Ehre, Achtung, Stolz, Vorzug vor andern (Richardson S. 1577); daher wahrscheinlich der Name.

Laut an; wie die Sprache des Zend mit ihren unendlich langen, vokalreichen Wörtern zeiget, war dieser lebendige Laut moduliret; so entstanden dann die Hymnen und Gebete (Izeschné, Jescht Patets u. s.), in denen so große Kraft war. Die Aegypter kamen zu dieser Höhe des Glaubens an Worte nicht, weil sie symbolisirten; ihre ιεροι λογοι waren nur Auslegungen sichtbarer Symbole, hier aber waren sie das Hauptwerk.

Hiermit erklärt sich, weshalb man späterhin ein so hohes Gewicht auf das ausgesprochene Wort Ormuzds legte. Dadurch glaubte man, habe er die Welt erschaffen; dadurch bestehe sie; sein Wort sey die Kraft in allen Geschöpfen; durch sein Wort, wenn es ausgesprochen würde, werde Ahriman verjagt und entkräftet. Lauter Fortleitungen desselben Begriffs, den man über sich selbst hob und metaphysicirte. Man wußte sogar das Wort zu nennen, durch welches er die Welt geschaffen: es hieß Honover; ein prächtig klingendes Wort, das, in einem ähnlichen Laut von einer bekannten Stadt ausgesprochen, dem guten Anton Reiser von Jugend auf eine entsetzliche Hochachtung einprägte. Führt man aber alle diese Transscendenz auf ihren Ursprung zur Erde hernieder, so bedeutet sie nichts, als: „durch seinen Willen ist alles da; Ormuzds Wille ist, sein Geschäft zu thun, in jeder Tageszeit und Stunde." Daß der tausendmal wiederholten Formel, die dieß ausdrückte: „das ist der Wille Ormuzds" eine magische Kraft zugeschrieben wurde, guten Willen zum Geschäft zu erregen, Hindernisse zu vertreiben, Trägheit und bösen Willen zu entfernen, ward späterhin, da diese

Wirkung ehedem Wahrheit gewesen war, selbst zur Formel. So entstand der Wortglaube, die abergläubige Magie des Worts sehr natürlich.

Endlich ward, wie in der Persermythologie alles, so auch das Wort Ormuzds personificiret. Es bekam seinen Feruer, glich dem Lichtgeist (Eorosch), war Ormuzds Seele und ward ewig von ihm gesprochen, ging ewig von ihm aus; es stritt und überwand. Von Menschen rein, langsam, musikalisch, liturgisch ausgesprochen hatte es ungeheure Macht, ging vor dem Gestorbenen her, und führte ihn die Brücke hinüber. So kam das personificirte Wort unter Ebräer, Christen und ward durch neue Anwendungen nach Zeitaltern, Faktionen und Sekten wunderbar metaschematisiret. Noch jetzt glauben, leben und sterben Tausende der Christen an personificirte Wortschälle, und hoffen dadurch Seligkeit und Gnade; wahre Magier, aber von der spätesten, schlechtesten Art.

Denn ursprünglich reducirte sich dieser ganze Formelntroß auf das einfache Wort „Wahrheit!“ Sey, was du bist und seyn sollst; wolle ernstlich, was du willst und führe es auch aus; denke klar, sprich und handle redlich! So wirkt die ganze Natur; das ist der Wille Ormuzds, des guten reinen Verstandes. O wohin können Wortschälle, die sich überlebt haben, und eine an ihnen haugende, Jahrhunderte lang fortgesetzte, in Völker und Sprachen umhergestreuete Transcendental-Philosophie führen!

2. Der Perser opferte in der freien Natur; er sprach in seinen Gebeten die ganze Schöpfung an, glückwünschte allen Wesen und empfahl sich ihrer mitwirkenden Freundschaft. Der Zend-Avesta ist dieser

glückwünschenden Empfehlungen voll; mit dem Sadere und Kosti geschmückt, trat er in die glänzende Versammlung aller Genien und Naturkräfte. Diese hielt er sich also gegenwärtig: er glaubte ihre Nähe und Mitwirkung.

Daß in alten Zeiten die Perser, gleich andern Völkern, alle Elemente beseelt hielten, bezeugen zum Theil wilde Proben. Cyrus ließ den Strom, der seine heiligen Rosse ersäuft hatte, in 365 Kanäle abtheilen; Xerxes den Hellespont, der seine Brücke weggeschwemmt hatte, geißeln. Er opferte dem Fluß Strymon weiße Rosse; in Thracien weihete er der Erde (Sapendomad) neun lebendige Knaben und Mädchen; an der thessalischen Küste besänftigte er Sturm und Meer durch Anrufungen der Magier, d. i., wie die Griechen es nannten, durch Zaubergesänge und Imprekationen. Den Persern waren sie dieß eigentlich nicht, sondern Hiketerien, Jeschts und Neåsch.

Als mit der Zeitfolge der Magierdienst ausartete, was konnte er anders werden als ein Formulardienst, da man im Zutrauen auf alte Vorschriften, mit kräftigen Worten die Elemente befriedigen, stillen, zu seiner Gunst lenken zu können gewiß war, und durch Aussprechung gewisser bestimmten Worte Geister und Genien sich gegenwärtig zu machen glaubte? Im Kultus der alten Perser lag dieß ganz; der größere, der anrufende Theil des Zend-Avesta ist in der Versammlung und für die Versammlung aller Naturgenien nach Ort und Zeit gedacht und verfaßt worden. Eine Stammes- oder Zunftschule, in welcher der Lehrer (Destur) Kraftformeln der Art lehrte,

der Mobed sie übte, der Herbed (Lehrjünger) sie lernte, war eine Zauberschule im Glauben des Volkes.

Als die sogenannten Geheimnisse der Morgenländer unter Griechen und Römer kamen, konnten sie nicht anders als in dieser Zaubergestalt erscheinen und wirken. Orpheus Hymnen sind die Jeschts des Zend-Avesta, in griechischer Gestalt gebildet und umgebildet. Bei den Eleusinischen Geheimnissen ward der Schöpfer, das Wort, der Mond und die Sonne persönlich vorgestellet, mithin eine Art Weltall der Genien repräsentiret; bei den Geheimnissen des Mithra dienten zu gleichem Zweck andere Symbole. Die jüngere platonische Philosophie, die nach der Weise der alten Magier alle Elemente mit Dämonen belebte, machte also einer Theurgie Raum, diese Geister durch Worte, Formeln und Gebräuche herbeizurufen, sich gegenwärtig zu machen, zu seinem Dienst zu gebrauchen. Es wurden Kunstschulen dieser Formeln, neue Desturs, Mobeds und Herbeds, errichtet — aus wie simpeln Anfängen war alles entstanden! wie unschuldig war die älteste Magie gewesen! Ein freudiges Grüßen an die gesammte Natur, Aufmunterung seiner selbst in diesem Chor wirkender Wesen mitzuwirken.

3. Dshemschids Sonnenjahr bezeichnete Jahreszeiten und Tage zu Verrichtungen des Lebens mit Namen helfender Genien und Geister, also zu einem guten Zweck; es mußten aber bald Mißbräuche folgen. Denn da alle Genien an Macht nicht gleich waren, alle Verrichtungen nicht gleich günstig ausfielen; so mußte sehr bald mit der Tagwählerei auch

Mißtrauen in diesen oder jenen Geist, mithin Furcht und Aberglaube entspringen; denn jedem guten Genius war ein böser entgegengesetzt, den er zu überwinden hatte. Die Magier bekamen hierdurch große Gewalt über die Gemüther, denn sie weissagten. Mittelst glücklicher oder unglücklicher Zeichen sahen sie in die Zukunft; rathend zeigten sie glückliche Tage an, für andern warnten sie; durch Fürsprache konnten sie Uebel abwenden, mächtigere Genien zu Hülfe rufen u. s. Eine ungeheure Magie! und aus wie kleinen Anlässen, aus einem Jahreskalender und nach gesammelten Naturkenntnissen und Voraussichten aus einem guten Hausmannsrath entsprossen und fortgebildet.

4. Jeder Mensch wird an einem Tage, mithin, nach persischem Kalender, unter einem Genius geboren, der ihm wahrscheinlich, wenigstens öfters, auch seinen Namen gab, (z. B. Mithridates, Tiridates, Bahman u. s.) der also über ihm wachte, ihm half und aushalf, der Schutzgeist seines Lebens. Da nun jedem guten ein böser Genius entgegenstand, den jener fortwährend zu überwinden hatte: so bildete sich unvermeidlich daraus der Glaube von einem guten und bösen Genius, der uns begleite. Wie einfach erscheinet dieser Glaube noch bei Xenophon im Bekenntniß des Araspes, daß jeder Mensch eine gute und böse Seele habe; und zu welcher schrecklichen Höhe ist er fortgebildet worden, indem man ihn über die ganze Natur verbreitet! Der Ahriman, der Anfangs nichts als der Flecke des Lichts, die Nacht, gewesen war, unter dessen Werken und Geburten man zuerst nur Divs, d. i. Ungeziefer,

Eidechsen, Frösche, Schlangen verstand, die man haushälterisch ausrotten sollte; der Ahriman, den man sich selbst nur als eine große Schlange dachte, und unter seinem Namen vor Werken der Falschheit, der Treulosigkeit, des Meineides, geheimer Nachstellungen, nächtlicher Betrügereien warnte; als er, der ersten Idee ganz fremde, durch die unseligste Metaphysik ein zweites Principium der Natur, und bei Juden, noch schimpflicher aber bei Christen, der Teufel ward, wie viel Böses hat er in der Welt gestiftet! Nicht nur die gesunde Ansicht unserer Natur, sondern auch diese Natur selbst hat er zerrüttet, indem er die Menschen mit Furcht gelähmt, zu falschen Hoffnungen getrieben und an ihren edelsten Kräften verzagen gemacht hat. Der schlechteste Nosk im Zend-Avesta hat das schwarze Phantom nicht bis zu dieser Höhe gehoben; es rüstet immer noch den Streiter gegen ihn aus, dem die ganze lichte Schöpfung zur Seite steht, und der nie verzagen darf am Siege. Dagegen die unwürdigste Philosophie ihn zum Herrn der Welt gemacht und die ganze lichte Schöpfung Gott geraubt hat. Auch im Bundehesch indessen ist das überschrobene, durch alle Zeitperioden fortgesetzte Poëm vom fortwährenden Kampf Ahrimans und Ormuzds, der erst nach zwölftausend Jahren den Sieg erhalten kann, keine geistvolle Dichtung, dem Jahressystem des alten Homs, in welchem lauter reine Geister wirken, auch ganz fremde hinzugedichtet. Läge Ahriman Einmal doch in dem Abgrund nächtlichen Vergessens, in welchen er gehöret! Nacht und Tag sind Eine große Zeitordnung, beide gut, wenn man sie gut gebrauchet.

Daß man gerade an dieser übertriebenen Dichtung des spätern Magismus im d'Anquetilschen Zend-Avesta, nach seiner unkritischen Exposition eben den meisten Geschmack gefunden und den ursprünglich einfachen Zabäismus in ihm fast übersehen hat, zeigt, wie gern man am Aeußersten hanget, wenn es auch das Unnatürlichste wäre. An dichtenden Schwärmereien erfreuet sich der Schwärmer.

5. Von dem Genius, unter welchem man geboren ist, vom Jahr, in dessen Kreislauf man lebet, ist man geneigt, ein Denkmal zu haben und an sich zu tragen. Vielleicht beschützet das Bild, es weckt sein Andenken, das Andenken aller den Jahreslauf bewachenden guten Geister. — So entstanden die magischen Amulete!

Da die Perser den Schmuck, z. B. Ringe und andere goldene Zierrathen liebten, warum sollten diese von heilbringenden Charakteren frey seyn? Zog der König jeden Tag des Jahres ein Kleid an, das dem Genius des Tages zustimmte; waren die verschiedenen Metalle, Farben, Blumen, Früchte, Bäume nach persischer Denkart unter die Herrschaft dieses oder jenes Geistes, als seines belebenden Schutzherrn, geordnet: warum dürfte sich dieß alles nicht auch im Schmuck nach Jahreszeiten an den Tag legen und charakterisiren? Dieß geschah also. Farben, Metalle, Blumen, Früchte, vor allem aber Gestalten der Thiere sprachen dem genialischen Volk, weil in diesen Gestalten vorzüglich die Genien des Jahres sich offenbarten. Jede Stadt, jede Provinz hatte ihren Genius, den sie doch auch im Bilde sehen wollte; zu nähern Bestimmungen komponirte

man Gestalten. Dieß ist der Schlüssel der persischen Amulete. Von den ägyptischen unterscheiden sie sich auf den ersten Blick und halten sich im Kreise des persischen Jahres.

Da in den medischen Gebirgen Eisen- und Stahlbergwerke waren, die die Chalyben früh bearbeiten lernten, so gewannen sie dadurch ein Werkzeug, auf harte Dinge, Steine und Edelgesteine Gestalten und Buchstaben, wenn gleich roh, zu graben. Und da über Persien der Handel der östlichen Welt ging, aus welcher in sehr frühen Zeiten nebst anderm auch glänzende Steine geführt wurden: warum sollten diese den schmuckliebenden Persern nicht zum Schmuck und Gepränge dienen? Glänzende Steine nannten sie irdische Sterne, in denen die Kraft der obern Genien erscheine und scheine; sie weiheten solche auch den Genien, jeden nach seiner Farbe und Art. Seinem Genius zu Ehren trugen sie diesen an dem ihm bestimmten Tage; man trug ihn mit dem Namen des Genius, dem er geeignet war. So entstand das Zutrauen, dem regierenden Geist durch das Tragen desselben gefällig zu seyn, mithin ein Glaube an die Kraft des Steines selbst. Sie dienten zu Abwendung des Uebels, insonderheit gegen das Gift der Schlangen und Skorpionen, als Ahrimans Geschöpfe; sie linderten Schmerzen der Geburt, der Krankheiten und Wunden, weil in ihnen die Macht großer Naturkräfte zusammengeflossen, gleichsam gehärtet und koncentrirt war. Der männliche und weibliche Genius der Natur, glänzendes Feuer und Wasser, glaubte man, sey in ihnen wirksam. Daher also die Lehre der Magier über die Beschaffenheit,

daher ihre Vorschriften zu derselben Gebrauch und Anwendung; daher die λιθικα in den Orphischen Geheimnissen, die vom schwarzen und kaspischen Meer herkamen. Alles beruhte auf einem so einfachen Ursprunge eines nach Jahr und Tagen geordneten Weltalls.

Chaldäer und Babylonier waren früh der Metalle Gießer und Schmelzer; nicht nur die goldenen Bildsäulen zeigen dieß, sondern noch mehr die Bearbeitung des schwersten Metalles, des Eisens. Sollte es nun dem Meder und Perser gleichgültig seyn, an welchem Tage sein Schwert geschmiedet, seine Waffen bereitet wurden? So entstand der Glaube an den Beistand des Genius, unter dessen Aufsicht dieß Schwert geschärft, diese Pfeile gespitzt waren; so der Glaube an metallene Talismans, in die mit verschiedenen Erzen auch die Kraft verschiedener Genien in der erlesensten glückreichsten Stunde verbunden und gleichsam gebannt war. Alle Zweige des magischen Aberglaubens entsprossen auf demselben Baume der Jahres- und Zeitrechnung.

Mit Jahren und Jahrhunderten schritt wachsend dieser Glaube fort. Der einfache Ursprung ward vergessen; die Bedeutung dieser Figur, jenes Zeit- und Naturemblems kannte man halb oder gar nicht; dagegen subtilisirte man; jede fremde Nation sah sie mit eigenen Augen, mit eigener Auslegung an; mehrere Nationen mischten ihre Ideen durch einander und dichteten nach dem Vorbilde mißverstandener älterer in Konformität n e u e Symbole. Seit Alexander war vom Oxus und Indus an nicht nur bis zum Nil und Euphrat, sondern durch die lybische Wüste

bis zu den Säulen des Herkules hin die Welt verwirret, und die Denkart der Völker zu Bildung eines kräftigeren Talisman in einen ungeheueren Schmelztiegel zusammengeworfen; im Rabbinismus, Gnosticismus, in den erneuten Geheimnissen der Griechen und Römer gingen abenteuerliche Symbole hervor, alle, wie der Augenschein zeigt, auf ägyptisch-chaldäisch-persische Symbolisationen gebaut, deren erste Bedeutung man entweder mißverstand oder neu anwandte. Traurig-angenehm, gewiß aber nützlich wäre es, wenn der Verfasser des Geistes der Geschichte der Philosophie seine Preisschrift über die Magie auch zur eigentlichen Geschichte machte und jeden Zweig derselben genetisch nach Zeit und Ort betrachtete. Die Meiners'sche Methode, alle Zeiten und Völker in Hauptfächer zusammenzuschieben, (so viel Gutes sie haben mag: denn der Mensch ist allezeit und allenthalben derselbe) gibt am Ende doch einen unstäten und verworrenen Blick. Die Citationen tausend der verschiedensten Schriftsteller und Zeugnisse, deren ein Einzelnes oft eines großen Kommentars bedürfte, widersprechen einander oft, oder geben in der Zusammenstimmung selbst einen unreingemischten Ton, eine falsche Farbe, der man, unter gewissen allgemeinen Gesetzen, jedes Ding nach Zeit und Ort betrachtet, entweicht. Nur das sieht man, was man, genetisch anerkennend, auf seiner Stelle deutlich und einzeln siehet.

An —

Zum Scherz haben Sie sich, liebster ....., ein mystisches Siegel, eine Komposition widriger Thiergestalten gewählt; und so hoffe ich, wird Ihnen ein Brief über dergleichen Kompositionen nicht ungefällig zu lesen seyn, da er Ihnen so manche Idee von dem, was sie sahen, zurückführet.

Man nennt Steine dieser Art gewöhnlich Abraxen; der Ursprung des Namens selbst ist bisher unerkläret, und doch liegt er im persischen Alterthum deutlich vor. Alles, was schön glänzend, vortrefflich ist, nannten die Perser königlich; Königsstahl, Königsperle u. s. bezeichnet jedes Vortrefflichste seiner Art. Wenn nun der alte Königsname der Meder Arsak, Aksak hieß, dem man zur verstärkenden Bedeutung Sylben zusetzte, und dieser Name in alten Charakteren wahrscheinlich auf mehreren Steinen stand: wie anders, als daß man die Steine nach ihm nannte, ihn, da der Glaube an diese Steine unter die Griechen kam, auch griechisch darauf schrieb, und, weil nach magischer Art am lebendigen Wort alles lag, dieß auch in Zahlen deutete und wandte? So entstanden die Worte Abrasar, Abraxas u. s., aus deren Buchstaben man nebst andern Bedeutungen die Zahl 365 herausspann; denn daß die Figuren dieser Steine den Jahreslauf der Natur bezeichnen sollten, hatte die Tradition erhalten. Der Name bedeutet also keinen Gott, wie man geglaubt hat, sondern auch in der bedeutenden Zahl, die man herausbrachte, königlich-kräftige Natur- und Jahrssymbole, die sich auf ihnen auch offenbar zeigen. Wenn

Wenn also z. B. die Halbfigur eines Mannes über ausgebreiteten Schwingen hervorgeht, und unterhalb denselben ein Widderkopf die Bedeutung des Steines näher bezeichnet: wem stände die Erklärung nicht da? Die aus Schwingen hervorgehende Halbgestalt des Genius kennen wir aus den Königsgrabmalen als ein angenommenes Symbol; das große persische Neujahrsfest, ja die Schöpfung der Welt begann mit seinen sechs Jahreszeiten jährlich, wenn die Sonne ins Zeichen des Widders trat; der Stein ist also, wie mehrere andre, ein Glückwunsch des neuen Jahres.

Die Natur in ihrer höchsten Kraft, mit Sonne und Mond begleitet, konnte in persischer Art nicht anders als durch den Löwen ausgedrückt werden. Auf so vielen Steinen erscheint also Ardschir, der Erzlöwe, mit Sonne und Mond begleitet. Oft fügte man ihm Sterne, bisweilen, aus ebenbemeldeter Ursache, einen Widderkopf, oft Zeichen der Befruchtung bei, nicht aus lüsternen Ursachen, sondern die befruchtende Macht der Natur im Sternen-, Sonnen- und Mondlauf zu bezeichnen. Nach damaliger Vorstellungsart war das Bild redend.

Die Morgenländer haben im Gebrauch, Thiergestalten mit einander zu vergleichen und sie auch im Namen zu komponiren. Kameelvogel, Kameelschaf, Schaf-Elephant, Kameelparder, die fliegende Maus u. s. sind ihnen gewohnte Ausdrücke für wirkliche, nicht fabelhafte Thiere, den Strauß, die Giraffe, die Fledermaus u. s. Namenkompositionen dieser Art führten natürlich auch zu Bildkompositionen, die ihnen eben so leicht vorkamen. Da nun im persischen

Naturdienst auf die Zusammenwirkung aller lebendigen Wesen in Geschlechtern und Arten alles gerechnet ward, und diese unter bestehende Hauptgeschlechter, Anführer und Vorsteher der andern, gebracht waren: so ergab sich die Komposition dieser Hauptgeschlechter von selbst: sie ward ein darstellendes Bild ein- und zusammenwirkender Naturkräfte in ihren lebendigen Hauptagenten.

Und da diese gewöhnlich auf vier gesetzt wurden, wem wäre das bekannte Bild, das oben *ein Hahn*, sodann ein Menschenantlitz vorwärts, hinterwärts ein Widderkopf, abwärts ein Wasservogel ist, ein Räthsel? Nach neuen Begriffen konnten, da der Hahn unter dem Kopf des alten Mannes und hinter ihm die Widderhörner stehen, bekannte Scherze gesagt werden, die aber dem Geist der Komposition fremd sind. Der Aufwecker des Tages, der *himmlische* Hahn, ist in der Persermythologie das edelste Bild des geflügelten Heeres; der Widder, Symbol des beginnenden Jahrs, ein König der Gebirgthiere; das Uebrige erkläret sich selbst. Da das Symbol auch als ein Kompositum anderer Gestalten, z. B. Hahn, Roß, Widder und Menschenhaupt vorkommt, da das Roß ein Blatt im Munde führet, so sieht man, daß das Symbol verändert ward mit Nebenbedeutungen, die Zeit und Umstände gaben. An sich war es ein Pan-Zoon, das vierfache Lebendige, das oft und vielverändert als ein Symplegma, oder als der große Wagen der Natur erscheinet. Was in den Wolken, was in einem Gedicht weit verbreitet erscheinen konnte, mußte sich auf Glückessteinen und Amuleten in einem engen Raum aufrichten, und

wie konnte es dieß besser, als daß es auf leichten Füßen einherging, und den Wächter, den Aufrufer der Zeiten, oder das edle Roß oberwärts zeigte?

Wie das Neujahrsfest des Frühlings wurden die andern Jahreszeiten symbolisiret; die Sonne in ihrer Löwenstärke; der Schütz in späteren Zeiten mit zugefügten griechischen Symbolen des Jupiters und Adlers; der Steinböck mit dem Fisch in Eins gestaltet, mit dem Fruchthorn oder mit Fischen begleitet, u. s. Die sechs Jahreszeiten selbst, oder sie mit ihren Dienern, die sogenannten zwölf Himmelszeichen, stellten sich in einer Ellipse schildförmig dar; zwischen ihnen ein Schild oder auch ein Held auf dem Schilde, der das Ganze gleichsam zusammenhielt, des Jahres Wehrsmann und Bewahrer. In jeder Mischung mit fremden Ideen behält die Urvorstellung ihren Charakter.

Der Alte der Tage ward durch Vermischung der Zeiten und Völker auch bis zum Unkenntlichen neu modificiret. Die Schwingen, auf denen er einst schwebte, wurden ihm an Haupt, an Schultern, Lenden und hinabwärts vervierfacht; oder er ward mit befruchtender Kraft unter eben den Symbolen zum Jünglinge gestaltet. Christlicher Weise ließ man ihn aus einer Säule entstehen, legte den Gürtel (Kosti), den er einst um sich gehabt, kreuzweise um seine Schultern, die Hände über die Brust kreuzweise; die alte persische Tiare ward auf seinem Haupte eine gezackte Krone; man setzte die Jahreszeiten gar als anbetende Genien unter ihn, die von ihm Segen nehmen; unter ihren Füßen rollte der Zodiakus der Sterne. Dieß ist der in den neuern

Zeiten berühmt gewordene Baphometus. Weder ein Geber der Verstandestaufe, noch der Demiurg ist er, sondern der persische Alte der Zeiten, der Jahresgott, nach gnostischer Weise gestaltet. Längst war man gewohnt, nach persischer Weise die Jahreszeiten als personificirte Naturkräfte und Genien zu denken, mit ihnen die Engel, Michael, Gabriel u. s. ins Spiel zu bringen a), ja diese auch als solche, sogar in griechisch-römischer Weise mit Namen zu gestalten. Völlig in dieser Denkart war's, daß man auch den Alten der Tage, den Allwirker und Allvollender, den Durchtreiber und Regierer der Jahreszeiten zum ιαω machte und seinen Namen, wie den persischen alten Königsnamen Arsak, Abrasax konstruirte. Man spielte mit den Buchstaben desselben IAWHVAH, und warf sie sonderbar durch einander.

Wobei man sie dann mit den widrigsten Symbolen paarte. Nie hätte es z. B. ein Perser geduldet, daß man seine reinen Genien mit Schlangen-Gestalten, dem Bilde Ahrimans, paarte. Diese wurden jetzt, von Aegypten aus, beliebte Symbole des Jahres- und Zeitenlaufs; und es formte sich endlich in barbarischen Zeiten ein gorgonischer Ikonismus. Wir wenden das Auge von ihm, um bei einer Vorstellung zu verweilen, die den Römern die Geheimnisse des Perser-Dienstes, das Mithra-Fest gegenwärtig machen sollte. Vielleicht erinnern Sie sich noch, l....., aus der Villa Borghese, Maffei und andern Orten her des oft vor-

---

a) Daniel.

kommenden Denkmals, dessen Abbildung auch in Kupferstichen häufig wiederholt, sehr gelehrt erklärt und, wiewohl man den Hauptsinn der Vorstellung nie ganz verfehlen konnte, mitunter auch sehr gelehrt mißdeutet worden ist.

Vorstellung.

Ein Jüngling oder junger Held, mit einer persischen Tiare, in leicht nachschwebendem kurzem Gewande, kniet mit dem linken Knie auf einem zur Erde gestürzten Stier, mit dem rechten Fuß den gestreckten Fuß des Stiers niedertretend. Gewaltig beugt er dem Gestürzten das Haupt zurück, und sticht ihm am Halse den Dolch oder das kurze Schwert ein. Blut entströmt der Wunde, nach welchem ein Hund, eine Schlange aufspringend begierig sind; ein Skorpion umklammert seine Geschlechtstheile; der Stier ächzet. Zu beiden Seiten stehen Jünglinge in gleicher persischer Tracht; jeder hält eine Fackel in der Hand, die in einigen Abbildungen der Eine senket. Der Ort ist ein aufgerissener Fels, eine Höhle, in der rechtsher ein Vogel dem Tödtenden zuspricht, der das Haupt vom ächzenden Stier hinweg zum weissagenden Vogel wendet; in andern Abbildungen fliegen zwei schreiende Vögel gegen einander, auf die der junge Held zu achten scheinet. Ueber der Höhle gehen, in der Mitte, drei Bäume hervor; zur Rechten fährt über dem Felsen die Sonne in Mannsgestalt mit ihrem Viergespann herauf; der Knabe Phosphorus trägt vor ihr die Fackel; zur Linken fährt, zweispännig, Luna nieder, vor der der Knabe Hesperus die Fackel senket. Jede Vorstel-

lung, so viel ihrer mir bekannt sind, hat im Einzelnen etwas Besonderes; manche drücken die befruchtende Kraft der neuverjüngten Natur für unsere Augen zu sinnlich aus — kurz, was ist des Bildes Bedeutung? Deo soli invicto Mithrae ist dessen Inschrift, und am Halse des Stiers, zunächst der blutströmenden Wunde, steht Nama Sebesio. Was bedeuten die Worte?

Gern erlassen sie mir, g....., das Herzählen aller gelehrten Meinungen und Deutungen; was sagt die altpersische

F a b e l?

Sie sagt, daß das erste Zeitalter der Schöpfung untergegangen sey, und symbolisirt diesen Untergang durch den Tod eines Stieres, den sie bald mit einem Menschen gesellet, bald und gewöhnlich ihn selbst zum vernünftigen Stier macht, der sein Ende voraussah, und sterbend mit gen Himmel gewandtem Blick weissagte. Er weissagte den endlichen Sieg des Guten über das Böse, wird also auch bei der Palingenesie der Dinge zuerst wieder belebt werden; in der Liturgie der Parsen wird seine Seele angerufen; sein Name heißt Ke-Amorts, der Mächtige, Unsterbliche, oder Abudad, Vater der Gaben, der Geschenke und Gesetze, des Rechts, der Rache und Wiedervergeltung. Durch die bösen Genien, sagt die Ahrimans-Sage, kam er um, der weiß-glänzende Stier; aus seinem Leichnam aber ging unsere Schöpfung hervor: denn er selbst, der Erstgeschaffene, der König der Erde, war gleichsam ihr Behälter, die Sammlung ihrer Urkeime. Aus

dem Schweife des Stiers, sagt die Persersage, gingen fünfundfünfzig Arten Getreidepflanzen und eben so viel Gattungen heiltragender Bäume hervor; sein Same, dem Monde übergeben und von ihm geläutert, bildete 282 Gattungen der Thiere, Fische und Vögel. Aus seinem Mark ging die Lebenskraft einer jungen Welt hervor; seine Hörner sproßten zu Früchten; sein Athem erzeugte Blumen, sein Blut Trauben; seiner Brust entwuchsen Kräuter gegen Fäulnisse und Krankheiten; alles Andere der Schöpfung war aus dem getödteten Unsterblichen Ke-Amorts, dessen Seele, die aus seiner rechten Hüfte ausging, Goschorun, die Lebenskraft der sich verjüngenden Schöpfung wurde. So erzählt der Avesta.

Daß dieser Stier unser Emblem sey, leidet keinen Zweifel; es ward abgebildet, wie es das damalige Zeitalter der Kunst zuließ und römischen Augen dargestellt werden konnte. Aus dem Schweife des Stiers sprießen Aehren hervor; Hund und Schlange, jener den Persern das heiligste und treueste Thier und zugleich (so wie Griechen und Römern die Schlange) ein Bild der Verjüngung der Welt, dürsten nach seinem Blut; der Skorpion zwingt das hervor, was die Lebenskraft einer neuen Welt werden soll; über der Höhle wachsen Bäume hervor; Sonne und Mond fahren an den Seiten hinauf und hinunter; jener leuchtet Phosphorus und bringt einen neuen Tag; der Handlung selbst leuchten Genien mit der gesenkten und aufflammenden Fackel. Also im ungestörten Kreise der Zeiten wird durch Untergang der alten die Geburt einer neuen Welt

bewirket, die der weissagende Vogel verkündigt. Der dieß bewirkt, ist der Genius der Jugendkraft, an dessen Namen Mithra Griechen und Römer sich einmal gewöhnt hatten, und ihn, obgleich den Symbolen dieser Vorstellung selbst zuwider, oft mit der Sonne verwechselten. Er ist der Unüberwundene, der tödtet und lebendig macht, der im Lauf der Zeiten, unter der Herrschaft der Sonne und des Mondes, zusammengedrängt verschlossene Keime entwickelt und solchergestalt durch Untergang des Alten das Neue bereitet. Nama Sebesius oder Sabazius (persisch Name Sabyk, Sebk) ist seine Inschrift: d. i. Spiegel der Vorzeit, des Fortschrittes zur Auswirkung; ein fremdes Wort, das aus den Einweihungen und aus mehreren Inschriften bekannt ist b). Zugleich zeigt das Emblem der sogenannten Mithra-Geheimnisse zeitmäßige

Bedeutung.

Seitdem durch Alexanders Feldzüge und alles, was auf sie folgte, die Ruhe der Welt zerstört war, und alle Völker nach einem Befreier verlangten, ging insonderheit von den persischen Magiern, die durch ihn alles verloren hatten, der Wunsch um

---

b) Aristophanes kannte es schon: Deos et in his colendis nocturnas pervigilationes sic Aristophanes vexat, ut apud eum Sabazius et quidam alii Dii, peregrini judicati, e civitate ejiciantur, sagt Cicero (l. 2. de leg.) Arnobius, Julius Firmicus u. a. beschreiben Gebräuche seiner Symbolisation: Sebazium colentes Jovem, anguem cum initiantur per sinus ducunt, u. s.

Wiederherstellung alter Zeiten, der verlornen Weltherrlichkeit und Glückseligkeit aus. Er theilte sich den zurückgekehrten Juden, Aegyptern, Griechen, Asiaten mit; jedes gedrückte Volk wünschte Befreiung, und zuletzt, (denn unvermerkt ballen sich Hoffnungen und Wünsche) hoffte alles auf einen großen König. Neue Zeiten sollten unter ihm beginnen, ein neuer großer Weltlauf. Das verkündigten Propheten und Sibyllen, Babylonier, Chaldäer, Magier, Sterndeuter. Mit der Frage: „wo ist der neugeborene König? wir haben seinen Stern gesehen," treten Magier in Jerusalem auf, und Virgil singt seinen Pollio aus ähnlichen Gerüchten, Hoffnungen und Sagen. Aus einem gleichen Drange der Zeiten kommen die mithrischen und andere Weihungen hoch empor; man symbolisirt unter Thiergestalten des Löwen, Greifs, des Raben, unter Gestalten der Sonne, des Liber Pater u. s. die gegenwärtige und kommende Zeit, das sich erneuende Weltall, anständig und unanständig, so daß Weihungen, Sibyllensprüche, Wahrsagerei und Sterndeutung als eine Pest der Zeiten verbannt werden mußten. Auch das Christenthum, das sie zuerst genutzt hatte, trat ihnen entgegen, so wie sie gegentheils das Christenthum nachäfften und simulirten. Das Weihnachtfest sollte die Mummereien, den Dienst der Sonne in geweihten Höhlen verdrängen und der Welt auch festmäßig verkündigen, der Gehoffte sey da; bald aber mischte es sich selbst mit Mummereien, die es noch nicht ganz abgelegt hat. Wer sollte denken, daß ein Kalender, in frühen Zeiten der Welt am kaspischen Meer geordnet, durch

die fortrollende Aenderung der Zeiten uns von Rom aus Gebräuche und Mißbräuche unserer Feste gegeben? Und so ist es: der neugeborne Welterlöser ward Mithra.

Wir sind in Zeiten gefallen, l....., in denen wir die Macht eines ansteckenden, fast unüberwindlichen Wahns der Zeiten, mehr als genug ist, kennen lernen. Er ging den nämlichen Gang wie vormals. Wünsche, Hoffnungen, Geheimnisse, Symbolisationen schlichen voran; sie wurden lauter und lauter, bis endlich ein allgemeiner Glaube ausgebildet da stand: „die Zeit ist gekommen! Mithra, der Genius der Weltverjüngung, ist da!" Unruhvoll stehen wir vor dem großen Marmor der Zeiten, auf welchem der niedergedrückte Stier, der seine Jahre erlebt und überlebt hat, die Wunde empfängt; Hund und Schlange sind gierig nach dem Blut der Wunde, der Skorpion beißt, die Krähe weissagt. Hoffen wollen wir, daß auch aus diesem Untergange neue Kraft, vervielfältigt-neues Leben in tausend Gestalten, Früchten, Bäumen und Kräutern organisirt und gesondert hervorgehen werden, die alle voreinst im Urstier schliefen; aber wann gehen sie hervor? Erleben wir ihr Gedeihen? Und ach, der sterbende Stier ächzet!

„Goschorun, die entseufzete Seele des Stiers, nahete sich Ormuzd und sprach: „Wen hast du zum Herrn gesetzt über die Welt? Ahriman eilt, die Erde zu zerbrechen, die Bäume zu beschädigen, sie auszutrocknen mit einem brennenden Wasser; ist das der Mensch, von dem du sagtest: „ich will ihn bilden, daß er sich wahre vorm Bösen?" Ormuzd

antwortete: „der Stier ist erkrankt, o Goschorun, vom Bösen, das ihm Ahriman zufügte; den Menschen aber will ich einer Erde aufbewahren, auf der Ahriman ihm nichts anhaben soll.“ — Erzählen Sie uns, l....., von dieser neuen, der Gewaltthätigkeit entrissenen Erde ein schönes persisches Mährchen; denn in der Geschichte sehen wir sie leider noch nicht.

An Herrn Professor Müller in Schafhausen.

„Wie kommt's,“ werden Sie fragen, „geliebter Freund, daß nicht nur Menschen, sondern ganze Völker und Zeiten, insonderheit im Alterthum, ihre sehnlichsten Hoffnungen und Wünsche so fest an eine Zeitbestimmung knüpften?“ Die Frage beantwortet unser aller Herz und tägliche Erfahrung. In den ungewissesten Dingen suchen wir Sicherheit, und wo diese uns die Natur versagt, schaffen wir sie uns in der Einbildung; wir knüpfen sie an Zeichen, Zeiten, Feste, Zahlen und tragen diese, weil sie das Gewisseste, ein ewiger Kreislauf der Natur sind, auch dahin über, wo Menschen sich selbst ihr verworrenes Gewebe bereiten. Auch der Menschheit, denken wir, wird die Vorsehung Feste des Frühlings schaffen, nach Stürmen und Winter ein neues Jahr mit neuen Paradiesen bereiten. Oft trägt diese Hoffnung dazu bei, daß Menschen selbst Hand anlegen und das vorbereiten, was sie hoffen und wünschen; so regiert der Alte der Tage selbst durch den Wahn der

Menschen die Welt. Würden manche Dinge zu unserer Zeit wohl so rasch vollbracht seyn, wenn man sich nicht immer wiederholte, daß man am Ende eines Jahrhunderts lebe und fernerhin nicht säumen dürfe? Noch vor Ablauf dessen müsse alles vollbracht seyn. Und was erwarten Millionen Menschen nicht von der Jahrzahl 1800? „Da wird eine neue Welt anbrechen? da wird alles verjüngt seyn!" Der Himmel gebe! —

Wenn Herodot uns nach seiner Art naiv erzählt, daß die Aegypter zuerst die Meinung von der Unsterblichkeit der Seele eingeführet: „wenn der Leib verderbe, wandere sie in ein anderes Thier, das eben geboren wird, und nachdem sie durch allerlei Thierarten auf dem Lande, im Meer und in der Luft umhergezogen, solle sie wieder in den Leib eines Menschen, der eben geboren wird, einziehen —" so setzt er eben so naiv hinzu: „diese Umwanderung werde in dreitausend Jahren vollendet." Die Seelenunsterblichkeit der Aegypter gründete sich also auf eine Wiederkunft aller Dinge in ihren vorigen Zustand, mithin auf einen astronomischen Zeiten-Cyklus.

Die Meinung der Perser hierüber ging eben des Weges. Wenn man ihnen den Glauben an eine Auferstehung der Leiber nach jüdischer Weise beimißt und sie gar zu Urhebern dieses Glaubens macht, widerspricht man ihrem Kultus. Sie begruben die Todten nicht, sie bewahrten sie nicht auf nach ägyptischer Weise; vielmehr sahen sie es gern, daß die ausgestellten Leichname bald in ihre Elemente zu-

rückgingen und in ein Lebendiges wanderten. Als Zoroaster dem Ormuzd die Zweifel über die Möglichkeit einer Wiederauflebung der Todten vorlegte, da ihre Körper verweset und in der Welt umher zerstreuet seyen, antwortete dieser nicht anders, als daß der Mächtige, der alles geschaffen, auch alles neuschaffen, d. i. wiederherstellen könne. Die persische Auferstehung war also eine erneute erste Schöpfung, eine Wiederbelebung, die auch von einem großen Zeitencyklus abhing. Dreitausend Jahre hatte das Gute in der Welt allein regieret; dreitausend Jahre mit Bösem gemischt; dreitausend Jahre sollte Ahriman herrschen; die folgenden dreitausend durch den tapfern Streit der Guten immer mehr entkräftet werden, bis nach Verlauf dieser zwölftausend Jahre der jetzigen Weltdauer eine neue völlig reine Zeit begönne, die Wiederherstellung aller Dinge in ihren ersten Zustand, mit ihr die Wiederbelebung der Todten und eine Herrschaft des Guten in vollem Glanze.

Die Juden, die von den Persern unverkennbar viele Bilder über diese Palingenesie der Dinge haben (nur daß sie sie dem Wiederaufstehen ihrer Begrabenen, die bei den Vätern schliefen, und deren Schatte im Todtenreich war, anwandten), wählten in ihrer Zeitrechnungsweise einen dergleichen Cyklus. Da, wie bei den Persern von sechs Zeiten, bei ihnen alles von sieben ausging, indem sechs Tage der Mühe sich mit einem Sabbat schlossen: so war auch das siebente Jahrtausend der Welt ihr großer Sabbat, dem die Auferstehung vorherging und der das Paradies wieder herstellte. Selbst in den Zei-

ten der Mühe und Trübsal konnte Daniel seine duldenden Landsleute nicht anders als in diesem gewohnten Zeitmaß trösten. Siebenzig sieben seyen bestimmt; dann werde alles erneuert und anders werden; eben im letzten Sieben, in der Zeit der größesten Noth und Drangsal, sey die traurigste Verwüstung ein Zeichen der kommenden Hülfe, des nahen Reichs, der fröhlichen Wiederbelebung. In der trübseligsten Zeit werde sich der Schutzgeist seines Volks aufmachen, es retten; aufwachen werden die Schlafenden, die Rechtschaffenen zum Lohn, die Bösen zur Schmach und Schande. Aechte Freunde ihres Volks, die andere zur Rechtschaffenheit geleitet, würden dann herrschende Genien seyn, lichte Sterne. — Wie einfach ist diese tröstende Berechnung, wenn man sie selbst ansieht und die Verwirrungen vergißt, die man hineingebracht, hineingezwungen hat! Der persische Calcul der Dinge ist auf den jüdischen zurückgeführt, national-hoffend, stärkend, tröstend.

Da die Perser keine großen Astronomen gewesen zu seyn scheinen, indem sie, wie aus Mehrerem erhellet, den Typus einer fremden Nation sich nur aneigneten: so berechneten sie auch den Cyklus der Wiederkunft der Dinge sehr einfach. Ihr Himmel war in 28 Quartiere (Keschvars) getheilt; das ganze Heer der Sterne (denn jedes Volk bringt seine Ideen an den Himmel) schien ihnen eine gerüstete Schlachtordnung. Vier Sterne bewachten das glänzende Heerlager: Taschter, der große Hund (dem Namen nach ihnen der Urstern) bewachte den Ost; Satevis, das Stierauge (Schetvi), den West;

Venand, der Fuß des Orion, (ein Wächter) den Mittag; Haftorang (Haphtaureng), der kleine Bär, den Norden. Meschgah, das Mittelgestirn, (die Zwillinge) stand in der Mitte des Heeres und kam im Streit andern, insonderheit dem Süd, wo mindere Sterne glänzten, zu Hülfe. Jedem dieser Sterne war die Hut eines Irrsterns, die sie für schädliche Genien hielten, anvertraut: dem Taschter die Hut des Merkurs (Tir), dem Haftorang des Planeten Mars (Behram), dem Venand des Jupiters (Anhuma), dem Satevis die Hut der Venus (Anahid), dem großen Mittelstern die des Saturn (Kevan). Die Kometen (Haar- oder Spießsterne) waren unter der Hut der Sonne, des Mondes und aller Gestirne. Jene band sie und hielt sie in Grenzen, daß sie nicht schadeten. Das ganze himmlische Heer drehte sich ihnen um ihren Albordj, den Stamm und die Wurzel aller Erdgebirge, bewachend ihr Kunnerets, Persien, den Nabel, d. i. das Mittelland der Erde, mit seinen Bergen, Thälern, Früchten, Bäumen, Metallen, Paradiesen, Menschen.

Taschter, das Haupt der Sterne (Sirius) ward mit der Sonne vor allen Gestirnen angerufen, als der nicht nur bei der Schöpfung der Thiere und Menschen geleuchtet, sondern auch einst, als die Erde mit Ungeziefer, Kharfesters, überdeckt war, dreißig Tage und Nächte geregnet und sie gesäubert habe. Er ziehet lebendiges Wasser herauf und gießet es nieder, läßt Quellen fließen und befruchtet alle Geschöpfe. Beim Ausgange der Dinge wird er leuchten, den Bösen schlagen; dann bricht die neue Zeit an. Wer erkennet hierin nicht das große ägyptische Ster-

nenjahr, die Canicularperiode? Mit dem sichtbaren Aufgange des Sirius (Thoth) fiengen die Aegypter ihr Jahr an; er brachte ihnen die befruchtende Ueberschwemmung ihres Landes; dreitausend Sonnenjahre waren den Aegyptern ihr großer Cyklus der Einschaltungen, der ein siderisches Jahr beschloß und wodurch alles in vorigen Stand kam; er hieß ihnen die Periode des Hundsterns (Thoth, Sothis). Da nun nicht erweislich ist, daß die Perser diese Einschaltungsperiode in ihrer Zeitrechnung angewandt haben, indem ihr Jahr bis zu Yezdegerds Zeiten ein unstätes Jahr blieb: so erhellet, daß dieser Cyklus der großen Palingenesie der Dinge, den der Stern Taschter herbeiführen sollte, ihnen ein fremder Begriff war, der ursprünglich in ihren Jahreslauf, der vom Widder, nicht im ägyptischen Zeichen des Krebses, begann, nicht gehörte; und Herodot behält Recht, daß die Aegypter die Wiederkunft der Seelen nach Ausgang der Siriusperiode national und lokal erfunden haben.

Die Perser indessen wandten den ihrer Jahresrechnung fremden Begriff an: daher nicht nur die vier Abschnitte von dreitausend Jahren, in welche sie die Zeit der Weltdauer unter dem Streit Ormuzds und Ahrimans eintheilten, sondern auch der Sinn eines symbolischen Gebrauchs, den wir in seiner rohen Gestalt bereits bemerkten. Es war nämlich der Gebrauch, daß ein Hund den Sterbenden anblicken mußte, S a g d i d (der Hund siehet). Alt konnte der Gebrauch seyn, in der Veranlassung, die ich angeführet; wahrscheinlich ward aber späterhin die symbolische Bedeutung verknüpfet, daß, wenn der Stern-Ferner dieses Thiers einst die Welt anblicke, der

gro=

große Tag der Wiederbelebung erscheinen werde. Aus allem aber zeigt sich, daß das ganze Poem vom Streit Ahrimans mit Ormuzd nach getheilten Welt-Epochen eine später hinzugekommene, den alten Jahreskalender moralisirende Dichtung sey, die ihm nicht nur fremd ist, sondern, genau genommen, widerspricht: denn durch's ganze Jahr hin sind gute Genien kalendermäßig wirkend und herrschend. Eine Periode, in der er vor Schöpfung der Welt, eine andere, worin er zu Anfange der Schöpfung allein und rein geherrscht habe, eine letzte, worin er wiederum allein herrschen werde, ist eine dem Kalender der Schöpfung, wie sie wirklich ist, hinzugefügte Vor- und Nachdichtung, so wie über sie selbst ein moralisches Uebergespinnst.

Dieß zeigen mehrere, den Beginn des ersten und den Ausgang des letzten Welt-Aeons einleitende Umstände augenscheinlich. Der Ormuzd, der verschlungen in Glanz wohnet, die sieben Amschaspands, die um seinen Thron stehen, das Reich der Seelen, die er in Vorrath schafft, damit er nachher ruhe, sein personificirtes Wort, das in seinem Namen wirkt, das ewige Lobpreisen der Genien und Seelen vor dem Schahinschah, dem Himmelsmonarchen u. s. f., wie verschieden ist alles von der Welt, die uns das wirkende Jahr zeigt. Ormuzd ist in ihm selbst der oberste Hülfsgeist; Amschaspands, Izeds, Hamkars, die Genien der Wesen, sind alle an Einem Werk; in ihrem Wirkungskreise, so wie an Macht, nach Jahreszeit und Tagen allein verschieden. Alle stehen einander bei; keines kann ohne das andere wirken. Auch die Ferners der

Abgeschiedenen sind dem Rufenden gegenwärtig; sie kommen, sie helfen. —

Die Umstände der letzten Wiederbelebung zeigen eine späte, dem alten Volksglauben hinzugekommene Dichtung. Zwei Söhne Zoroasters werden erscheinen und der letzte Sosiosch die Wiederbelebung wirken. Nach dem Typus der alten Weltgeschichte, in gewissen Ordnungen wird sie geschehen; die Natur der Dinge wird verändert; unsere Schöpfung hört auf; Ahriman selbst legt seine Natur ab; alles wird verschlungen ins Unanschaubare. — Eine wie späte Zeit zeigen diese Ueberspannungen an, die in's Blaue des Himmels, ins Unermeßliche mahlen! Wie verschieden sind sie von den einfachen Ideen des altmedisch-persischen Kultus sichtbarer Naturwesen zu Erweckung eines freudigen Wirkens unter ihrem segnenden Schutz mit ihnen selber! Das Gespräch Ormuzds mit der abgeschiedenen Seele, so erhaben es seyn mag, so jung ist es. Wenn ich in unsern neuen Büchern, die an fünf Zipfeln alles zu halten glauben, von einer Philosophie Zoroasters nach diesen verwirrten Begriffen alter und neuer Zeiten lese: ich gestehe, so weiß ich nicht, was ich lese, und verüble es den Gegnern des Zend-Avesta nicht, daß sie dieß alles für einen von den Zeiten zusammengetriebenen poetischen Schwulst erklären. Das aber dauert mich, daß man bei dieser schwärmenden Vermischung die Unterlage verkennet, die uns so einfach und klar in der Natur wie in diesen Büchern vorliegt.

„Die Lehre Zoroasters, heißt es z. B. a), wie

---

a) Buhle Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und

sie sich aus dem Zend-Avesta vornämlich entwickeln läßt, war diese:" (Was ist dem kritischen Verfasser der Zend-Avesta?)

„Es waren von Ewigkeit her zwei Wesen vorhanden, Ormuzd und Ahriman, die Principien aller Dinge." (Der Zend-Avesta, d. i. das lebendige Wort des persischen Kultus, ist auf diese Metaphysik nicht gebauet. Die Meder grübelten weder über die Ewigkeit, noch über die Principien aller Dinge. Der Name Ormuzd selbst ist dem Zend fremde. Sie kannten bloß Licht und Dunkel, Tag und Nacht, den natürlichen Grund der Jahres-Eintheilung.)

„Die Natur des Ormuzd besteht im reinsten unendlichen Lichte. Er selbst ist das Weiseste, das Beste, das Vollkommenste. Er wollte nur das Gute, und er ist auch nur des Guten Schöpfer." Die alte Perserreligion lehrte Rechtschaffenheit, Reinheit, Fleiß, Wahrheit; die Pflichten hierüber kleidete sie in Bilder des Lichts als einer Tagesordnung ein. Die Metaphysik hierüber ist späteren ungewissen Ursprungs, dem Geiste alter roher Bergvölker ganz fremde.

„Die Natur des Ahriman war auch eine Lichtnatur und er war gut. Aber er beneidete das Licht des Ormuzd und verfinsterte darüber sein Licht." Wie kann eine Lichtnatur das Licht beneiden? beneiden und dennoch gut seyn? gut seyn und Ahriman, d. i. Beflecker des Lichts, heißen? Wie kann eine Lichtnatur sich selbst verfinstern? Der alte Perser-

---

einer kritischen Literatur derselben. Göttingen Th. 1. S. 74.

Kultus weiß von dem allem nichts. Er kennet Ahriman bloß als die Nacht, die den Tag verfolget.

„Ahriman wurde böse, ein Feind des Ormuzd, der Schöpfer alles Uebels und aller bösen Wesen, die er hervorbrachte, um mit ihnen den Ormuzd zu bestreiten: — Dualismus." Kein anderer Dualismus, als den uns die Natur mit Tag und Nacht gibt. Die Nacht verfolgt den Tag, wie der Tag die Nacht verfolget. Die Geschöpfe des Tags, die Geschöpfe der Nacht sind Ausbildungen einer täglichen Erfahrung nach ökonomisch=physischer oder moralischer, nicht metaphysischer, Ansicht.

„Die Schöpfung wurde also durch Ormuzd und Ahriman bewirkt, aber in verschiedenen Epochen, in welchen verschiedene Gattungen der Wesen in's Daseyn gerufen wurden." Auch nach der spätern Dichtung ward die Schöpfung durch Ahriman nicht bewirkt; er befleckte sie, weil der Schatte das Licht schwärzet. Die Epochen, in welchen die verschiedenen Wesen ins Daseyn gerufen wurden, heißen der Jahreslauf (die sechs Zeiten), in welchen sie fortwährend noch ans Licht treten.

„Ormuzd schuf durch sein lebendiges Wort, d. i. durch die Kraft seines Willens, die Welt der guten Geister." Eine besondere Welt der guten Geister kennt das alte lebendige Wort nicht. Dieß lebendige Wort ging vom Kultus selbst aus, dem man in Gebeten, Anrufungen, Ermunterungen an sich selbst eine lebendige Kraft auf sich und die gesammte Schöpfung zutraute. Und da es das lebendige Wort Ormuzds hieß, da dieser oberste Genius als der Schöpfung Haupt und als ihr erster Wirker betrachtet

wurde: so legte man ihm selbst ein solches lebendiges Wort, d. i. einen reinen Willen voll Thatkraft bei. Wie alle Izeds Izeschne bringen, d. i. einander und der ganzen Schöpfung Glück wünschen: so spricht Ormuzd sein Wort, d. i. er wirkt, wie wir wirken sollen. Die Idee stieg nicht metaphysisch hinab, sondern sie steigt hinauf und wird generalisiret.

„Ormuzd schuf zuerst sechs unsterbliche Genien oder Götter, die am Fuß seines Thrones dienen.“ Das that Ormuzd ursprünglich nicht; sie dienen auch nicht am Fuß seines Thrones, sondern wirken in der Schöpfung, wie er wirkt, er, der erste unter ihnen. Götter sind sie nicht, sondern wirkende Naturkräfte, nach dem Zeitenwechsel und nach Regionen der Schöpfung symbolisiret.

„Dann schuf er 28 Genien niedern Ranges, (Izeds) die Regenten der Monate und Tage.“ — Dieß ist nicht ihre Abzeichnung, da Ormuzd und die Amschaspands, wie sie, Monate und Tage regieren. Jene sechs waren die großen Genien der Natur, weil nach Raum und Zeit bei den Persern in Sechs alles getheilt war; nach Monaten und Tagen wurden ihnen, damit alles besetzt wäre, die Izeds und Hamkars zugeordnet.

„Endlich schuf er eine unzählbare Menge menschlicher Seelen.“ Wann schuf er die? Das Jahr sendet sie herab und nimmt sie weg, fortwährend. Auch nicht menschliche Seelen schaffet er: denn alles Belebte der Schöpfung, die Elemente selbst haben einen Geist, der sie belebt, ihren Feruer.

„Ahriman schuf dagegen die Welt der bösen Geister, sechs Erzdews und eine zahllose Schaar gerin-

gerer Dews, die jene und den Ahriman selbst begleiten und mit ihm wirken." Alles ein Gedicht in sehr später Ausbildung. Die ersten Geschöpfe Ahrimans hießen unreine, schädliche, häßliche Sumpf-, Nachtthiere, Eidechsen, Schlangen, Kröten, Frösche, Skorpionen, wie der Name Div selbst anzeigt, die man ausrotten sollte; von ihnen zog sich der Name weiter. Als er über alles Schädliche der Natur verbreitet war, mußten die sechs Amschaspands auch sechs Dews gegen sich haben; es erforderte solches die Zeiten- und Tagesordnung.

„Die guten und bösen Genien sind theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts." Als Genien der Natur sind ihre Geschlechter nach der Klasse von Wesen selbst bestimmt, der sie vorstehen. Fünf Amschaspands sind Männer, Helden; die reine Sapandomad, die Erde, eine Jungfrau. Behram, die Feuerkraft der Schöpfung, ein Mann; das Wasser, die Quelle Arduisur, eine Jungfrau. Die Zeiteintheilungen des Tags (Gah's) Aufseherinnen des Hauswesens und der täglichen Geschäfte; die Zeiteintheilungen des Jahrs (Gahanbars) als Vertheiler der Naturschätze, Männer. So ferner. „Der Wohnsitz des Guten ist im Licht." In keinem andern, als was unter unserm Himmel von Sonne, Mond und Sternen herableuchtet. „Das Reich des Ahriman ist ein Reich der Finsterniß," gegen welches aber auch in der dunkeln Nacht (denn daher ist die Idee entstanden) das Heer der leuchtenden Sterne streitet. „Ormuzd herrschte in seinem Geisterreich allein dreitausend Jahre u. s." Nach persischen Begriffen existirt kein Geisterreich ohne Körper, eben weil alles in

der Natur in einem großen geistigen Zusammenhange belebt ist und lebet. „Nach vollendeter Arbeit feierte Ormuzd mit den guten Geistern das erste Fest der Schöpfung.“ Wenn dieß Feiern die jüdische Idee vom Sabbat mit sich führen soll, ist sie dem persischen Kultus zuwider. Das ganze Jahr ist ein Schöpfungsfest Ormuzds mit seinen sechs segensreichen Jahreszeiten, weil fortgehend sich die Schöpfung erneuet. Ormuzd mit seinen Geistern feiert dieß ewige Fest wirkend.

Ich mag die viermal dreitausend Jahre der Weltdauer nicht abermals durchgehn; wenn aber gesagt wird: „daß dieß Zeitmaß, wie aus dem Bundehescht erhelle, von den zwölf Zeichen des Thierkreises entlehnt sey, durch deren jedes ein Jahrtausend regiert werde:“ so ist dieß selbst der späten Kompilation Bundehescht entgegen. Am Ende derselben (ein Zeichen der späten Einführung dieses fremden Kalkuls) sieht man nach den ersten sechstausend Jahren, für welche man keinen Kalkul wußte, die Jahrtausende der fremden ägyptischen Kanikular-Periode mit dem Zeichen des Krebses anfangen, mit der Wage fortfahren u. f., die dann der späte Kompilator mit der altpersischen Geschichte zu vereinigen bemüht ist, d'Anquetil aber sich, wie mehrmals, mit seinen Einschaltungen sehr unverständig zeiget. Es war und bleibt eine angefügte fremde, ja gar widersprechende Zeitrechnung; denn keine zwölf Zeichen des Thierkreises regieren das persische Jahr. Darauf ist es nicht geordnet. Vier Wächtersterne stehen am Himmel zur Hut des himmlischen Heers, nach den vier Weltseiten geordnet, und jeder regiert drei-

tausend Jahr, bis Taschter wiederkehrt und den ersten Zeitenlauf bringet. Selbst da der Thierkreis den Persern bekannt war und namentlich genannt wird, ward das Jahr von ihnen in sechs Gah's geordnet.

„Da aber die Zoroastrischen Bücher, in welchen die Lehren hierüber enthalten waren, verloren sind, so läßt sich der astronomische Cyklus, der jenes Zeitmaß veranlaßte, nicht weiter aufklären." Zoroastrische Bücher, in welchen dennoch jene Lehren enthalten waren? Ein astrologischer Cyklus, der jenen Ormuzd im Urlicht, jene um seinen Thron dienende Amschaspands veranlaßte? Und die behauptende Negative: „er läßt sich nicht weiter aufklären?" Aufklären läßt sich, was aufgeklärt werden kann, nicht aber ein im Licht verschlungener Ormuzd. Der nicht astrologische Cyklus, der den Persern die zwölftausendjährige Hoffnungsperiode eingab, liegt offen zu Tage. „Ueber den Grund der bestimmten Zahl der sieben Amschaspands und Erzdews und ihre Bedeutung sind die Meinungen auch streitig." Nur der Unverständigen Meinungen können hierüber streitig seyn, denn schon Hesiodus sagt, und zwar wissend: „sie haben den Gebrauch, auf die höchsten Berge zu steigen und zu opfern, und nennen den ganzen Umkreis des Himmels Jupiter. Sie opfern der Sonne, dem Monde, der Erde, dem Feuer, dem Wasser, den Winden." Da stehen die sieben großen Naturgeister. Möge er sie nach griechischer Art nennen und ordnen: genug, es sind die sieben richtig gezählten Amschaspands. Nach Hyde und d'Anquetil, dünkt

mich, ließe sich der Grund der sechs Zeiten- und Natur-Fürsten mit ihrem Vorsteher endlich doch begreifen.

„Die wahrscheinlichste Bedeutung ist, daß die Haupteigenschaften des Ormuzd, Güte, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Fülle, Seligkeit" — (Ormuzd und seine sechs Amschaspands verzeihen mir, ich schlafe) — und im Gegentheil die Haupteigenschaften des Ahriman, Bosheit, Lügenhaftigkeit, Ungerechtigkeit, Thorheit, Mangel und Elend personificirt sind." Ich schlafe. „Zu den sechs personificirten Haupteigenschaften wurden Ormuzd selbst und Ahriman selbst mitgezählet." (Lassen Sie sich also, m. Fr., zu Ihren personificirten Haupteigenschaften als Amschaspands, die um Ihren Thron dienen, auch mitzählen.) „Die Zahl Sieben wurde von den Planeten hergenommen." Hier weckt mich der Unmuth auf. Die Irrsterne wurden bei den Persern als unglückbringende Dämonen betrachtet und waren der Hut fester wachender Gestirne vertrauet; von ihnen schreibt sich kein Ormuzd und Amschaspand her. Soll ich weiter gehen? Solche Lehrbücher heissen Lehrbücher der Geschichte und einer kritischen Literatur derselben; sie werden von ihren Kollegen, Amschaspands, Izeds und Hamkars gelobet und gepriesen. Wie wird die wahre Wissenschaft durch dieß Ormuzd-Reich, das auf Kathedern sowohl, als in allgemeinen Literaturzeitungen und Sekten „verschlungen in Glanz" strahlet, gehemmt und vergessen! Ich habe Sie und mich ermüdet; lesen Sie meinen folgenden Brief.

An denselben.

Alle Religionen haben das mit einander gemein, daß sie, Anfangs auf einfache Grundsätze und Lokal-Ansichten der Natur gebauet, zu eben so einfachen Pflichten einer Jahres-, Tages- und Lebensordnung hinweisen. Nachdem ein Volk wohnet, nachdem es gesinnet ist und, wenigstens seinen Kultivatoren nach, auf einer niedrigern oder höhern Stufe der Kultur stehet, nachdem wird diese erste Einrichtung, die Grundfäden des künftigen Gewebes, zart oder grob, schlicht oder verworren, viel- oder wenigumfassend. Wie sie aber auch sey, kann sie nicht anders als zeit- und ortmäßig erklärt werden, da von ihr alles ausgeht.

Je mehr ein Volk in moralischen Begriffen oder überhaupt in der Kultur steigt, desto mehr werden diese den alten Gebräuchen und Satzungen zwischengewebet. Es wird ein feinerer Sinn in sie gelegt; sie werden nach Haupt- oder Nebenbegriffen polirt und erkoliret. Hat ein Volk mit andern Völkern Umgang, ist es geneigt, fremde Begriffe aufzunehmen und sich zuzueignen: so werden diese unvermerkt ein reicher Einschlag werden und mit den dadurch erscheinenden Figuren dem alten Gewebe vielleicht eine neue Gestalt geben. Hat das Volk überdem einen geltenden Hof, eine glänzende, gar erobernde Monarchie, macht es einen konstituirten und gesetzgebenden Staat aus: so wird auch sein Religionssystem eine Hof- und Staatsform annehmen, wobei die ersten einfachen Fäden, die dennoch allem zum Grunde liegen, beinah unsichtbar werden. — Dauert endlich eine Religionsverfassung so lange, daß sie, ihrem

ersten Zweck nach, sich gleichsam selbst überlebet: so kann sie nicht anders als müßig über sich selbst spekuliren. Je geist= und schriftreicher die Nation oder die Zunft ihrer Weisen ist, desto feiner werden diese Spekulationen gerathen, und, mit den Ideen fremder Nationen in Kampf oder Bewegung gesetzt, desto bunter und mächtiger wirken. Dieß ist der Geschichtskalender, wie mehrerer großer Völkerreligionen, so auch der Perser. Werden diese Epochen nicht unterschieden, so weiß man kaum, wovon man redet.

1. Die Perserreligion, zwischen Völkern der frühesten Kultur entsprossen, konnte nicht anders als von ihnen borgen, d. i. anderswo ausgedachten Ideen eine sich selbstgemäße Gestalt geben. Dieß war die Jahresform, der Kalender, von welchem Volk, am Euphrat, Gihon oder Indus, er auch genommen seyn möge. Nur bildete man ihn chaldäisch, medisch, persisch aus, heftete an ihn nach Monaten und Tagen die ganze Ansicht der Natur in Gesinnungen der Völker, die darnach leben sollten, und in ihrer eigensten Lebensweise. Ein eigner Stamm, sowohl in Medien als Persien, (Chaldäer, Magier) war zu Handhabung dieser Jahresreligion geordnet. Im lebendigen Wort, d. i. in Glückwünschungen, Gebeten, Formeln, Gebräuchen, liegt diese Einrichtung klar vor uns; wir dürfen mit unverrücktem Sinn nur sehen, was da ist, lesen. Die sechsmal zwölf Fäden im Religionsgürtel, wie die in der Zahl wechselnden Sprossen des feuerschürenden Barsoms tragen ihre Bedeutung so offen mit sich, als die Namen der grossen und kleinen Genien, der Monate, Tage, Tagszeiten und Feste. Die brennenden Naphthaquellen in

Aderbedschan gaben den Feuerdienst hier so lokal und einheimisch, als den Aegyptern, Phrygiern, Griechen, Etruskern ihre Religionsgebräuche gegeben werden mochten. Das religiöse Kunnerets (Mittelland der Erde) mit seinem Albordj in allen seinen Zweigen, mit seinen Zarés, Vars, Behescht-Oertern und Keschvars, unter seinem Sternhimmel, mit den Veränderungen seiner Jahres- und Tageszeiten liegt so klar vor uns, daß wir vermögend sind, nicht nur jeden Tag und Monat, sondern jedes Element, beinah jede Natur- und Jahresgabe, jeden Baum, jede Blume, jedes Metall und Geschäft dem Genius anzuweisen, der es beschützt und segnet. Zu diesem Zweck eine Uebersetzung des Bundehescht mit geographisch-physischen Erläuterungen vernünftig gegeben, erweiterte unsere Begriffe, die durch bloße Schwärmereien über den sogenannten Zoroastrischen Lehrbegriff gestaltlos aus einander fliegen. Nach einer Reihe älterer Schriftsteller haben Lorsbach und Wahl manchen Namen, manche persische Eigenheit glücklich erläutert.

Als der Magismus statt eines Königes der Meder dem Persermonarchen, dem Herrn der Welt, diente, mußte seine Religion auch die Hof-Form und die Konstitution seines Reichs annehmen. Daß dieß nicht sogleich geschah und in allen Provinzen geschehen konnte, bezeugen die Nachrichten der Griechen aus dieser Periode; daß aber in ihr zum glänzenden Hofstaat Ormuzds der Grund gelegt wurde, ist aus dem Zend-Avesta klar. Lege man diesen, mit Auslassung aller Namen, wem man wolle, vor, er wird sagen: „dieß Religionssystem ist unter einem kriegerischen

Bergvolk entsprossen, es hat aber einem glänzenden Hofe gedienet."

Sonderbar scheint es, daß nicht nur in Benennung der Regenten der Zend-Avesta gewöhnlich mit Gustasp (Darius Hystaspis) aufhöret; sondern auch der prächtigen Ceremonien, des Ormuzd- und Sonnenwagens, der weißen Rosse und Roßopfer nicht erwähnt, die unter den Persermonarchen doch unwidersprechlich im Gebrauch waren. Die Sonderbarkeit aber läßt sich erklären. Wenn Alexanders Eifer gegen den Feuerdienst der Perser Bücher verbrannte und königliche Archive zerstörte, so konnte es zunächst keine andere treffen, als die den damaligen Königskultus seines eroberten Perserreichs feierten. Diese herzustellen lag wohl niemanden am Herzen: denn das Königthum mit seinen Sonnenrossen und Sonnenwagen lag unwiederbringlich darnieder. Was wieder hergestellt wurde, war der alte medische Kultus, der bis an Darius ging; das zeigen die bisher aufgefundenen Reste, die ja nur von einem einzigen Mann außer Persien unter den kärglichsten Umständen zusammengetrieben und nach Europa gebracht sind. Wende jemand mit d'Anquetils Eifer mehreren Aufwand in Persien selbst, in Ispahan, Kirman an: vielleicht wird er noch eine Agende des Königskultus finden. Nach niedergestürztem Reich war diese den Perserpriestern unbrauchbar.

Vom Zustande der Parsenreligion unter den Partherkönigen wissen wir wenig; die spätern Nachrichten nennen es einen Zustand des Verfalles, der Neige. Desto mehr mischte sich die Religion der Parsen fortan mit andern Völkern; ja schon seit Da=

rius Zuge war sie den Griechen so wunderbar merkwürdig worden. Woher dieses?

Nichts ist natürlicher. Die Religion des grossen Königes in einem Zuge der Magier mit Beschwörungen aller Elemente (wie es den Griechen vorkam) begangen, war diesem leichtsinnigen Volk etwas sehr Großes. Bald fanden sich also Ostane, d. i. Zend-Avesta-Beter, die auch beschwuren. Magische Geheimnisse, Einweihungen entstanden und gingen nach zertrümmertem und seitdem mit Griechen gemischtem Perserreich trefflich fort: denn was in der Welt könnte mehr reizen, als ein Kultus, der alle Elemente in seiner Gewalt hat, der in der Gemeinschaft aller Naturgenien spricht und in welchem es am ausgesprochenen lebendigen Wort, an Tag und Stunde hängt, zu wem er spreche, durch wen er wirke. Dieß ist die sehr natürliche Entstehung des Magismus; sie entstand durch Glauben und Ausübung eines Landkalenders, und breitete sich als ein Hofceremoniale weiter. In die Philosophie der Griechen haben die Ostane mehr gewirket, als man in unsern akademischen Philosophie-Kalendern meinet.

Als die Sassaniden den Parthern das Reich abdrangen, setzten sie, angebliche Nachkommen Zoroasters, den Magismus auf den Thron. Eine Feuerwache kam auf ihren Münzen bewaffnet neben den Altar, und Zoroasters Name galt für eine Summe des Kultus, dessen Urheber er doch selbst nach den fortgebräuchlichen Liturgien nicht war. Unter den Sassaniden war eine andere Zeit. Das Christenthum bedrängte die Völker und nöthigte jeden alten Kultus,

der nicht untergehen wollte, auf seine Füße zu treten. Jetzt wurden also die alten Parsenbücher gesammelt, revidirt, das Parsenthum blühte! Wir wissen aber auch von dieser Zeit viel zu wenig, als daß wir strenge urtheilen könnten, wie es dort und hier beschaffen gewesen. Offenbar paßte der alte Zend-Kultus auf manche Provinzen dieses neuen blühenden Perserreichs wenig; pehlvische Uebersetzungen halfen also aus; und über alles müssen wir noch mehrere Parsenschriften erwarten. Die wir haben, sind solche, die sich in den Händen vertriebener Desturs retteten, und die erhalten wurden, wie jene sie brauchen konnten. Die Herrlichkeit der Keans und Sassaniden war vorüber; was Wunder, daß ihrer in diesen Liturgien wenig oder gar nicht gedacht wird.

Unverständig ist aber die Behauptung, daß, weil viele Parsenschriften untergegangen sind, durchaus keine ächten mehr da seyn können. Diese sind da, zum Theil Ueberbleibsel aus dem alten Magierdienst in der medischen Zend-, d. i. gottesdienstlichen Sprache. Politisch verfolgt geht nicht leicht etwas ganz unter, am wenigsten ein heiliger Dienst, an dem man so eifrig hing, der eine eigene Zunft zu Erhaltern und Rettern hatte, und Jahrhunderte lang in den Meinungen einer großen Nation als wunderthätig gegründet war. Es erhielten sich Feueraltäre, und haben sich bis jetzt erhalten. Erhielt sich aber Einer derselben, Ein Atesch-Gah, Eine Schule der Mobeds: so war das Wesentliche der Parsenreligion durch sich selbst gerettet: denn sie war ein Jahreskalender; wie die Natur selbst und die Jahreszeiten hing sie an einander. Kühn also können wir sagen,

daß, ungeachtet der großen Lücken, die wir über das Ritual der Parsen während der Monarchie wahrnehmen, wir doch die Idee der ächten alten Magierreligion haben. Wir hätten sie sogar, wenn wir einige Nosk nicht hätten: denn diese wiederholen sich, obgleich mit manchen neuen Erläuterungen, stets, wie sich ein religiöser Jahreskalender seiner Natur nach immer wiederholet.

Also wollen wir nur brauchen, was wir haben, und die Augen aufthun, zu bemerken, was jedes Stück sey und wohin es gehöre. Es ist ein eitler Wahn, über Sprachen die kritische Fackel schwingen zu wollen, die wir nicht verstehen, von denen wir durch die schnelle, kurze und in Manchem offenbar unzuverläßige Mühe Eines Mannes nur wenige unhinreichende Proben haben. Es ist ein noch eitlerer Wahn, zu glauben, daß man etwas Neues gesagt habe, wenn man den Vendidad vor andern Ritual-Aufsätzen lobet. Als Haupttagende in der großen Versammlung der Geister, (Vispered), als ein Levitikus der Magier mußte er vor allen erhalten werden, weil ohne ihn kein Atesch-Gah und keine Desturschule bestehen konnte; deshalb aber verringert er den Werth anderer Aufsätze nicht, und die späte Kompilation Bundehescht ist lehrreicher als viele Gebetbücher seyn würden. Der eitelste Wahn endlich wäre es, wenn man auf metaphysischen Deutungen der grenzenlosen Zeit, des Urlichts, der Urfinsterniß, als zwei wesentlichen Principien schwärmerisch umherschweifen wollte; dem Geist der Zeiten, der Gegenden, der Völker und der gesunden Vernunft selbst sind sie durchaus fremde.

„Aber Zoroaster? der große Gesetzgeber und Weise, der erhabene Philosoph, der gottgesandte Prophet, den schon Plato verehret" — Es ist wohl nichts Besseres, l. Fr., als daß wir uns an diese Glanzgestalt, den Goldstern (denn das heißt Zoroaster) selbst wendeten und ihn durch seine eigne Kraft beschwüren. Er hat in neueren Zeiten so viel Federn in Bewegung gesetzt, daß es seinem Feruer, auch seiner Mutter Dogdo, seinen drei Weibern und Söhnen durchaus nicht gleichgültig seyn kann, was man von ihm denke. Also —

An Zoroaster.

„Erscheine, Goldstern, Gesetzgeber Persiens, Philosoph, weiser glorreicher Zoroaster, erscheine!"

Er erscheint nicht. Entweder müssen ihn diese Namen nicht rufen oder das Erscheinen ist seine Sache nicht. Wir geben also die magischen Ceremonien auf, und bleiben bei den Zeugnissen oder vielmehr bei dem Gerücht über seine Person und Schriften.

1. Vor allem sondern wir dabei Altes, Neues und das Neueste, dazu Einheimisches und Fremdes. Höret man alle Stimmen durch einander, ohne zu prüfen, woher jede kommt, was sie denn eigentlich sagt und sagen konnte: so irrt man in einem Zauberwalde umher, in dem man sich zuletzt verlieret. D'Anquetil hat dieser ganzen Untersuchung Schaden gethan, daß er seinem sogenannten Leben Zoroasters eine sehr späte Epopee, den Zerduscht-Nameh, fast zum Grunde legte. Möge sie im Jahr

Christi 1276 aus dem Pehlvischen übersetzt seyn und sich, wie es wohl nicht anders seyn kann, auf ältere Traditionen gründen a); es ist ein Gedicht in persischen Versen, keine Geschichte. Muhamed gleich, ja über Muhamed hinaus stellet es Zoroaster als einen vom Himmel gesandten Propheten, Gesetzbringer, Wunderthäter in alle dem Glanz vor, in dem man seit dieses Propheten Zeit, ja vor derselben, berühmte Männer zu sehen gewohnt war; ein fremder Glanz, der in die Denkart des Meder- und Perserreichs, am wenigsten in Gustasps Zeiten gehöret. Wo also bei d'Anquetil Zerduscht-Nameh am Rande stehet, muß es unvergessen bleiben, daß das Angeführte aus einem persischen jungen Gedicht, einer eigentlichen Lobschrift Zoroasters, sey.

2. Auch in den Büchern, die d'Anquetil als Religionsbücher der Parsen nach Europa gebracht hat, erscheint Zoroaster bei weitem nicht allenthalben in gleichem Glanz. Am einfachsten tritt er im eigentlichen Vendidad auf, in welchem er Ormuzd fragt, Ormuzd ihn belehrt b). Er befragt ihn über die verschiedenen Segensorte Irans, über die Gesetzgeber alter Zeiten, sodann über Verbrechen und Strafen, über Unreinigkeiten, Reinigungen u. f. Ohne Vermischung mit den Ideen anderer Bücher geben diese Fargards das einfachste Bild von ihm, nach welchem er weder Enthusiast und Weissager, noch Gesetzgeber und Wunderthäter, sondern Ordner der Religionsgebräuche war. Sein Zweck ist of-

a) Z. A. T. I. P. II. p. 6. n. 1.
b) Z. A. T. I. P. II. p. 261.

fenbar, alte rohe oder unreine Sitten, z. B. das Auslegen der Todten, daß sie von Vögeln und Thieren verzehrt werden, Unreinigkeiten am Körper, in Häusern, Speisen, Geschäften, wegzuschaffen, und durch Religionsgebräuche, der damaligen Zeit nach, bessere Sitten zu bilden. Diese Vorschriften kleidet er in den bescheidenen Namen „Konsultationen Ormuzds.“ Sie sind für sein Vaterland Iran, besonders für seine Geburtsstadt Urmi geschrieben, der er sie am Ende empfiehlt, da in ihr bekanntermaßen ein Hauptinstitut der Magier war. Es tragen also diese Konsultationen ihren Zweck, so wie das Gepräge der damaligen Sitten und geringen Geisteskultur mit sich; wer in ihnen hohe Weisheitssprüche oder etwas noch Höheres sucht, gebe sich selbst die Schuld. Wie der mosaische Leviticus gehen sie oft in ein für uns kleinfügiges Detail, und sind in manchem positiven Aberglauben ein wahres Joch, welches eben ihr Alter beurkundet und die Geistesstufe damaliger Zeit und Gegend erprobet. Sapetman (denn dieß war Zoroasters Familienname) erscheint in ihnen als Anordner gesellschaftlicher Sitten durch Religionsgebräuche, als Konsultor.

3. In ungleich höherem Glanz zeigen ihn die Liturgien, selbst das Wispered, die *ιερη συναγωγη παντων*. Nicht nur sind seine Gebräuche in ihnen schon festgestellt, sondern man bekennet sich eigentlich zu ihnen in mehreren Anfängen der Liturgie, als Zoroasters Schüler. Dieser wird als Institutor, nicht etwa nur der Magier allein, sondern aller Provinzen und Stände in ihren Pflichten bezeichnet: sein Feuer wird angerufen; sein Ansehen stellet das Ge-

setz fest. Die höchsten Lobsprüche werden an ihn gewendet; sein Geschlecht sogar, Vorfahren, Mutter, Weib, Kinder, sind bereits kanonisiret. Sonnenklare Anzeigen, daß diese Liturgien lange nach seinem Tode (wie wir sehen werden, unter den Sassaniden) abgefaßt sind; da in ihnen Zoroaster als Haupt und Stifter der Parsenreligion, als religiöser Gesetzgeber und Einrichter Persiens, als Goldstern strahlet.

4. Wann lebte jener medische Sapetman, der den Namen Zoroaster erhielt? Nicht nur die einstimmige Tradition der Morgenländer, sondern auch die Anrufungen (Jeschts) des Zend-Avesta bringen ihn mit einem Könige Gustasp zusammen, dessen Seele mit der seinigen oft zugleich, zugleich auch mit seinem (Gustasps) ganzem Geschlecht, mit neun und zwanzig Söhnen, Bruder, Minister u. s. als Schüler, Ausrichter und Bewerksteller des Zoroastrischen Gesetzes angerufen wird. Daß diese Anrufungen aus den Zeiten der Sassaniden seyen, ist kaum zu bezweifeln; es sind also zwar späte Zeugen, die nächsten indeß, die wir haben.

5. Wer war dieser Gustasp? Kein Zweifel, daß es nach der Meinung der Morgenländer der Monarch seyn sollte, den wir Hystaspis nennen, in ihrem Königsverzeichnisse der fünfte Kean. Die neuere Hypothese, die den in den Liturgien als Einrichter des persischen Kultus angenommenen Zoroaster unter einen medischen Ke-Aksar (Cyaxares) zurückwirft, beruhet auf keinem Grunde, und widerspricht der gesammten Geschichttradition der Parsen. Gustasp heißt ein Behorcher des Rosses; der Name

gründet sich auf die aus Herodot bekannte Geschichte, wie Hystaspis zum Thron gelangte. Noch die späte Epopee Zoroasters, Zerduscht=Nameh, die ihn als einen Wunderthäter vorstellt, bleibt jenem Namen treu; das Wunder, das der Ueberbringer des neuen Gesetzes vor'm Könige thut, geschieht im Stalle, an seinem Pferde. Auch das andere, das von diesem Gustasp erzählt wird, morgenländisch ausgeschmückt und fabuliret, selbst sein unglücklicher Zug gegen Turan, paßt auf Hystaspis, wie nämlich spät erfundene, zusammengereihte Mährchen passen können; wir hören fernher eine Glocke läuten.

6. Nach den Berichten der Griechen von Darius Hystaspis ist eine Reform der Magier unter ihm gerade an Stell' und Ort. Hatten diese sich durch Smerdis des Throns bemächtigt und wollten ihn entweder, nach Cambyses Furcht, auf die Meder zurückbringen, oder gar eine Magier=Regierung einführen: so nahmen die Perserfürsten aus Dshjemschids Familie, die Achämeniden, dieß hoch auf. Smerdis, die medischen Magier in Persis wurden ermordet, und sogar ein Triumphfest, die Magophonie, gefeiert. Natürlich führte dieß zu einer Einschränkung und Regulirung der ganzen Stammeszunft, die auch schon dadurch vermuthlich wird, daß eben dieser Hystaspis es war, der das ganze Land, Satrapien, Abgaben, Vermessungen, Posten, Stände eingerichtet. Sollte die große, wirksame, ihm gefährliche Zunft der Magier seinem ordnenden Geiste entgangen seyn? Er ordnete Meder und Perser zu Genossen Eines Reichs, also auch die Stämme der Magier in Medien und Persis, die natürlich, wie die Völker selbst, vorher

in Manchem nicht übereinstimmend seyn mochten. Wenn er also auch die Liturgien in Zend und Pehlvi einstimmig machte und dazu einen geschickten, nach Ort und Zeit gelehrten, vorzüglich aber weisen und sittlichen Mann gebrauchte: so wurde dieser, weshalb ihn die Nachwelt vergötterte, zwar nicht ein eigentlicher Gesetzgeber, (welches sich unter einem Monarchen, wie Darius war, gar nicht denken läßt) aber ein Gesetzstifter, d. i. ein Aufheller des alten Magismus, ein Ordner der Sitten durch Regeln der Reinigkeit und strengere Religionsgebräuche nach der jetzigen politischen Beschaffenheit des großen Reichs. Durch die Vereinigung vieler, auch ausländischer Völker, hatte dieß Kultur gewonnen, oder sollte sie fortan gewinnen. Wie Persepolis als das Haupt eines neuen Reichs errichtet ward, mußte auch eine Landesreligion errichtet und dazu der alte Meder- und Perserkultus polirt werden. — Mährchen und Fabeln hinweggethan, war offenbar dieß das Geschäft Zoroasters, dessen Verdienst die späteren Zeiten so hoch preisen. Er war Destur des künftig geltenden Religions-Gesetzes, von Königs wegen Institutor des Landes.

7. Mich dünkt, hiemit verschwinden auf einmal alle Schwierigkeiten, die man sich über seine Person machte. Wenn Herodot seinen Namen nicht nennet, so kann dieß Schweigen dem Destur Sapetman sein Daseyn nicht rauben; denn Herodot unterscheidet ausdrücklich, was er von den Magiern wisse und nicht gewiß wisse; um ihre innere Einrichtung ist er unbekümmert. Zoroaster brachte keine neue Religion auf; (wie war dieß möglich?) sondern wandte nach jetzigen Reichs- und Zeitumständen die uralte Magierre-

ligion zu mehrerer Kultur der Sitten in einem monarchischen Staat an, der mit so viel fremden Völkern in Verbindung gekommen war und auch in Religionsbegriffen reinere Gebräuche haben mußte. Daher, daß Zoroaster sich fort und fort auf das alte Gesetz Dshjemschids beziehet, das Stände eintheilt, die Urbarmachung des Landes, Reinheit, Fleiß und Ordnung in allen Geschäften zur Pflicht macht. Dieß Gesetz sollte und wollte er wiederherstellen: denn jetzt herrschten die Meder nicht mehr; es herrschte Dshjemschids Geschlecht, ein Achämenide. Eben daß er den Dshjemschid hervorrief, an diesen alles band, und seine Religion nur als Wiederherstellung jener alten Einrichtung der Dinge angesehen wissen wollte, zeigt, daß er unter einem Achämeniden lebte. Furchtsam ging er aus Medien aus und wagte sich mit seinem Entwurf zur Verbesserung, den Konsultationen Ormuzds, an den Hof des Abkömmlinges Dshjemschids, des Achämeniden.

8. Hiemit stimmen die Nachrichten sogar der späteren Griechen überein, die dem Darius Hystaspis eine Reform des Magismus, die Einführung eines einstimmigen Kultus in den medischen sowohl als persischen Provinzen zuschreiben, ja auf dem Grabmale selbst das Lob eines Lehrers der Magier beilegen c). (O daß sich der Schrift und Sache wegen diese Grabschrift fände!) Nicht unter einen Mederkönig, wohl aber unter einen geschäftigen, ordnenden Achämeniden gehört's, daß seines Urvaters altes Ge-

c) Ὁτι Μαγικων γενοιτο διδασκαλος. Porphyr. de abstin. l. 4.

setz, neupolirt, das allgemeine Religionsgesetz seines Landes, er also auch hierin ein zweiter Dshiemschid würde. Was unter diesem Hom gewesen war, ward unter jenem Gustasp Sapetman Zoroaster, wie die Vergleichungen den ganzen Zend-Avesta hindurch rühmend sagen. Sich selbst wollte fortan Darius, der ordnende König, als das Haupt, seine Söhne als Glieder des Ordens der Magier angesehen wissen: denn ihr Urvater hatte durch Einrichtung dieses Stammes Reich und Land, Stände und Zeiten, ja durch diese die ganze Natur geordnet.

9. So dachte Darius; und die letzten Jahre seiner Regierung soll ihn sogar dieser Reformationsgeist zu einem unglücklichen Kriege gegen Turan veranlaßt haben, dem er seine Religion, d. i. seine Oberherrschaft auch zubringen wollte. Rieth Zoroaster ihm dazu, so that er nicht weise, und der weiterhinsehende König hätte dem eifrigen Priester nicht folgen dürfen. Ueberhaupt wird man im Zend-Avesta einen großen Haß gegen den Nord und die Nordvölker gewahr, die durch Ueberfälle und Räubereien den südlichen Provinzen freilich von jeher beschwerlich gefallen waren, gegen die also ein alter Nationalhaß obwaltete; wenn aber Zend-Avesta den König der Turanier, Afrasiab, völlig zum Ahriman, und die Gegend jenseit des Orus zum Reich der Dämonen macht: so ist dieß freilich für eine Religion keine empfehlende Farbe. Auch sie zeigt indessen, daß Zoroaster in Zeiten eines großen National-Hasses der Perser gegen die Turanier gelebt habe; und auf welche Zeit trifft dieß genauer als auf die seit Cyrus?

10. Wie es unter den folgenden Persermonar-

chen mit dem Zerduschtianismus gestanden, wissen wir nicht; es scheint er sank. Die Kriege mit den Griechen, die fortwährende Bekanntschaft mit Fremden brachten mit neuen Sitten auch neue Ideen ins Land, zu deren Annahme die Perser, schon nach Herodots Bericht, sehr geneigt waren. Bereits zu jener Zeit hatten sie von Assyrern und Arabern den Dienst der Mylitta (Alitta) unter dem Namen Mitra angenommen d); sehr natürlich, daß von Assyrern, Arabern, Aegyptern, als überwundenen Völkern, mehrere Begriffe angenommen wurden. So kamen dann auch mit der Bekanntschaft der Aegypter die sieben Planeten ins persische Himmelssystem, wo sie von ihren Göttern in Schutz genommen wurden. Auch das Memnonium im Palast zu Susa war vielleicht ein Phamenophis, ein Gebäude zu Nachahmung der ägyptischen Zeiten-Einrichtung. Daß überhaupt unter der verfallenden Despotenregierung eines großen üppigen Reichs, wo am Hofe und bei den Satrapen die größte Weichlichkeit herrschte, ein Venusdienst der Anaitis eingeführt ward, ist ganz in der Ordnung der Dinge. Wo war jetzt jene alte Idee einer thätigen Weltregierung im großen Naturbilde der Jahreszeiten? Wie paßte sie zu diesen Zeiten und ihrer Staats-Einrichtung? Selbst die Reform Hystaspis und Zoroasters schickte sich nicht mehr zu

---

d) Wahrscheinlich irrte sich der gute Alte (Herodot), der diese Alitta Mitra und zugleich Venus Urania nennet. Venus hieß den Persern Anahid, die einzige weibliche Gestalt unter den Planeten, ihnen eine Ized.

Zeiten, die immer schwächer und üppiger wurden, bis Alexander dem ganzen Reiche ein Ende machte.

11. Plato ist's, der unter den Griechen zuerst den Namen Zoroasters nennet; wie nennet er ihn? „Als einen, nach dessen Lehre die Prinzen sowohl im Dienste der Götter als in ihren Königspflichten Unterricht empfingen." Dieß anzuführen, war Plato's Zweck gemäß und nach Darius Einrichtung Wahrheit: Zoroasters Name begriff nämlich die persische Landesreligion, Reichsverfassung und Staatsweisheit. Wenn Xenophon die Erziehung Cyrus zum Vorbilde der Tugend gemacht hatte, so dringt sein Mitwerber Plato nach neueren Einrichtungen näher zum Ziel, und erzählt kurz, wie der Weiseste, Gerechteste, Enthaltsamste, Tapferste den Königssohn unterrichte, da dann der Name Zoroaster genannt werden mußte. Nach der Zerstörung des Perserreichs ward er allverbreitet: denn jetzt pries man, was nicht mehr da war; und da nach persischer Weise allem Verdienten, Ruhmvollen, Großen im Dienst eines Königes, der die Sonne hieß, gern der Name von Sternen gegeben wurde: wie also nicht dem religiösen Einrichter Persiens, dem zweiten Hom eines zweiten Dshiemschid? Sapetman hieß also fortan der Goldstern Zoroaster. Ihm schrieb man fortan alles zu, was zum Magierdienst gehörte, Liturgien, Anrufungen, die man Beschwörungen nannte, Weissagungen, Verse, Bücher; alle Magie hieß das lebendige Wort, alles Magische hieß Zoroastrisch.

12. Sich bei Zeugnissen hierüber, von Dingen, die wir nicht gesehen haben, aufhalten, heißt seine

Zeit verlieren. Schaffe man uns die Verse, Orakel, Beschwörungen, u. s. des weisen Zoroasters, von denen Griechen und Christen reden, her: wir wollen urtheilen. Offenbar aber waren es Liturgien des Parsendienstes. Mit dem Wort Magus, Magie war den Griechen einmal der Sinn verrückt. Weil hier im Aussprechen der Worte eine Macht über die Elemente der Natur und zwar in einer Versammlung der Genien und Geister liegen sollte, und mit diesem alten Kultus Naturwissenschaft, Zeitrechnung, Arzneikunst, praktische Moral, Polizei u. s. verbunden war: so ward das Wort Magus den Griechen nach und nach ein Vorbild sowohl des vielgestaltigsten Weisen und Erzkünstlers, als eines dämonischen Mannes, endlich auch des listigsten Betrügers. Es kam darauf an, wie man das Wort nahm, wie man Zoroaster kannte und ansah. Noch jetzt ist er dem grossen Haufen ein eben so vieldeutiger Name, bei dem jeder das Seinige denket; sein Charakter ist aber immer thätige Kraft in Formeln, Gebräuchen und Zeichen durch Naturweisheit. In verbis, herbis et lapidibus ist das bekannte Zoroastrische Sprichwort, welches auf den Parsenkultus gerade zurückführet.

13. Als endlich ein Magier selbst das schwachgewordene Partherreich stürzte und auf den alten, jetzt neuen Perserthron kam, gelangte Zoroasters Name alt und neu zum höchsten Glanze. Der Regent selbst wußte sein Geschlecht von niemand rühmlicher, als ihm herzuleiten; der himmlischen Anahid sogar, Venus Urania, war Zoroasters verlorne Kraft zur Aufbewahrung anvertraut gewesen. Jetzt also ward Zoroasters Familie auch in Liturgien gepriesen; man

sammelte, was sich sammeln ließ; Waffen schützten den Feueraltar, aus dessen Flammen der Genius des alten Gesetzes emporstieg.

14. Die prachtvolle Regierung dieser Gesetzeskaiser, der Ormuzddiener, der Sassaniden, traf aber auf eine Zeit des übeln Geschmacks, in welcher Mönchs- und Rittergeist neben einander herrschten. Das Christenthum drängte sich an alle Religionen der alten Welt, die sich also auch gegen dasselbe zusammendrängten; und in dieser Zeit ward der Zend-Avesta gesammelt, in eben der Zeit, da auch der Rabbinismus und Christianismus sammelte, was er sammeln, vertilgte, was er vertilgen wollte. Von diesem Mönchsgeist trägt die Sammlung von Parsenschriften, die wir besitzen, die unverkennbarsten Spuren. Auf den alten Naturdienst, d. i. den Jahreskalender, ist in ihr alles gebauet; Zoroaster wird in ihr hoch gepriesen; auch sein König wird mit ihm genannt, dicht hinter welchem aber die Sage abbricht und im Genius einer spätern Zeit die Liturgie ordnet. Offenbar siehet man, der Kanon war geschlossen, wie er bei Juden und Christen geschlossen ward, in gesammelten Stükken der Vorwelt ex abrupto. Gegen das Christenthum hatte sich der Persismus tapfer gewehret; keine Spuren davon (man möchte denn einige unvermerkte Uebergänge ausnehmen), sind in ihm. Noch minder vom Judenthum, das desto mehr vom Persismus geborgt hat. Auch die griechische Philosophie hat schwerlich anders als durch den allgemeinen Impuls darauf gewirket, den sie von den Zeiten Alexanders an der ganzen alten Welt gab. Desto

mehr hat das Perserthum in den Köpfen der Griechen Begriffe und Mißbegriffe erreget. Pythagoras an seinen Ort gestellt, spekulirte man von Aristoteles Zeiten her über den Zervan und die beiden Grundwesen der Magier, nicht nach persischen, sondern nach griechischen Begriffen, und verwickelte sich darin so und anders. Das einfachste System der Welt, das von lauter Zeit- und Kalenderideen ausging, hat eine Verwirrung der Gedanken unter zwei Principien des Guten und Bösen angerichtet, an welche weder Zerduscht (denn von ihm stammt die Kalender-Abtheilung nicht her), noch weniger sein Vorfahr, der sogenannte erste Zoroaster, gedachte.

Wer war dieser erste Zoroaster? Er würde mir's, da von seinem späten Nachfolger Sapetman-Zerduscht so viel geredet ist, nicht verzeihen, wenn ich von ihm und seinem Könige Dshemschid schwiege. Genannt sey er also, der erste Verkündiger des Gesetzes auf den heiligen Bergen, der mit dem lebendigen Worte den Gurt der Tapferkeit und das heilbringende Gewand aus Ormuzds Hand empfing, mit Hülfe des Gestirns Taschter die Erde reinigte und die Bösen wegschwemmte, Er, der Baum der Gesundheit im Quell Arduisur, Er, ein seliger Ized, wohnend im Palast von hundert Säulen, der Wasser strömen läßt und jedes Gewächs mit Heilkräften segnet, durch den die Speise, der Trank gedeihet, der Kranke genes't, durch den einst die Gebeine der Todten wieder grünen; er werde genannt —

An Hom. (Ὁμανης.)

Hom hieß das kurze Wort, an welches die Perser und mehr Nationen so viele Begriffe knüpften. Selbst das Schöpfungswort, das Ormuzd ewig ausspricht, durch welches alles ist und bestehet (Honover) ist nur sein musikalisch verlängerter Ausdruck. Hom (Hom=Mani=Pema=Hum) ist der Anruf an die Gottheit der Tibetaner; der ihren Gebeten Kraft gibt; den auszusprechen jedem Ungeweiheten unerlaubt ist; der Charakter, mit dem sie unnachläßlich den Anfang und das Ende jeder Schrift bezeichnen; die Summe aller Gebete, die innerste Kraft jeder Naturwirkung und Magie. Hom ist den Indiern das größte feierlichste Opfer, das jährlich der Sonne und dem Feuer gebracht wird; den Persern endlich das vielgestaltige Symbol aller Kraft und Wirkung der Natur, Baum der Unsterblichkeit, Wurzel der Gesundheit, nährender Saft in Speise und Trank, zugleich auch der älteste Verkündiger des Gesetzes, Zoroasters erster Vorgänger, ein seliger Geist auf den Gebirgen — Wie kommen diese Symbole zusammen? Wie kamen sie zusammen zu Einem Begriff? Oder mit andern Worten: wie entstand der erste Zoroaster?

Sehr natürlich, von welcher Seite man auch die Zusammensetzung versuche. Das Wort Hom, er ist! es sey! ist die Summe aller Existenz, der Ausdruck aller Wünsche und Gelübde; mithin war's in einem Kultus, der auf die Kraft ausgesprochener Worte gebauet war, das Grundwort aller Gedan-

ken, Segnungen und Imprekationen, ein ewiges Amen (Omen).

Von Menschen auf die Geister der Natur angewandt, sprachen diese ein ewiges Hom (fiat), stets wirkend und segnend. Der oberste Naturgeist sprach fortwährend sein mächtiges Honover: es gedeihe! es werde! Alle Izeds als wirkende Naturkräfte haben von diesen Segnungen den Namen; sie sprechen ein ewiges Izeschne; und der oberste Geist Ormuzd ist der Ur-Ized.

Segen und Gedeihen, das sie in die Schöpfung sprechen und wirken, wie kann es symbolisirt werden, als durch den immer forttreibenden Saft der Schöpfung, den Baum des Lebens und der Gesundheit, der in der Urquelle wächst und grünt und blühet. Seine Wurzel ist Leben, sein Thau, seine Blätter und Früchte bringen Gesundheit. Daher in der Parsenreligion das Symbol jenes Safts, jener Wurzel vom Baume Hom, dem sie so viele Segenskräfte zuschreiben. Daher jener Saft der Unsterblichkeit, durch den die Todten einst leben. Da die Physik der Parsen eine männliche und weibliche Naturkraft, Feuer und Wasser, annahm, durch deren innere Verbindung alles in der Natur werde, gedeihe, sich von Saft zu Saft hinaufläutere und auf solchem Wege Leben der Gewächse, der Thiere, der Menschen, in menschlichen Seelen endlich reine Gedanken, gesunde kräftige Entschlüsse würden: so fand dieß große Werden, Gedeihen und Wirken beinahe kein anderes Bild, als jenen saftvollen Lebensbaum (Hom) im Quell Arduisur.

Und sollte die Gestalt personificirt werden, die

den Menschen dieß Wunderwort in seiner Wunderkraft zubrachte: so ward es der Hom (Homanes), von dem die Parsenreligion redet, der ihren Kultus anrichtete, der ihnen Gurt, Kleid und das kräftige Wort gab. Es heißt: „Sey! werde!“ und er ist selbst das Wort; er ist, sagen sie, im heiligen Schall, der gesprochen wird, er ist im Stein, in der Pflanze, im Trank, in der Speise, die sein Wort segnet. Der Schall des Wortes selbst war der inartikulirte, anrufende Laut, in dessen Murmelung, in dessen langsames oder wiederholtes tonvolles Hersagen mehrere Morgenländer, vor allen die Parsen, den zwingenden Geist des Gebets, des Wunsches und Gelübdes, der Imprekation setzten. Die Magie des Magismus lag in diesem Hom, in seinen Gebräuchen, im Glauben, den man darauf setzte. Daher die ganze Einrichtung der Desturschaft, ihre Lehre durch Einweihungen, durch Grade; daher das Geheimnißvolle derselben und die Stufen dieser Geheimnisse, die alle Naturkräfte in ihrer Gewalt zu haben glaubten, indem sie durch ihre mancherlei Hom die guten Geister riefen und aussandten, die bösen fesselten und banden. Alles, was je die Magie sich anmaßte, lehrte, vorgab und ausrichten wollte, gründete sich auf dieß Hom, auf ein unsichtbares, kräftiges Band zwischen Gedanke, Wille, Wort und Wirkung. Wer von Anfange bis zu Ende den Zend-Avesta anders lieset, als in diesem Hom, d. i. im Glauben an dieß ausgesprochene lebendige Wort und dessen Wirkung, wer in ihm feine Metaphysik, eine geheim übernatürliche Philosophie sucht, der verirret sich weit vom

alten

alten Hom, dem Baume des Lebens. Dieser foderte Gedanke und That, Wort, Gebrauch, Glauben. In einer kriegerischen Bergnation entstanden, gürtete er sich mit dem heiligen Gurt und sprach kühn: „ich will! es werde!" So nothwendig nun und nützlich es ist, Glauben an Naturkräfte zu haben, wenn man sie kennet; ihnen zu gebieten, wenn man ihnen zu gebieten weiß; so nothwendig es ist, Glauben an sich selbst zu haben, und dem Gedanken, dem Willen, dem Wort Macht zuzutrauen, die man sich und andern gibt: so gefährlich und jämmerlich wird es dagegen, wenn man dem bloßen Hom, dem Wunsch, dem begehrenden Wort Kräfte zutraut und in die Art des Ausspruchs diese Kräfte setzt. Dann wird eine Schule des Aberglaubens zuerst, sodann des Betruges daraus, erst Geister, dann Seelen der Menschen zu rufen, zu bannen, zu binden und zu verblenden. Der Magismus hat jederzeit hierin seine Kunst geübet; ihre Täuschereien sind aber so oft erwiesen, daß es fast selbst ein magisches Wunder ist, wie sie noch Glauben finden. Daß z. B. d'Anquetils Zend-Avesta in Deutschland so und nicht anders aufgenommen ward, indem er mehr Schwärmereien und heiße Lobpreisungen oder sinnlosen Widerspruch, als ruhige Untersuchungen veranlaßte, bezeichnet die Zeit, in welche er traf. Wie gern hätte man durch ihn auch Geister bannen, Elemente beschwören und Todte erwecken mögen! Wer hiezu nicht das Herz hatte, grübelte darüber und phantasirte, oder verwarf blind, was literarisch unverwerflich ist: denn schätzbare Denkmale des Alterthums, Glaubensformulare, bleiben diese Schrif-

ten immer, von wem und aus welcher Zeit sie auch seyn mögen. Das Einzige hat man an ihnen nicht gerüget, was zu rügen war, nämlich Hom, die Wurzel des magischen Glaubens, der in ihnen liegt; vielmehr haben mehrere diesen laut gepriesen. Und doch war eben er die Wurzel des Aberglaubens und des magischen Betruges in aller Welt.

Nach einem so unschuldigen Anfange! Denn wer könnte sich etwas Schuldloseres denken, als einen Jahreslauf mit seinen Erfahrungen und Wohlthaten, mit seinen Bedürfnissen, Hoffnungen und Wünschen! Jede Jahreszeit gibt uns etwas Eigenes; in jeder muß man etwas Anderes verrichten; jede lehrt und muntert auf; in jeder erwachsen neue Bedürfnisse und Wünsche. Dieß alles in eine Regel zu bringen scheinet so unentbehrlich; diese, gut gefaßt, macht das ganze Jahr zu einer Schule des Unterrichts, jeden Tag zu einem Tage zeitmäßiger, auf den folgenden Tag nicht aufzuschiebender Uebung. Diese zu erwecken, was könnte gelegener seyn, als an ihm den Genius der Natur, wie er jetzt herrscht, zu begrüßen, sich seiner zu freuen, ihm alles Gute zuzutrauen, sich gegen seinen Feind, das entgegenstehende Böse, zu wapnen? Was könnte wirksamer seyn, als von sich selbst täglich das Wort zu nehmen, ihm in allem zu folgen, auf seine Segnungen zu merken, seinem Feinde zu widerstehen, sich zum Kampf zu rüsten? Und doch, aus diesem allem, was hätte werden können? was ist worden?

Genug, Hom war einst in seiner Unschuld ein schönes Symbol. Wie Dshiemo, der Kultivator Persiens, zu Dshiemschid, d. i. zum Becher

oder Spiegel der Sonne, d. i. zum Sonnenjahr selbst symbolisch gedieh: so Hom, der erste Verkündiger des guten Worts, der Institutor des Ordens der Magier in nützlicher Absicht zum Symbol des Kultus selbst, zum heiligen Wort und Zeichen, zum Baum des Lebens, zum Saft der Unsterblichkeit, zum Trank und zur Speise. Sein Geist lebe auf den Bergen im Freudensaale des Paradieses.

Lauter anmuthige Dinge haben die Perser fortan mit seinem Namen bezeichnet, jeden Vogel guter Vorbedeutung, dessen Anblick jedesmal eine Gewährung des Wunsches (Hom) ist, ihn, der nie den Boden berührt, Homai, den Vogel des Paradieses. Wen er beschattet, der trägt einst eine Krone. — Von ihm nannte sich die berühmteste Königinn Persiens, die Nachbarinn der alten Königsburg Persepolis, Homai. Von ihm nannten sie alles Heilige, Glückliche, Geweihte, Glorreiche Humazun; so auch das Königsbuch, die Sammlung der nutzbarsten Lehren und Fabeln, die sie kannten.

Gebe Hom uns alles, was wir wünschen, zugleich aber auch, daß wir nur das Gute wünschen, und, statt es von ihm zu begehren, selbst wollen und eifrig thun! Hierin liegt die Kraft des Worts, das wir uns selbst, einstimmig der Natur, geben: dann spricht jeder gute Geist sein Hom über uns und der Vogel des Paradieses deckt unsern Scheitel.

Digitized by Google

IV.

D s h e m s h i d.

N a c h

den Sagen der Morgenländer.

Anhang des Herausgebers.

Digitized by Google

I.

Dshemshid
nach
Abu'l Kassem Munsur el Ferdusi's *)
Shah Nameh **).

Genau übersetzt ***) von weiland

Herrn Karl Grafen von Ludolf,

K. K. Gesandten an dem K. Dänischen Hofe.

Mit Anmerkungen des Uebersetzers und des Herausgebers.

Der edle Dshemshid, sein Sohn [1]),
Mit seiner Weisheit erfüllt, gürtete, durch gemeinsamen Schluß [2]), die Lenden [3]).
Dshemshid regiert' siebenhundert Jahre.
Er bestieg den glücklichen Thron seines Vaters,
Nach alter Könige Sitte, das Haupt mit goldner Tiare geschmückt,
Umringt vom Glanze der Monarchie,
Die ganze Erde [4]) ihm unterthan.
Durch weise Verwaltung ward seine Zeit Friede und Ruhe;

Die Diwen [5]), die Vögel [6]), die Perser gehorchten ihm;
Die Welt ward durch ihn verherrlicht;
Der Thron der Monarchen leuchtete unter ihm hervor.
Ruhe, sprach er, herrschet, durch Gott, in meinen Staaten;
Monarche bin ich, und Mobed [7]) zugleich.
Ich will den Arm der Bösen bändigen,
Und meinem Leben den Weg bahnen zu glänzendem Ruhme.

Zuerst zeichnet' er sich durch Erfindung des Kriegswerkzeugs aus:
Er übergab es den Tapfern, um Name und Ruf zu erwerben.
Schön erweichte der große König das Eisen;
Dann bildete er Helme, Panzer und Harnisch.
Khaftan's, Dira's [8]), und Pferderüstungen,
Brachte er während seiner Laufbahn hervor.
Unter solchen Arbeiten verflossen fünfzig Jahre des mühvollen Lebens;
Und er häufte einen Schatz, voll Waffen, voll Zeug [9]).

Fünfzig Jahre widmete er seine Sorge der Kleidung;
Nun des Staats; vorhin der Kleidung der Krieger.
Aus Rauhwerk, Flachs, roher und gesponnener Seide
Machte er Leinzeug, Brokate, Stoffe von Seide.
Er lehrte die Menschen spinnen und weben;
Durch Zettel den Querfaden zieh'n, lehrte er sie:
Da wurde Flechten und Nähen erfunden.
Jede Kunst erlernten die Sterblichen von ihm.

Als er damit fertig war, begann Dshemshid etwas neues.
(Sein Zeitalter frohlockte; er selbst fühlte sich glücklich [10]).
Er versammelte, vertheilte in Zünfte, die Gewerke und Stände.
Fünfzig Jahre vergingen hierin.
Jenen Theil, die Klasse der Lehrer,
Wissenschaft und Gelehrtheit gewidmet,
Trennte er vom Haufen gewöhnlicher Menschen.
Er bestimmte die Berge dem Gottesdienst [11]),
Und setzte auf dieselben als Verehrer [12]) sie ein;
Sie vermochten das meiste bei dem erleuchteten König.
Heerschaaren errichtete Dshemshid auf der andern Seite [13]);
Und nannte sie die reißenden Löwen [14]),
Welche, löwenherzige Helden, unerschütterliche Krieger,
Königreiche und Heere entflammen [15]).
Durch sie stand der Thron des Königreichs fest;
Und sie bewährten den Gedanken [16]) der Tapferkeit.
Er zog auf, und unterrichtete eine andere Klasse,
(Wer segnet nicht jedes Mitglied derselben!):
Er bannte aus seinen Landen Zwietracht und Hader;
Indem er des Körpers Bedürfnisse stillte, baut' er die Welt:
Diese ackerten, säeten, mäh'ten;
Man hörte nicht mehr Zank wegen Mangel der Nahrung [17]).
Die Menschen vom gebietrischen Hunger befreit, genähret, bekleidet,

Vernahm das Ohr nicht mehr Stimmen der Klage, des Schimpfes, des Spottes.
Wie sagte der edle beredsame Mann [18])?
Faulheit macht freie Männer zu Sklaven.
Die vierte Klasse waren Emenwechshi [19])
Beständig hartnäckig die Wüste anbauend [20]).
Wie konnte ihr mühvolles Werk zum Gewerbe werden [21])!
Sorge und Elend standen auf ihrer Stirne gegraben.
Hierin verflossen fünfzig Jahre des Lebens Dshemshid's.

Und noch schenkte er vielerlei Dinge.
Von ihm erhielt jeder ein Amt [22]).
Er wählte die geschicktesten, würdigsten; unterrichtete sie,
Daß jeder mit eigner Elle sich
Messe, seine Pflichten und seine Fehler erkenne.
Er befahl den unreinen Diwen
Erde mit Wasser zu mischen.
Sobald sie erkannten, was aus Klei gebildet werden mochte,
Formten sie ihn zu Ziegeln;
Mit Steinen und Mörtel erhob der Diw Mauern [23]),
(Zuerst zog er mit dem Ebenmesser den Plan geometrisch)
Bäder, Häuser und hohe Paläste,
Hallen und gefahrtrutzende Wölbung [24]).
Ein Alter [25]) beschäftigte Dshemshid sich damit,
Und suchte dauernden Ruhm auch hiedurch.

So bemühete er sich wieder fünfzig Jahre,
Und erschien (immer erfüllt mit Weisheit und Tugend) vor den Augen der Menschen;

Entdeckte die Arten verschied'ner Kleinodien und kostbaren Dinge,
Bunte Edelgesteine, Silber und Gold,
(Durch Zauber zog er sie aus dem harten Gestein [26]);
Es wurde der Schlüssel ihrer bisherigen Ketten bereitet [27]).
Silber, Kampher und reinen Bisam,
Aloeholz, Ambra, Safran und Ros'wasser.
Den Krankheiten und Schwächen, jedem Uebel
Zu entrinnen, waren Mittel gefunden [28]), und jeglichem Schaden.
Jedes Geheimniß entdeckte der König,
Nie hatte die Welt einen Erforscher, wie er.
Er der Erste befuhr Wasser auf Schiffen;
So begab er sich schnell von einer Gegend zur andern.
Als dieß alles durch ihn eingeführt wurde,
Erhob er höher den Sitz seiner Gewalt.
Er baute einen Thron von königlicher Pracht,
Wie noch nie einer war, mit Edelsteinen besetzt,
Den, sobald er gebot, Diwe ergriffen,
Und von der Ebene zum Himmel erhoben [29]).
Da streuten die Unterthanen Juwelen auf Dshemshid [30]),
Und sie nannten jenen Tag den ersten des Jahrs [31]).
Mitten in der Atmosphäre, wie die leuchtende Sonne,
Saß herrschaftwürdig Dshemshid auf dem Thron.
Die Welt versammelte sich um ihn;
Das vermehrte seine Ruhe, sein Glück.
Es war im Anfange des Jahres, im Ferudin [32]).
Er ruhete von Arbeit und bannte Feindschaft und Rach' aus dem Herzen [33])
Froh schmückten sich die Großen,

Verlangten Wein, Becher und Musik.
Zu unserer Zeit noch währet die Feier des glücklichen Festes,
Und erinnert an die großen, ruhmvollen Könige.
So verflossen dreihundert Jahre.
Die Menschen kannten den Tod nicht.
Sie hatten keine Vorstellung von Leiden und Schmerz.
Wie Diener, wie Sklaven, hatten die Diwen ihre Lenden gegürtet[34]).
In einer anmuthigen Gegend erhob er den Thron;
Auf selbem saß der Herrscher der Erde;
Es ruhete darauf der große Dshemhid,
Den königlichen Becher voll Wein in der Hand[35]).
Als der Diw oft den Thron ergriff,
Ihn von der Ebene zu dem Himmel erhob,
Und erhaben auf demselben der Feldherr saß,
Lichtete sich die ganze Zeit eine Schaar von Vögeln um ihn,
Liehen ihr Ohr den Befehlen des Menschen[36]),
Und erfüllten die Gegend mit süßem Gesang.
So, bis einige Zeiten verflossen,
Leuchtet' in Dshemshid jede Tugend eines großen Königs hervor;
Die Welt war ihm dienstbar;
Friedlich beherrschte er die Besitzer der Erde.
Auf einmal blickte er nur auf seinen Thron[37]),
Sah nur sich auf der Erde[38])
Und erkannte nicht mehr den Schöpfer.
Er wandte sich von Gott, wurde undankbar.
Da berief er die Edlen der Heere zu sich;
Welche nichtige Worte sprach er zu ihnen!

So sprach er zu den betagten Großen:
„Nur einzig mich kenn' ich in der Welt;
„Durch mich wurden Wissenschaften und Künste bekannt;
„Keinen Tiarenträger sah der königliche Thron vor mir;
„Ich habe der Erde ihr anmuthiges Antlitz gegeben:
„So ward die Welt, wie ich sie wollte;
„Durch mich genießen die Menschen ihre Nahrung und Ruhe;
„Ihre Kleidung, die Erfüllung ihrer Wünsche, verdanken sie mir.
„Die Herrschaft, die Würde, das Diadem, gehören nur mir;
„Wer kann sagen, daß ein Monarch außer mir sey?
„Durch Heilmittel wurde die Welt von Plagen befreit;
„Wer außer mir noch brach des Todes und der Krankheiten Macht?
„Wer, als nur ich hielt von Jedermann den Tod ab?
„Und wenn noch mehr Fürsten auf dem Erdboden wären:
„Durch mich genießt ihr eurer Seelen, eurer Vernunft[39]).
„Ahriman[40]) allein bewundert, glaubt, verehret mich nicht.
„Nun, da ihr wißt, daß ich alles gethan habe,
„Sollt ihr mich den Weltschöpfer nennen[41])."
Die Mobed warfen ihre Häupter nieder;
Denn niemand durfte ihm widersprechen.
Als er so zu lästern wagte, wich der Schutz Gottes

Von ihm. Zwietracht, Unruhe erfüllten die Welt.
Wenn Talente und Geschicklichkeit sich nicht mit der Allmacht vereinigen [42]),
So vernichtet sie sie, und zieht ihre Gaben zurück.
Wie sprach jener beredsame Weise?
„Wenn du König bist, sey demüthig und fromm [43]).“
Sechs und zwanzig Jahre hindurch zerstreuten sich aus der Thüre des Palastes
Schaaren von Kriegern durch die (zerrüttete) Welt [44]).
Da vergoß Dshemshid blutige Thränen in seinen Busen,
Und flehete die Allmacht um Vergebung an.
Denn wer nicht erkenntlich ist gegen den Höchsten,
Auf desselben Herz stürmt von allen Seiten Schrecken und Furcht.
Es verdunkelten sich die Tage Dshemshid's,
Und es ermattete sein welterleuchtender Glanz.
Es lebte ein Mann in denselben Zeiten,
Unter den, Speer wohl führenden, Reitern der erste,
Ein Fürst edlen Stammes, und frommer Mann,
In Furcht des Allerhöchsten erzitternd:
Sein Name hieß Merdasp; edel war er,
Und im Wohlthun erhaben.
Von milchbaren Thieren
Jeglicher Art hatte er tausende [45]).
Ziegen, Kameele und Schafe
Waren dem heiligen Manne bescheret;
So wie milchende, folgsame Küh',
Und schnell daher rennende tasische Pferde [46]).
Jedem Armen theilte Merdasp seine Milch,
Und streckte für ihn die Hand nach seinem Ueberfluß aus.

Es besaß der fromme, wohlthätige Mann einen Sohn,
Damit ihm an keinem Gegenstande der Liebe gebreche;
Der weltsüchtige führte den Namen Zohak.
Er war leichtsinnig, kühn und zu Lastern geneigt.
Sie nannten ihn auch Beyveresb;
Und dieß in dem Pechlewi[47]),
Wo das Wort Beyver
So viel als zehentausend in Derj bedeutet[48]).
Von arabischen Rossen, mit Gold und Silber geschirret,
Die berühmt waren, hatte er zehentausend.
Zwei Theile des Tages, der Nacht, brachte er auf dem Sattel zu;
Aus Stolz, um sich zu zeigen, und nicht durch Fehden gezwungen.
So saß er, als eines Tages Ebliß[49]) zur Unzeit
Sich ihm in Gestalt eines Wohlwollenden näherte.
Er führte das Herz des Fürsten von dem Wege des Guten ab.
Der Jüngling lieh seinen Worten sein Ohr;
Die däuchten ihm süß;
Er merkte das Gift darin nicht;
Er gab ihm seinen Verstand, sein Herz, seine reine Seele[50]) preis.
Er häufte Staub auf sein eigenes Haupt.
Als Ebliß seinen Leichtsinn
Bemerkte, freute er sich inniglich.
Viel sprach er der geschmückten, vertraulichen, schmeichelnden Worte;
Und blöde an Verstand war der Jüngling.

Er sprach zu ihm: Ich weiß vieles,
Das außer mir niemand weiß.
Der Jüngling sprach: sage es mir; halte mich nicht so lange hin;
Belehre mich, o du erleuchteter Mann!
Es erwiederte Ebliß: zuerst will ich dein Wort,
Dann will ich dir vieles entdecken.
Der Jüngling, kleinmüthig, gehorchte der Forderung,
Und er that, was Ebliß ihm vorschrieb:
„Nie will ich jemanden dein Geheimniß entdecken,
„Und willig jedem deiner Worte gehorchen [51]).“
Ebliß sprach: „Warum außer dir,
„O Ruhmvoller, muß in diesem Palaste noch jemand herrschen?
„Was nützt der Vater, wenn so ein Sohn wie du da ist?
„Höre einen heilsamen Rath von mir:
„Leicht könnte sich die Zeit mit diesem alten Herrn
„Noch lange nicht dem Ziele nähern.
„Bemächtige dich seines prächtigen Hofes.
„Dir allein ziemt in der Welt seine hohe glänzende Stelle.
„Wenn du mir trauen wolltest,
„Könntest du leicht alleiniger Herrscher auf dem Erdboden werden.“
So wie Zohak zuhörte, dachte er still nach;
Der Mord seines Vaters widerstand seinem Herzen.
Er sprach zu Ebliß: „Das taugt nichts;
„Rathe etwas besseres; denn dieß gehet nicht an.“
Folgst du mir nicht, erwiderte er,
So entwindest du dich doch nicht deinem Schwur und Vertrage;

Die

Die Strafe des Meineides wird dich drücken;
In Elend und Verachtung wirst du, in Glanz und Würde jener fortleben.
Zu Falle brachte er ihn so, den einfältigen Jüngling;
Es kam dahin, daß er sich ihm blindlings ergab.
Er sprach: „zeige sie mir denn an, deine Mittel;
„Was soll es geben? sprich klar, und ohne Wendung.“
Es erwiderte Ebliß: „So will ich dir helfen;
„Dein Haupt will ich bis zur Sonne erheben.
„Schweige nur; mehr verlange ich nicht.
„Ich brauche hierin keines andern Hülfe;
„Allein werde ich alles wie es recht ist besorgen.
„Du, ziehe nur das Schwert der Sprache nicht aus der Scheide.“
Es hatte der fromme alte Mann in dem Innern des hohen Palastes
Einen anmuthigen Garten.
Immer erhob sich der Edle bei Nacht
Bereitete sich zu dem Gebete,
In Geheim wusch er sich in dem Garten den Kopf und den Leib 52);
Und nur Ein treuer Diener leuchtete dabei mit dem Lichte.
Ebliß, der boshafte Dämon,
Grub eine tiefe Grube auf seinem Weg;
Hierauf bedeckte der Unselige sie
Mit Strauchwerk, und ebnete die Erde umher.
Der Fürst der Araber 53), der Rühmliche, Ruhmbegierige,
Kaum da es Abend ward in seinem Garten,
Und nun der tiefen Gruft er sich näherte,

Stürzte auf einmal seines Glückes Gebäude zusammen;
Er fiel in die Grube, zerschmetterte sich grausam.
Er war dahin, der gute, der fromme Gottesverehrer.
Keine Handlung seines Sohnes hatte der weiche Vater
Je ahnden dürfen [54]);
In Kummer, mit Sorge, doch liebkosend hätt' er ihn erzogen;
Dieß Kind war sein Glück; um dessen Erhaltung hätt' er sein alles gegeben.
Und der ruchlose Sohn
Suchte nicht, selbst aus Scham, die zärtliche Liebe zu erwidern;
Er wurde dem Gedanken vertraut, dieses Vaters Blut zu vergießen.
Von dem Weisen hört' ich,
So wild der Junge des Löwen auch sey,
Er nie sich frech an dem Vater vergreife.
Vielleicht sind unbekannte Beispiele des Gegentheils;
Der Erforscher würde das Räthsel durch die Mutter erklären [55]).
Der unwürdige Zohak, der Grausame,
Bemächtigte sich auf diese Art des Throns seines Vaters.
Er schmückte seine Stirn mit dem Diademe Arabiens,
Das Land blühete fort in Wohlstand und Glück.
Sobald Ebliß die Lage der Dinge so fortwähren sah,
Faßte er einen neuen Plan.
Er sprach: „da du an mich dich gewendet hast,
„Gewährt dir die Welt jeden Wunsch deines Herzens.

„Wenn du mir so zu folgen fortfährst,
„Nicht widerstrebst, und treu den Vertrag hältst,
„So ist die Weltherrschaft dein,
„Menschen, Thiere, Vögel und Fische sind dein."
So sprach Eblîß, und bereitete neue Waffen;
Er wählte neue Mittel der Verführung. O Wunder,
Mit seinen eigenen Gaben schmückte den Jüngling er aus.
Er machte ihn verständig, beredsam, und gab ihm schöne Gestalt;
Immer wandte er auf Zohak gefällige Blicke,
Und süßes Lob strömte von seinen Lippen ihm aus.
Einst sprach er: „wenn neue Dienste meinem Herrn gefielen,
„Ich verstehe auch die Küche vortrefflich."
Als Zohak das hörte, liebkoset' und schmeichelte er ihm sehr;
Eine eigene Küche ließ er ihm bereiten [56]).
Den Schlüssel der Proviantkammer
Gab ihm der Dustur [57]) gehorchend.
Sehr einfach wurde damals die Tafel besetzt;
Wenige kannte man der Saft- und Kraft-Brühen.
Aus allerlei Fleisch der Vögel und vierfüßigen Thiere
Macht' er ihm Speisen, und trug sie nach und nach auf.
Mit Blut ernährte er ihn gleich einem Löwen,
Um den König kühn und grausam zu machen.
Treu befolgte Zohak jeglichen Wink;
Hart wurde er und unzüchtig, auf sein Geheiß.
Zuerst gab Eblîß ihm Speise von Eiern,
Um ausdauernde Kraft ihm zu verleihen;
Er genoß sie; hoch pries er die Wirkung;

Die Speise gefiel seinem Gaumen; er nannte den Erfinder einen glücklichen Mann.
Da sprach Ebliß, der Betrüger, zu ihm:
„Lebe ewig, erhabener König!
„Morgen werde ich dir eine Schüssel bereiten,
„Die ganz neu dich beleben soll."
Er ging und sann die Nacht über nach,
Was für ein Gericht er morgen wolle anrichten.
Des andern Tages, als das blaue Gewölbe des Himmels
Mit rubinenem Glanze zu strahlen anfing [58]),
Machte er eine Speise aus Rebhühnern und weißen Fasanen:
Er trug sie mit hoffnungsvollem Herzen ihm auf.
Sobald der Fürst der Araber zugelangt hatte,
Uebergab der Unkluge, Entzückte, dem Ebliß den Ring [59]).
Den dritten Tag aus Geflügel und Lamm
Bereitet' er ihm mannichfalte Gerichte.
Am vierten, als er die Tafel auftrug,
Besetzte er sie mit einem Kalbsbug,
Der mit Safran und Rosenwasser,
Mit altem Weine und Bisam gewürzt war.
Als Zohak die Hand in die Schüssel gelegt und gekostet hatte,
Staunte er den geschickten Mann an;
Sprach: „seh' zu was dir gelüsten mag,
„Begehre was du willst, o du einnehmender Mann!"
Es erwiderte dem König Ebliß der Koch:
„Lebe glücklich, o König, der Herrschaft würdig und ewig!
„Mein Herz erfüllet nur Liebe zu dir;

„Und meine Seele nähret sich mit deinem Bilde allein.
„Eine einige Bitte hätt' ich an meinen König,
„Obschon ich der Erfüllung nicht werth bin.
„Daß der Monarch mir erlaube, die Spitze seiner Schultern
„Küssen und mit Augen und Stirn sie berühren zu dürfen."
Als Zohak seiner Bitte ein gefälliges Ohr lieh,
Kannte der Unglückliche die geheime Absicht nicht.
Er sprach: „gern bewillige ich dein Begehren;
„Vielleicht wird hiedurch dein Name noch mehr verherrlichet."
Er hieß den Diw sich ihm nähern,
Und erlaubte ihm, seine Schultern zu küssen.
Er küßte sie; plötzlich verschwand er unter die Erde.
Nie sahen die Menschen ein ähnliches Wunder.
Zwo schwarze Schlangen wuchsen dem König zu den Schultern heraus[60]).
Bestürzt ward der König; ängstlich sucht' er um Hülfe.
Zuletzt ließ er sie beide von der Schulter abschneiden.
Aber (es ist natürlich, wenn du erstaunst)
Wie zwei Baumsprossen schossen die gräßlichen Thiere
Wieder aus der Wurzel hervor.
Es versammelten bei ihm sich die weisesten Aerzte;
Lange berathschlagten sie unter sich;
Sie versuchten alle denkbaren Zaubermittel;
Sie fanden keine Rettung für dieses Uebel.

Wiederum kam Ebliß, unter die Gestalt eines Arztes verborgen;
Mit Wissen begabt, näherte er sich dem Monarchen.

Er sprach bedenklich: „Dieß ist ein langwieriges Uebel;
„Was sonst Krankheiten heilt, würde hier nichts helfen.
„Bereite ihnen Nahrung und beruhige sie mit Speise;
„Es gibt kein anderes Mittel.
„Nimm Menschenhirn und sättige sie damit[61]).
„Vielleicht mögen sie an dieser Nahrung noch sterben."

Was war der Zweck des Hauptes der grausamen Diwen?
Was suchte, was sah er, als er diesen Rath gab?
Seine Absicht war ein Mittel zu finden,
Um die Welt zu entvölkern.

Angst- und Wehegeschrei erscholl hierauf aus Iranien;
Aus allen Gegenden verbreitet' sich Krieg und Aufruhr umher.
Es verdunkelte sich des Tages heller Glanz.
Die Völker kündigten Dshemshid den Gehorsam auf.
Es wich von ihm der Gottheit erhaltender Schutz.
Durch krumme Wege widerstrebte er; nicht durch Vernunft.
In jeder Ecke erhob sich ein neuer König[62]),
Ein Ruhmsüchtiger unter Kühnen und Tapferen.
Sie errichteten Heere, sie kämpften unter sich um den Thron,
Und die Liebe Dshemshid's erlosch in jedermanns Herz.
Einsmals erhoben sich Schaaren der Reiter aus Iran,

Und nahmen den Weg Arabien zu.
Sie hatten vernommen, dort herrsche ein großer,
Ein mächtiger, schreckenverbreitender König, ein Drache [63]).
Die Häupter Iraniens, einmüthig einen Herrn verlangend
Hatten ihre Augen auf Zohak geworfen.
Sie begrüßten ihn mit dem Königthum,
Sie nannten ihn Herrscher des iranischen Bodens.
Wie ein tobender Sturm kam der drachentragende [64]) König
Auf den iranischen Boden, und setzte die Tiare sich auf.
Aus Arabern und Persern errichtete er
Ein auserlesenes Heer, und nahm die Tapfersten jedes Landes zu sich.
Er wandte sein Antlitz nach der Hauptstadt Dshemshids.
Mit seiner Macht umschlang er sie wie den Finger ein Ring.
Als das Glück Dshemshiden verließ,
Drängte ihn der Welt neuer Beherrscher.
Er floh, und überließ ihm den Thron, die Tiare,
Die Herrschaft, das Diadem, den Schatz und die Heere.
Unter den Arm Zohak's fiel nun die Welt.
Keine Urkunde führte ferner den Namen von Dshem.
Er verbarg sich; die Welt verdunkelte sich über ihm.
Zohak war König.
Hundert Jahre sah niemand Dshemshiden auf Erde,
Und er war aus den Augen der Menschen verschwunden.

Im hundertsten Jahre zeigte er sich an dem
chinesischen Meere[65]),
Der Gottes vergessene[66]) König.
So lange war er vor dem Drachen verborgen,
Und konnte ihm endlich doch nicht entgehen.
Sobald ihn Zohak unvermuthet unter seine Gewalt
bekommen,
Ließ er ihn auch nicht einen Augenblick schmachten:
Mit einer Säge ließ er ihn entzwei sägen[67]),
Und entledigte ohne Angst die Welt von ihm[68]).
Mit aller jener alten Herrlichkeit und Macht,
Raubte der Sturm der Zeit Dshemshid wie einen
Strohhalm weg.
Kein Fürst war je größer;
Was halfen nun seine Sorgen und Leiden!
Siebenhundert Jahre flossen über seinem Scheitel
dahin;
Er brachte viel Gutes und Böses hervor.
Aber was nützt langes Leben!
Die Welt kann ihr ganzes Geheimniß dir doch nicht
entdecken.
Sie nähret mit Zucker und Honig dich auf;
Liebliche Töne läßt sie an deinen Ohren erschallen;
Du meinst, sie schütte ihre Liebe über dich aus,
Sie werde nie scheel dich ansehen können;
Dein Herz liegt ganz offen vor ihr,
Und sie, die Trügerinn, spielt aus der Tasche mit dir,
Und preßt der Reue blutige Thränen dir aus.
Mein Herz ist längst dieses Gasthofes[69]) satt;
Mache, o Gott, bald meinen lästigen Gefühlen ein
Ende.

Anmerkungen.

---

*) Gebürtig war er aus der Vaterstadt vieler gelehrten Männer, von Tus in Persien. Er lebte von dem Gewinne seiner Handarbeit, bis ein Zufall sein verborgenes Talent und seinen Fleiß dem eben auf den Thron gestiegenen Mohammed, Sohn Sabechtekins, Sultan zu Gasna, bekannt machte. Von ihm wurde er der Paradiesische (Ferdussi) genannt, weil erst seine Weisheit und Dichtkunst dem edlen Sultan den Sitz seiner Macht zum Paradiese umschaffe. Dreißig Jahre lebte Ferdussi zu Gasna, bis Mohammed, durch Alter geschwächt, sich verleiten ließ, das vollendete Gedicht geringer, als erwartet wurde, zu lohnen. Da verschmähete der nicht unvermögliche Dichter das unfürstliche Geschenk, und begab sich, durch eine scharfe Satyre gerochen, zurück in seine Vaterstadt. Mohammed kam zum Gefühle seines Unrechts, und wollte es vergüten. Zu einem Thore von Tus zog des Königs Belohnung in dem Augenblicke ein, als zu einem andern der Leichnam des Edlen herausgetragen wurde. Die Zeit Mohammeds ist von 997 bis 1031, und Ferdussi mag von 998 bis 1028 bei ihm gelebt haben. Nach der Anthologia Persica. J. v. Müller.

**) „Jahrbücher der Könige." Der Verfasser versichert anfänglich, daß er nicht aus Volkssagen, sondern aus Erzählungen von Mobeds schöpfe, welche pechlewische Bücher haben. Er hatte auch ein Werk des Akiki über diese Gegenstände vor sich. Viertehalb Jahrhunderte waren verflossen, seit mit Jazdedsherd die Gewalt nationaler Könige fiel, deren mehrere (zumal von den letzten) die vater-

ländische Literatur geliebt hatten. Nach 180 Jahren ruhiger Unterwürfigkeit hatte sich Persien dem arabischen Reich hin und wieder entzogen. Unter den Samaniden im innern und (bald im vordern Persien herrschenden) Bujiden erhoben sich Freunde der Wissenschaften, und Sultane, die sich bemüheten ihr Geschlecht und ihre Würde der alten Zeit anzuschließen. Man sieht hieraus, daß die Sage sie nicht vergessen. Desto mehr Aufmerksamkeit verdient dieses Werk; von diesen Betrachtungen (leicht zu vermehren) hat seine Kritik auszugehen. M.

***) So daß immer eine teutsche Zeile einer persischen antwortet. M.

1) Des Tachmuras.

2) Spur eines Wahlrechtes, wohl unter den Prinzen des Hauses. M.

3) War der Gürtel schon Reichsinsignie? M.

4) Das in sich selbst geründete, durch Meere, Ströme, Wüsten, Gebirge von aller Welt gesonderte Iran. M.

5) Dämonen. Ueber sie zu gebieten, ist in dieser Mythologie der Hauptzug weiser Monarchen, und bedeutet, daß sie mit bewundernswürdigem Scharfsinn die verborgenen Kräfte der unentwickelten Natur erkannt, zu Tage und Nutzen gebracht. M.

6) Ob dieser Zug der Sage auf die (auch griechische) Vorstellung anspielt: die Bewohner der Lüfte seyen dem Rathe der Götter näher, und aus ihren Bewegungen etwas von diesem zu erkennen! M.

7) Ein Priester der Sonne (des Feuers), ein Weiser, Gelehrter, Staatsmann und Richter. Ludolf. Diese Verhältnisse waren in den ersten Königen vereiniget, und blieben es lange, bis wachsende Kultur Abtheilungen erforderlich machte. Et rex et pontifex et in sua justitia populos judicabat. Jordanus.) M.

8) Richardson: jenes, ein Pänzer oder Harnisch; dieses, jede Art lederner und eiserner Rüstung. Doch dürfte Ferdusi etwas bestimmteres meinen. Ludolf.

9) Das alte teutsche Wort für mancherlei Artillerie.
M.

10) Durch fortwirkende Thätigkeit nützlichen Betriebes.
M.

11) Nach der allgemeinen Sitte des Alterthums. Kam nicht alles von הֲרֵי קֶדֶם? vom hohen Albordj?
M.

12) Priester; Stellvertreter des Volks in der heiligen Pflicht.
M.

13) Buchstäblich: Auf der andern Seite zogen Reihen und Glieder auf. Ludolf. Er organisirte ein Heer.
M.

14) Das Wort (Hesyrien) ist von Hesyr, dem raubzerreißenden Löwen, oder von Hesir, zurückschlagen. Der englische Paraphraste Champion liest Nasireans, welches Beisteher heißen würde.
Ludolf.

15) Die Löwen, vom Heer unterschieden, mögen ein vorzügliches Corps bezeichnen, wie unter späteren Königen die Schaar der Unsterblichen.
M.

16) Das Ideal.
M.

17) Daß er den Bauernstand einführte, will sagen, daß er die unermeßliche Allmande vertheilte. Hiedurch wurde Mangel vermieden, weil besser gebaut und gewirthschaftet würde.
M.

18) So führt Ferdusi oft Sprüche der Sage, Sprichwörter an.
M.

19) „Die Sicherheit der Wüste." Champion liest Artukuski, welches nichts heißt, er aber mit seiner gewöhnlich schamlosen Untreue übersetzt. Meine beiden Handschriften schweigen von Osterusch und andächtigen Aluzoben, die der König „in Keller sperrt, um sie aller Sorgen zu befreien."
Ludolf.

20) Das noch unurbare Land.
M.

21) Sie mochten eine Art Grenztruppen seyn, bestimmt wider die undankbare Natur, wider die Kharfe-

sters (Ungeziefer) in Masanderan, und zugleich wider die rohen Turanier und Araber zu kämpfen. M.

22) Seine Bestimmung. M.

23) Zuvor lebte Iran unter Gezelten, mit Pfahlwerk umringt. M.

24) Diese Stelle ist bei Ferdusi die einige, die sich in Dshemshid's Geschichte auf den Palast bei Persepolis ziehen läßt. Erst unter Kaj Kobad, dem ersten Kajaniden, thut er von Isthakhar Meldung. Ludolf.

25) Ferdusi rechnet 50 Jahre für ein Alter. M.

26) Zuerst er habe die Eingeweide der Erde durchspüren gelehrt. M.

27) Die bekannte Idee bewachender Genien, deren Zauber gelöst werden muß. M.

28) Daher die Idee der Panacee, durch die er Tod und Krankheiten vertrieb. Darin ist die Mythologie der Historie entgegen, daß die Kunst in dieser von schwachem Anfang fortschreitet, dort als Göttergeschenk in ursprünglicher Vollkommenheit erscheint. M.

29) Dergleichen Maschinerie ist auch in späterer Zeit gebraucht worden; beim öffentlichen Erscheinen des Statthalters der Gottheit sollte nichts mit andern Sterblichen gemeinmenschlich seyn. M.

30) Eine bei Huldigungen, auch tatarischer Könige, übliche Sitte. Ludolf.

31) Das Neweuz; den Tag seines Einzuges zu Isstakhar; siehe Herbelot Giamshid, Richardson 1566. Ludolf. Es scheint sonderbar, daß Ferdusi der Stadt hier nicht gedenkt, in deren Königssitz Dshemshid einzog; aber durfte er diejenige als die wahre uralte Hauptstadt Irans nennen, welche ein distinguirter Sitz der bujidischen Dynastie war, mit welcher Sultan Muhammed (auf dessen Befehl er schrieb) wetteiferte? M.

32) Beim Eintritt der Sonne in den Widder; Herbelot a. a. O. Ludolf

33) Er will sagen, daß den Gerichten Vacanz (justitium) gegeben wurde. M.

34) Die ganze Natur war menschlicher Vernunft unterthänig. M.

35) Jenes edle Gefäße von Türkis, gefunden beim Bau von Istakhar; die Welt stellte es vor; er trank aus demselben, und weissagte (wie Joseph); Herbelot. Ludolf.

36) Mirchond spricht von Dschemshid's Kundschaftern. Wie wenn oben im Palast, wo der Thron sich erhob, er sich von der Stimmung der versammelten Menge referiren ließ! M.

37) Vergaß im Gefühl der Macht die Grundfeste derselben. M.

38) Vergaß, daß der König für andere und unter Gesetzen ist. M.

39) Er wird als der vorgestellt, welcher die Menschen aus der Unordnung und Rohheit erhob. M.

40) Der Fürst der Finsterniß, der Böse. M.

41) Die Fabel scheint anzudeuten, daß die Menschen, eingewiegt in wollüstige Ruhe, sich endlich despotischer Willkür unterwarfen, und aus Vernachlässigung der Verfassung ihre Erschütterung und Auflösung erfolgte.

42) Sich der Ordnung Gottes nicht fügen. M.

43) Diese Sprichworte haben im Original oft eine in fremder Sprache nicht ausdrückbare Ründung, die, weil sie sie in die Gemüther gräbt, ihren Werth macht. M.

44) Er will sagen, daß der König nun durch Gewalt herrschen wollte. M.

45) Oder: zu tausenden besaß er die milchbaren Thiere? M.

46) Aus Arabien. Ludolf.

47) Der alten Sprache des Berglandes von Iran. M.

48) Welcher Dialekt des südlichern Persiens unter den Sassaniden Hofsprache ward. M.

49) Der Erste der bösen Dämone, der Teufel. Ferdussi, der vorhin Ahrimans erwähnt, vergißt sich hier nicht in arabische Mythen; Zohak war Araber; er bringt ihn richtig mit Genien seines Landes zusammen. M.

50) In der zum Bösen nur erst Anlage war. M.

51) Er tritt in eine geheime Gesellschaft mit Ebliß, und leistet dem unbekannten Obern den Eid des Gehorsams. M.

52) Kein mohammedischer Anachronismus. Dergleichen Reinigung ist in den Zendbüchern häufig.

53) Man ist auf die Vermuthung verfallen, daß Zohak's, des Arabers, Andenken in unseren Geschichten unter der arabischen Dynastie verborgen seyn möchte, deren Haupt Mardocentes, den letzten Nimrodiden, Zinzie, von Babylon vertrieb. Mar heißt persisch Schlange; Entes wäre die griechische Endung; Doc verriethe Zohak's Spur. Die Chronologie ließe sich vereinigen: Dshemshid (nach unserem anderwärts ausgeführten System) endigte im 7ten Jahr der Geburt Serugs; wenn wir von Alexander hinauf die 732 Jahre der Kajaniden, in der pischdadischen Zeit die 1559 unseres assyrischen Reichs, die 165 der chaldäischen und die 195 der arabischen Dynastie rechnen, so fällt des Mardocentes Epoche in das 98ste Jahr vor Sarug (2957), 91 Jahre früher, als der Untergang Dshemshid's, von dem Irans Sage meldet, er sey nach Zohak's Anfang 100 Jahre verborgen (Herr einer unachtbaren, geschwächten Dynastie) gewesen. Dieses ist, was von entdeckbaren Spuren der Zusammenstimmung bei so alten Sagen irgend gefordert werden darf. M.

54) Anzuzeigen, daß seine Güte in Schwäche ausartete.

55) *Μητηρ μεν τ' εμε φησι του εμμεναι' αυταρ εγωγε*
Ουκ οιδ' ου γαρ πω τις εον γονον αυτος ανεγνω.
Odyss. 1, 215. f.

56) Diese Teufelsküche mag läppisch scheinen; ich darf sie aber doch nicht, wie Champion, weglassen.
Ludolf.

Um so weniger, nach meiner Meinung, als darin Sinn liegt: es ist die Geschichte des Ueberganges von den einfachen Milch= und Pflanzen=Speisen zu animalischer Kost und Erhöhung ihres Geschmacks durch Specereien, nebst dem angenommenen moralischen Einflusse davon.
M.

57) Anquetil schreibt Destur; Aufseher. M.

58) *Ημιος δ' ηριγενεια φανη ροδοδακτυλος ηως.*
M.

59) Zeichen des uneingeschränktesten Vertrauens.
Ludolf.

60) Ein allerdings widerlicher Auswuchs auch in dem Gedichte. Der wilde, harte, nie ruhige Zohak mag auf Denkmalen späterer Zeit durch diese abenteuerliche Gestalt bezeichnet worden seyn. Der Dichter zeigt, wie er so einen Charakter bekam, dadurch, daß er vom Teufel eingehauchten Gelüsten sich unmäßig überließ; daher die ewige Unruhe der Leidenschaft, der nie sterbende Wurm! M.

61) Zohak wirft sich in kriegerisches Leben; ihm ist sein Volk nichts, wenn er nur die ihn verzehrende Unruhe beschäftiget. M.

62) Die 700jährige Dynastie, die Zeiten schwelgerischen Friedens, erschlappten die Kraft des bloß genießenden Herrschers, worauf (wie so oft) seine Macht in Auflösung überging. M.

63) Schnell, listig, unwiderstehlich, wie mythologische Drachen. M.

64) Drachenförmige Paniere kennt Aelianus in

Indien. Hat doch selbst Kaiser Sigmund einen Drachenorden gestiftet! M.

65) Auch in späteren Zeiten vielleicht ein Zufluchtsort des letzten Sassaniden; wovon die Sage zu Ferdussi's Zeit noch fast neu war.

66) Oder von Gott vergessene! M.

67) Zertrümmerte, theilte er vollends, die wiederauflebenwollende Dynastie? M.

68) Seine Behendigkeit ließ es zu keiner großen Krisis kommen. M.

69) Die Vergleichung des Lebens mit dem Aufenthalte in einem Karwanseraj ist dem Morgenländer so natürlich, wie die mit dem herumwandernden Zelte des Bedwinen (ἡ επιγειος ημων οικια του σκηνους 2. Kor. 5, 1.), wie die mit dem keine Furchen lassenden, vorbeifliegenden Kahn (Ps. 90, 10.). M.

2.

Dshemshjd
nach
Mohammed Sohn Shawend Sha Sohn Machmud el Mirchond.

Uebersetzt
von einem Ungenannten.

Mit Anmerkungen des Uebersetzers und des Herausgebers.

Der Name Dshemshid ist aus einem eigenthümlichen und einem Beinamen zusammengesetzt. Dshem ist jener, dieser Shid. Letzterer bedeutet Glanz; Chorshid, sagt man, (und kürzer Shid) war im alten Persischen das gewöhnliche Wort für Sonnenglanz.

Abu Hanifa Dinweri, einer der größten Geschichtschreiber, hält Dshemshid für einen Enkel Arfachsad's (der Perser Iran), des Sohnes Sam, Sohns Noah. Andere nennen ihn Bruder des Tachmuras, andere seinen Neffen, die meisten einen Sohn desselben.

„Als Tachmuras vom Herrscher-Ritte ging davon [1]),
„Erhielt Dshemshid die Krone und den Thron;
„Dshemshid, ein Herr von trefflicher Natur,
„Verherrlichte die Welt wie Edens Flur.
„Er öffnete zuerst, als Fürst, das Thor der Ruh,
„Und schloß des Zwistes Thor den Völkern zu.
„Von dem, was Tachmuras als Grundgesetz geweiht,
„Entfernt' er sich kein Härchen breit;
„An jedem Ort, beim Anfang jeder That,
„Zog er Husheng's [2]) Verordnungen zu Rath."

Als Dshemschid den Thron bestieg, befestigte er die Grundlage der Herrschaft, und begründete die Schlußsteine des Rechts. Er behandelte seine Unterthanen mit Milde und Sanftmuth. Die Thore gewaltthätiger Anmaßung schloß er vor dem Angesicht des Menschen, und ward erhaben vor den Völkern der Erde durch vollkommenen Verstand, eindringende Einsicht und ein treffliches Gemüth.

Die Perser sagen, er habe alle sieben Erdgürtel beherrscht; Menschen und Geister haben ihm gehorcht; er habe zu dem Allmächtigen geflehet, daß er von den Menschen Krieg, Krankheit und Tod hinwegnehme, und dreihundert Jahre sey niemand in seinem Reiche durch diese Uebel hinweggerafft worden: darum habe man am Tage Chordad des Monats Ferwardin die Särge zerbrochen [3]). Einige unwissende Perser verwechseln Dshemshid mit Salomo; aber nach den besten Geschichtschreibern verflossen zwölfhundert Jahre von Dshemshid bis auf Salomo [4]). Auch weiß man, daß jener vom wahren Glauben endlich abfiel, und von Salomo spricht das Wort Gottes (der Koran): „Und Salomo ward nicht ungläubig [5])."

Er wurde nie besiegt; aber Dschemschid unterlag dem Sohak.

Da Dschemschid die Körperwelt wie mit einem Kreise umfaßte [6]), da Land und See ihm zu Gebote stand, da das Auge seiner Erfahrung die Natur der Welt durchschaute, und der Sonnenblick seiner Scharfsicht die verborgensten Wahrheiten aufklärte, erkannte er, daß Himmel und Erde den allweisen und allmächtigen Urheber verkündige, und daß alle Werke der unbegrenzten Weisheit nützlich und lehrreich seyen. Also sandte er vertraute Eilboten in alle Länder der Welt, ihm zu bringen von allen Erzeugnissen der Erde und des Meeres [7]).

Da befahl er, an Einem Orte alle Pflanzen niederzulegen, auf daß man durch Erde, Wasser, Luft und Sonne ihre Heilkräfte ergründe. Als der Mahler des Zufalls mit der Reißfeder ewiger Vorherbestimmung das Antlitz der bräutlichen Bäume aufzeichnete, und den Schleier der Schamhaftigkeit von dem schönen Gesichte der Mädchen des Gartens hinwegzog, als durch den Zephyrhauch göttlicher Gnade, „welche die Winde beflügelt [8]),“ Pflanzen an Pflanzen fruchtbar erschienen und verborgene Kräfte enthüllten, verfertigte Dschemschid nach langen Versuchen einfache und zusammengesetzte Arzneien, und sonderte das Nützliche vom Schädlichen, da er die Kraft eines jeden erkundet [9]).

Er befahl, die Steine und Metalle aus Bergen und Gruben an das Taglicht zu fördern: das kalte Eisen bestimmte er zu Schwertern, Dolchen, Panzern, Pickelhauben und Helmen; Gold, Silber, Rubine und Onyx machte er zum Schmuck der Mäd-

chen und Könige. Zuerst ließ er Seide und Wolle bearbeiten, mannichfaltig färben, und hiedurch den Kleidern verschiedenen Werth geben [10]). Er brachte Aloe und Ambra und andere köstliche Dinge in Umlauf.

Große Städte baute Dshemshid und ordnete Länder. Durch ihn verherrlichte sich die Welt; nun erst offenbarte sich zwischen Reichthum, Wohlstand, Dürftigkeit und Armuth der merkbare Abstand, und von ihm sind die Rangordnungen der Herrscher und Unterthanen.

Zu seiner Zeit, meldet die Sage, wurde auch der Purpursaft der Traube bekannt, der ein Stärkungsmittel der Lebensgeister und die beste Verschönerungstinktur der menschlichen Gesichtsfarbe ist. Man erzählt folgendermaßen die Entdeckung des Weines: Die Traube, die lieblichste Frucht, hält sich nicht, bei veränderter Jahreszeit, bei einbrechender Kälte; aber Vielen gelüstete, auch Winters und Frühlings ihrer zu genießen: also befahl Dshemshid, den Saft von den Häuten und Körnern abgesondert zu pressen und ihn täglich vor sein Angesicht zu bringen, damit er auf dem Probestein des Geschmacks die Natur desselben versuche. Dieses that er, bis der Saft bitter wurde. Da bildete der König sich ein, jetzt sey er Gift, und befahl, das Gefäß zu verschließen. Nach diesem litt eine schöne und geliebte Sklavinn an Kopfschmerzen; sie beschloß zu sterben; hiezu wählte sie das wohlverschlossene tödtliche Gift:

Voll, bis zum Rand, das Geschirr! ich gehe nicht eh' aus der Schenke,
Bis auf den Augenblick, wo einst mein Zeitmaß wird voll [11]).

Da sie ein wenig davon getrunken, fühlte sie sich ermuntert und heiter; das Kopfweh ließ nach. Mehr trank sie; da schlief sie ein: sie hatte mehrere Tage und Nächte nicht geschlafen; einen Tag, eine Nacht schlief sie nun fort, und erwachte gesund. Dieses kam vor die Ohren Dshemshids; seine Seele erfreuete sich; er machte den Wein zu einem gewöhnlichen Getränke [12]). Weil viele Kranke davon gesund wurden, bekam er den Namen Königsarznei.

Als Arzenei hat man den Wein erprüft,
  Wird er mit Mäßigkeit genossen:
Allein, das Wasser selbst wird Gift,
  Im Uebermaß hineingegossen.

In einigen Geschichtbüchern ist aufgezeichnet, Dshemshid sey, im Anfange seiner Verwaltung, aus Sedshistan, wo der Hof selbst war [13]), nach Fars gezogen, wo er einen großen Bau angelegt habe; aus der Ebene Chofer habe sich dieser bis Ramdshard, in dem Gebiete von Shiras, erstrecket [14]), und in der Länge zwölf Parasangen betragen. Nie, in irgend einem Erdgürtel, sah ein Reisender so einen Bau. Noch [15]) sieht man den Umkreis der Stadt, noch Säulen der Gebäude; sie sind in dem Munde der Menschen als Tshihel = minar [16]).

So oft der Chosru der Gestirne, die Sonne [17]), das königliche Strahlengewand von dem Schweife des Fisches wegnahm und auf den Nacken des Widders warf, befahl Dshemshid eine Versammlung der Grossen und Edeln zu den Füßen des Throns. Er, fröh=

lich und heiter, erschien auf dem Throne der Gesetzgebung, auf den Polstern der Herrschaft. Er veranstaltete alle Zubehörden der Freude, spreitete aus den Teppich der Wonne, und nannte diesen den neuen Tag (Newruz).

Durch Gerechtigkeit, durch alle Sicherheit liebkosete Dshemshid den Völkern seines Reichs: von dem Standorte seiner Gnade ergossen sich nachahmungswürdige Beispiele, und der Krieger wie der Bauer hatte Anlaß, sich zu erlustigen; ja, sie genossen der fliehenden Freude, schlugen mit frohem Fuße, auch ohne Rhythmus, die Erde, und riefen sich Tages und Nachts in fortwährendem Freudenfeste zu[18]):

Die Fluren trinken aus den Rosen Freude,
Der Ostwind kämmt die Locken der Jasmine.
Des Flusses Ufer schmückt ein grüner Kranz,
Und um den Berg schlingt sich ein Tulpengürtel;
Die alte Welt ist wieder jung geworden;
Die Erde ist durch's Grün zum Himmel worden.
Seh't! tausend Rosen blüh'n wie frische Knaben,
Und grüne Blätter sind smaragd'ne Tafeln.
Es klagt die treue Nachtigall der Rose,
Die Rose spricht, wie Jesus einst, durch Düfte[19]):
Juheie[20]), Freund, als wärest du betrunken;
Die Zeit entreißet einst der Brust die Seele;
Wir wollen nun mitsam der Lust genießen,
Wer weiß, ob wir noch fürderhin es können;
Denn wenn des Lebens Schiff im Strudel sinkt,
Hilft es dir nichts, daß du jetzt Wasser trinkst.

Zu dieser Zeit erfand der auserwählte Weise, der allumfassende herrliche Pythagoras[21]) (ein Vertrauter Dshemshids), ein Mann, der aus den Blättern der Vergangenheit und Gegenwart den Abriß

der Zukunft darstellte, und mit durchdringendem Urtheil die Ereigniß von gestern mit der von heute verband,

Sein erleuchteter Sinn und Hellblick wußte zu spähen,
Was dein innres Gemüth sann auf den kommenden Tag

er erfand — die Tonkunst, eine mathematische Wissenschaft [22]).

Als sie erfunden war, führten liebliche Sänger und Saitenspieler in der festlichen Versammlung Dshemshids eine Musik auf, deren Töne aus Davids Harfe und aus dem Barbiton Barbind's [23]) zu fließen schienen. Da sprach der König entzückt und wie durchbalsamt von dem Theriake der Zufriedenheit [24]):

Ist gleich ein schönes Gesicht für's Aug' ein mächtiger Zauber,
Zaubert ein holder Ton sich doch viel schöner ins Ohr.
Lieblich schimmert in's Aug' der Schein des ägyptischen Joseph;
Lieblicher dringet in's Ohr Davids harmonischer Klang [25]).

Einige Tage nach dem Newruz, als die Zeiten der Freude geendigt waren, wandte sich der König zu den Geschäften, zu Anordnung, zu Beschirmung des Reichs und Sicherung der Straßen; Schutz gab er dem Unterdrückten, demüthigte die Feinde und gab verworrenen Dingen, die vor seiner Zeit in Unordnung verfielen, eine neue Gestalt. In vier Klassen schied er die Bürger des Staats, und keine sollte sich in die Verrichtungen der andern mischen.

Die erste Klasse: die Schriftgelehrten und Kanz-

leiherren; die zweite: die Krieger mit ihrem Gefolge; die dritte: die Bauer des Landes; die vierte: die Amtleute und Künstler.

Und er sprach: Wie die vier Elemente zu Fortdauer aller Körper nothwendig sind, so beruhet das Wohl des Landes auf diesen vier Klassen [26]). In Ansehung der Schriftgelehrten befahl er: Ehret nach Kräften die Gottesgelehrten, die Wettrenner in der Laufbahn der Fetwa's [27]), die Sternkundigen am Himmel des Heils; traget für sie in euern Ohren den Ring des Gehorsams, und bindet um eure Hüfte den Gürtel der Unterthänigkeit; denn auf ihrer Rede beruhet der Grund nebst den Beilehren der Religion, der Ursprung der Weisheit [28]) und mancherlei Meinungen [29]), die Vollkommenheit des Glaubens und der Gesetze;

Die Schriftgelehrten sind die Erben der Propheten,
Aus ihren Federn träuft der wahre Stein der Weisen.
Die Augenschminke von den Augen aller Weisen
Ist Staub der Füße für die Erben der Propheten.

Er sprach von den Beamten und Kanzleiherren: Die Federspitze der Schreibenden ist die Nachtigall des Gartens der Wohlredenheit; die Spalte des Schreiberohrs der Kanzleiherren ist die Philomele der Laube der Zierlichkeit [30]). Wenn sie auf die kampherweißen Wangen der Blätter [31]) aus der moschustriefenden Locke [32]) das ambrafarbige Netz ziehen [33]), so schmücken sie das Antlitz des Reichs [34]) mit dem jungen Barte des Wohlstandes und mit dem Male der Fortdauer [45]), ziehen Perlen aus dem Meere und Karun's Schätze aus Gruben.

Des Degens Spitze legt den Grund des Reiches,
Der Feder Spitze schlichtet die Geschäfte;
Die Federn und das Schwert sind Zwillinge,
Die selbst Chosru's des Großen 36) Thron erhoben.

Weiter sprach der König: Hütet euch, in dem Ausdruck eurer Verehrung übertrieben zu seyn, und das Wohl des Volks blindlings in Schwert und Feder zu suchen. Werden jene durch Worte wahrhafter Kundschafter einer Verrätherei überwiesen, so verurtheile sie der Fürst (nach Maßgabe der Zeit) zu einer Schmälerung ihres Vermögens, damit, hiedurch belehrt, sie sich solcher Gedanken nicht mehr erkühnen. Aber er gebe den Ausspähern nicht blinden Glauben: oft rühret ihr Unwille und Abscheu vor unrechtmäßigen Handlungen daher, weil sie für sich Würden suchen, und, unter der Maske der Redlichkeit, bei Einziehung der Güter ihren Gewinn haben.

Er redete von den Kriegsmannen, und sprach: Die unwiderlegbare Zunge des Schwertes erläutert die Verse der Eroberung und des Sieges 37); der Glanz der mörderischen Speere ist der Wächter des Glaubens und des Glücks der muthvollen Männer; ihr Leben wagen sie, zu antworten dem Feind mit Lanze und Pfeilen, zu beugen der Ungehorsamen Nacken in das Joch der Unterthänigkeit und der Ruhe.

Wenn sie die Arme gegen Himmel heben,
Dann nehmen sie Plejaden selbst das Leben 38),
Seh't, wie die Hand den starken Säbel schwingt,
Daß selbst das Meer aus Furcht gen Himmel springt 39).

Achtet diese Männer für großen Gewinn; reihet mit Fleiße die Perlen ihrer Hochschätzung auf.

Dshemshid befahl über Ackerleute und Handwerker: Der Wohlstand des Reichs ist die Frucht der Bemühung des Bauers; sein Geschäft ist die Erfüllung der theuersten Hoffnung des Menschen; er sorget für die Fortbringung des Menschengeschlechtes. Die Dauer der Welt beruhet auf seinem Fleiße; der Zuwachs aller Vortheile, die Erweiterung des Landbaues, die Erwerbung des Reichthums und Verminderung der Auflagen hängt von seiner Anstrengung ab. Er erträgt, was kein Schwacher vermag;

Wenn der Fisch, aus Begier nach wärmerer Zeit, in den Teichen
Wasser im Munde führt, wie ein lebendiger Quell;
Wenn der listige Fuchs von der Fläche des spiegelnden Eises,
Unbeschädigten Fells, wieder zurückzukehren sich wünschet,

gräbt der Landmann Kanäle [40]), ordnet die Bäume, und wirft auf keinen Dritten die Besorgung seiner Ackergeräthschaften. Und

Wenn die Edelsteine
Von dem Sonnenscheine
In den Minen schmelzen,
Und sich brausend wie die Wasser wälzen,
Wenn im Nile
Krokodile
Wie in Gluthen
Von zerschmolznem Wachse fluthen,

wendet der Landmann allen Fleiß auf die Geschäfte des Saates und Schnittes. Aber hütet euch, in der Achtung, die ihr ihm erweiset, zu weit zu gehen [41]). Wenn er den Feldbau vernachlässigt und sich der

Trägheit überläßt, entstehet Mangel und Hungersnoth; der erste Nahrungszweig, die Lebensquelle der Menschen, leidet. So spricht der Erste der Dichter, Sheich Mosli = ed = din Saadi; (Gott vergeistige mehr und mehr seinen Geist!):

Es soll das Ohr sein Leben keine Musik hören,
Es kann der Pfeifen und des Lautenschalls entbehren;
Das Auge kann was anderes als Gärten sehen,
Die Nase ohne Rosen und Jasmin bestehen;
Daß man die Polster gar zur Ruhe uns versage,
Wohlan! so dient ein Stein dem Haupt zur Unterlage.
Gesetzt, es läge auch kein Mädchen in den Armen,
So kann man immerhin die eigne Hand umarmen [42]).
Allein der Bauch! der Bauch fährt immer fort zu grollen,
Und ruhet nicht bis wir ihm Nahrung zollen.

Auch sprach Dshemshid von den Handwerksleuten: Seyd gütig den Handwerkern und Künstlern; beschweret sie nicht mit übertriebenen Auflagen; laßt jedem in dem, was er treibt, vollkommenen Unterricht angedeihen, damit er vortrefflich werde [43]).

Vier Ringe verfertigte Dshemshid, welche, an den Finger gesteckt, ihm alles zeigten [44]). Im Ringe, den er in Kriegszeiten trug, sah er, ob er zögern oder streiten, und wie er vor der Uebereilung sich hüten soll, welche nicht Tapferkeit ist.

Dann ist ein tapfrer Mann ein guter Führer der Heere,
Wenn er mit Tapferkeit ruhige Einsicht vereint;
Nie war Uebereilung gebilliget von dem Verstande;
Allzurasch und ein Narr gilt in der Wirkung für Eins.

In dem zweiten Ringe war eingegraben, daß das Wohl des Landes ohne genaue Gerechtigkeit nicht bestehen könne.

Kann ein weiser Fürst was Vernünftiger's thun als gerecht seyn?
Denn hiedurch schreitet er leicht auf der dornigen Bahn;
Denn es blühen hiedurch der Glaube der Völker, die Sitten;
Ruhig lebet das Volk, stolzer erhebt sich der Thron.

Der dritte Ring faßte die Worte: Unmittelbarkeit und Schnelligkeit; und sein Sinn war, daß der Fürst Späher bedürfe, die alles ihm, geradezu und schnell, überbringen.

Späher nützen dir wohl; sie geben dir nützliche Kunde;
Spähern ist in der Welt manches Geheimniß entdeckt.
Wisse: dem Staat, wo der Fürst mit Willen entbehrt der Spionen,
Harret manche Gefahr, nie ist er sicher vor Trug.

Auf dem vierten Ringe waren für die Behandlung der Dränger des Volks die Worte geschrieben: Strenge und Billigkeit.

Besser ist es, du bist in deinen Handlungen billig,
Besser, als daß du dich krümmst tausendmal bei dem Gebet [45]).

Als während seiner Regierung niemand an Krankheit noch Altersgebrechen litt; als er Gold, Silber und Edelsteine zusammenhäufte; als Herren und Unterthanen zahllos wie Sonnenstäubchen und wie Wassertropfen waren, erhob Dshemshid (nach dem Spruch: „der Mensch, dem es wohl geht, empört sich") die Fahne des Undankes und schrieb in dieselbe: „Wir sind Euer höchster Herr!" Aus dem Staube vor seinem Schöpfer erhob er die Stirn und

maßte sich Göttlichkeit an, sandte Bilder seiner Gestalt in die Länder, und befahl, sie anzubeten. Denn der Teufel (so erzählen einige Geschichten) kam in Gestalt eines Menschen zu Dshemshid; geschreckt [46]) frug der König: Wer bist du? „Ich bin ein Engel „des Himmels und gekommen, dir Rath zu erthei„len." „Was ist dein Rath?" Der Teufel sprach: „Du bist der Urquell der Wesen, du der Schöpfer des „Himmels und der Erde; du stiegest herab, und sie„he, tausende sind erkrankt und gestorben, dir ist „kein Leid begegnet, vor dir verschwinden die Schre„cken des Todes; höre auf, dich niedrig zu halten, du „bist Gott. Eine Zeit war, da du im Himmel „Sphären geordnet; du ordnetest seither die irdische „Welt; dann wirst du in den Himmel zurückkeh„ren [47]). Ich bin deiner Engel einer, zu deinem „Dienste. Befiehl den Menschen, daß sie sich nieder„werfen: thue wohl dem, der gehorcht; die Wider„spenstigen laß in das Feuer werfen [48])." (Andere erzählen, der vorgebliche Himmelsbote habe dem König verkündiget, er sey der Gott der Erde, wie der allmächtige Herr der Himmel.) Dshemshid forderte Beweise seines Auftrages, und der Satan [49]) sprach: „Daß du einen Engel siehst, ist genugsamer Beweis, „daß du kein Sterblicher seyst." Er verschwand. Des Königs Gebot erging, und er schickte Leute aus, durch Furcht und Hoffnung die Nationen in Abgründe des Irrthums zu verleiten [50]). Die meisten, gezwungen oder freiwillig, unterwarfen sich; wahre Anbeter des Einigen wurden verbrannt.

In seinem Uebermuth versäumte Dshemshid die Geschäfte des Heeres, wodurch allein der Bau der

Verwaltung fest bestehet: seine Zeit verwendete er auf gottlose, schändliche Dinge; der Flor des Reichs verlor sich in üppige Schwelgerei, trägen Schlaf [51]). Da wurde die Länge seiner Regierung und die Zahl seiner Ungerechtigkeiten unerträglich, und die Völker riefen Zohak, seinen Neffen, zu Hülfe. Dieser sandte den Befehlshaber Shedid, Sohn Adid, mit einem fürchterlichen Heere,

Mehr als Sonnenstäubchen und mehr als Tropfen des Wassers,
Mehr als Wogen des Meers, mehr als am Himmel Gestirne.

Als Dshemshid ihm die Schlacht lieferte, wurde der König besiegt; hierauf irrete er eine Zeit lang unter Gottes Geschöpfen umher; endlich als das wechselnde Schicksal sein Herz dem Sturme Preis gegeben [52]), wurde er von seinen Feinden ergriffen, vor Zohak gebracht, und auf dessen Befehl mit einer Fischgräte in zwei Stücke zersäget.

Wiewohl er die Welt auf solche Art und Weise verschönert,
Ward ihm doch noch zuletzt Kummer und Unglück zu Theil.

Abru erzählt nach dem Kershaspnameh [53]), Dshemshid sey lange unbekannt in der Welt herumgeirret, bis er in Sedshistan sich niedergelassen, wo er von einem Mädchen Kinder gezeuget habe, von denen Kershasp herstammte und Rustem [54]) entsproß. Aber die Wissenschaft [55]) ist bei Gott.

Die Perser, welche den König Dshemshid für einen Propheten halten, melden, er habe bei erster

Nachricht von Zohaks Unternehmung und Uebermacht erkannt, daß er ihm nicht widerstehen könne; verwirrt, niedergeschlagen habe er den Umsturz seines Throns und Glücks eingesehen, und sich von allen Seiten vom Unsterne verstrickt gefühlt;

(Wenn sich der Zorn des Himmels auf einen Schuldigen ausgießt,
Wird ihm jegliches Ding, das er berühret, zur Qual!)

Da er nun gewiß wußte, keine menschliche Anstalt vermöge wider die göttliche Fügung, und der Spruch des Schicksals werde durch kein Flehen geändert, habe Dshemshid sich seinem Loose ergeben; mit dem obersten Mobed sey er geflohen, und habe in einer Höhle sein übriges Leben mit Wasser und Grase erhalten, bis er in das große Land der Vernichtung eingegangen sey.

Bei seinem Abschied hat Dshemshid, wie ich gehöret,
Sich über Thron und Kron auf solche Art erkläret;
Er sprach: „ich bin nun siebenhundert Jahre alt;
„Groß wie das Meer ist mein Vermögen und Gewalt.
„Mir ward der Geister Reich [56]); ich habe, so zu sagen,
„Sie, einem Ringe gleich, auf meiner Hand getragen.
„Doch, da von meinem Glück der Lauf sich nun gewandt,
„Bin ich von heute an wie aus der Welt gebannt.
„So schenkt der Himmel nur von heute an bis morgen;
„In seinen Gaben ist gewöhnlich Gift verborgen:
„So wie ein Gaukler euch zur Gabe nichts bestimmt,
„Was er im nächsten Nu durch seine Kunst nicht nimmt."
Als diese Worte kaum im Wind verklungen hatten,
Stieg schon Dshemshid hinab ins dunkle Reich der Schatten.

Mein Herz! was wundert dich des Monds, des Jahres Lauf!
Es hörte auch Dshemshid der Große so einst auf.
Das morsche Dach, das sich zur Erde scheint zu senken,
Gibt jeden Augenblick uns solche Angedenken.

Einige Bücher [57]) erwähnen, man habe, hundert Jahre nach dem Untergange seines Reichs, Dshemshid'en in einem Feldzuge Zohaks an dem Gestade des shinesischen Meeres in einem Baume verborgen gefunden, der auf Zohaks Befehl abgehauen worden.

Auf tausend Jahre setzt man die Zeit seines Lebens; regiert habe er siebenhundert Jahre. Aber andere rechnen auf jene sieben-, auf diese nur dreihundert Jahre [58]).

Vahab Ben Menke sagt, er sey von Gott anfangs zu den Adiden gesandt worden [59]).

Andere halten ihn fälschlich auch für den Erfinder der Arzneikunst und warmen Bäder [60]).

Folgende aber waren seine Sprüche [61]): „Die „Weisheit ist der Schlüssel des Glücks, und das „Glück ist die Erfüllung der Wünsche. Wenn das „Glück der Stärke und die Herrschaft der Wissen„schaft folgte, so wäre jeder Gewaltige ein Erobe„rer, jeder Weise ein Fürst.“

„Mein Freund, umsonst ist nach dem Throne dein Bestreben;
„Der Thron, das Glück, ist nie des Weisen Loos,
„Und wem hienieden Macht und Ansehn ward gegeben,
„Ruht, unverdient, dem Glücke in dem Schoos.“

Weiter sprach Dshemshid: „Im Unglück hilft

kein

„kein äußeres Verhältniß, und glänzende Ergebung
„hält es nicht auf.“

Im Schicksal, wo Vernunft nicht Hülfe schafft,
Hilft auch nicht Freund noch Brüderschaft;
Sobald der Fuß des Glücks beginnt zu wanken,
Sind wirkungslos Entschlüsse und Gedanken.

„Der Mann,“ sprach er, „muß fest auf seinem „Platze stehen, und nicht, wie das Blatt einer Wei„de, bei jedem Hauche Lage und Ruhe verlieren; er „verzehre sich nicht in langen weitaussehenden Ge„danken um die Güter der Welt; sie schwimmen, „Blumen gleich, auf Wasser.“

Willst du, gemäß der Vernunft, das Leben fröhlich genießen,
Sey nicht, wie Weidenlaub, zitternd bei jeglichem Wind.

Wir haben seine Geschichte ausführlicher beschrieben, denn Dshemshid gehört unter die Grundsäulen der Fürsten [62]).

Anmerkungen.

1) Es ist die Manier vieler morgenländischen Geschichtschreiber, die Einförmigkeit der Erzählung (wie Griechen und Römer mit Reden) durch Gedichte zu unterbrechen. Oft beweisen diese poetischen Stellen, wenn sie aus alten Sagen oder Sammlungen sind; aber öfter sind sie nur Anwendungen, auch wohl eigenes Machwerk. Der Uebersetzer hat gesucht, die Verschiedenheit der Versarten möglichst getreu beizubehalten. M.

2) Husheng, Sohn Siamek's, des Sohnes Kajomars, war Großvater oder Vater Dshemshids. M.

3) Alle Geschichtschreiber der Vorwelt sind Uebersetzer symbolischer Gebräuche und in bildlichen Ausdrücken erhaltener Sagen. Die Vorstellung, als habe in Dshemshids Periode weder Krankheit noch Tod geherrscht, war eine unrichtige Dollmetschung des hier angeführten festlichen Brauchs, der die Idee hatte erhalten sollen, daß der Tod nicht allezeit war und einst nicht mehr seyn wird. Die Nachwelt kettete Sagen der goldenen Zeit an dunkele Erinnerung von dem Glück und Glanz der Zeiten des Erbauers von Istachar. M.

4) Diese Zeitbestimmung veranlaßt einige Bemerkungen über die Stelle Dshemshids und aller Pishdadier in der Chronologie der Vorwelt, welche wir in diesem Asien bis auf Alexander (wie in Italien bis auf die Gründung Roms, in Griechenland bis auf die Olympiadenrechnung) annehmen. Der Herausgeber wird seine Meinung nächstens der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vortragen, und diese Abhandlung wird auch sonst erscheinen.

Hier sey die Versicherung hinlänglich, daß sich alles wohl vereinigen läßt. M.

5) Nach mohammedanischer Sage; in der hebräischen Geschichte wird er endlich Indifferentiste. M.

6) Der pompöse Ausdruck soll die welterleuchtende Weisheit dieser Sonne unter den Fürsten Irans bezeichnen. M.

7) Sagen von Adam, von Hermes, von Salomo, dienen dem spätschreibenden Muselmann zu Ausmahlung der dunkel, trocken, fragmentarisch erhaltenen Sage. M.

8) Aus dem Koran. H.

9) Botanische Gärten und Naturalien-Sammlungen waren bei mohammedanischen Fürsten nicht ungewöhnlich (Casiri nennt viele); Mirchond entlehnt aus ihrer Geschichte diese Züge. M.

10) Sie zu Bezeichnung des, von ihm eingeführten, Unterschiedes der Stände benutzen. M.

11) Man wird den Uebelstand dieses Distichons, wie die Abgeschmacktheit vieler anderen, erhaben und schön seyn sollenden, unerinnert bemerken: aber wir liefern Mirchond, auf daß man ihn kennen lerne, wie er ist (weit unter des Griechen und Römers majestätischer Einfalt); sein ganzes Geschichtbuch in diesem Styl würde unlesbar seyn; es bedarf eines (kritisch genauer) Justinus.

12) Denn er war der Religion des Idris (Henochs, des Gerechten), welche den Gebrauch aller Naturgaben erlaubte. M.

13) Von Ost her kam die Macht; die Sagen früherer Zeit leiten noch näher zu den (mittelasiatischen) Gebirgen der Vorwelt. M.

14) Zwei auf der kaiserlichen Bibliothek und ein bei Herrn Hofrath von Jenisch befindliches, alle drei gutgeschriebene Exemplare haben hier muntcha an wasat ra kiez amali Shiraz est, das keinen Sinn gibt; eine vierte, sonst weit weniger gutgeschriebene Handschrift in der reichen Sammlung des Freiherrn von Jenisch hat ausdrücklich:

muntcha an wasat Ramgerd ki. In dem spanischen Auszuge des Texeira wird man finden, Dsheimshid habe Shiras gebauet; wovon im Persischen das Gegentheil steht. Aber die Vergleichung des hier übersetzten Bruchstücks mit dem sechsten Kapitel des Texeira zeigt, daß dieser überhaupt weder eine Uebersetzung, noch einen genauen Auszug lieferte. H.

15) Er schrieb am Ende unsers fünfzehnten Jahrhunderts. M.

16) Es wird nicht undienlich seyn zu bemerken, was Hadshi Khalfa's türkisches Werk, Dshihan Numa (Schauplatz der Welt), dessen Otter viel erwähnt, und wovon Herr Norberg theilweise Uebersetzungen zu liefern angefangen hat, über Istachar enthält.:

„Istachar war eine alte Stadt, in einer Ebene, unter „dem 88 $^1/_2$ Grade der Länge und 30 der Breite, gelegen. „Sie war die Residenzstadt persischer Könige, und noch „siehet man große Ruinen. Erst Ardeshir (ohne Zweifel „Babeghan, der erste Sassanide. M.) verlegte die Resi„denz von hier nach Dshus. Man sagt, Kajomars habe „Istachar angelegt und nach seinem Sohne genannt, Hu„sheng sie erweitert, Dsheimshid vollendet. Sie war zehen „Farsangen breit und eben so lang. In ihrem Umkreise „lagen viele Getreidefelder und Landhäuser. Drei feste „Schlösser hatte sie, die jedes auf einem Berge lagen, und „Istachar, Shikeste und Shigran, zusammen die drei Kün„bed (Gewölbe) hießen.“ (Der Verfasser meint wohl die von Kämpfer und andern Reisebeschreibern auf den Bergen bei Shiras bemerkten Schlösser. Ist von diesen oder jenen der dreifache Wall des Curtius und andrer Alten zu verstehen? H.) „Im Fars Nameh wird er„zählet, diese Gebäude seyen die ältesten Persiens. Das „Erdreich hat auf einer Seite eine Vertiefung, wohin das „Regenwasser sich sammelte. Diese Seite dämmte Asad„ed-daula,“ (der Bujide, Sohn Rokn-ed-daula's, König von 976 bis 983. Sein Aufenthalt bei Istachar

wurde durch Aufschriften verewiget, welche Sacy hat. M.); „er legte hier einen Teich an, wozu man siebenzehn „Stufen herabstieg; ein von Säulen getragenes Dach „wölbte sich über demselben; sein Wasser genügte tausen„den auf ein ganzes Jahr. Die Festigkeit Istachars ist „allgemein berühmt und zum Sprichworte geworden. Jetzt „aber hat der Ort weder Schloß noch Vorstädte" (Hadshi Khalfa sammelte um 1640); „nur einige Häuser und „Thore, fest wie Schlösser, stehen noch." (Er nimmt hier alle in der Ebene herum gefundenen Ruinen zusammen.) „In dieser Stadt baute Dshemshid an dem Fuße des Ber„ges (Rachmed. M.) einen viereckten Palast (das ist „Tshilminar. M.) von schwarzem gehauenen Stein. Man „steigt von zwei Seiten Treppen hinauf. Ein Stück stößt „an den Berg; die andern sehen frei in das Feld und „sind dreißig Ellen hoch. In diesem Palast stehen theils „runde, theils eckigte Säulen von schwarzem Steine, (grau„em Marmor, der durch schöne Politur fast schwarz wird. „M.) deren jede 100,000 Batmane wägt." (der Batmán hält 13 ½ Pf. H.) „Wenn dieser Stein geraspelt und „als Arznei gebraucht wird, so verlängert er das Leben." (Es liegen geheime Kräfte in allem, was von Dshemshid, so wie von Salomo, herkommt. M.) „Hier sind die Ge„stalten Dshemshids, hier ist der Borak eingegraben." (Des großen Propheten geflügeltes Wunderpferd. Die nun mohammedanischen Landleute finden das himmlische Lastthier in dem geflügelten und ungeflügelten Einhorn und andern alten Gestalten, welche ihrer Sage fremde geworden. H.) „Eine warme Quelle entspringt von dem Berge; „sie floß durch einen unterirdischen Kanal in den Palast." (Das sind die Wasserleitungen, in welche Pietro della Valle hinabstieg, und worin Chardin sich beinahe verirrte. H.) „Auf dem Berge sind große Höhlen, Kerker der „Winde genannt." (die beiden Gräber? H.) „Im An„fange des Islam wurden alle Einwohner Istachars ei„nigemal eidbrüchig; darüber wurde ihre Stadt zerstört;

„zur Zeit Samsam=ed=daula's wurde sie von Kutulmish „gänzlich verwüstet." (Dieses kann nicht seyn; Kutulmish, Sohn Arslan's Kapgu, des Sohns Seldshuk, Vater der kleinasiatischen Seldshuken, kommt vor 1040 nicht vor; Hadshi Khalfa verwechselt Samsam=ed=daula, den von 983 bis 986 regierenden Bujiden, mit dem spätern Marzapan (1024=1040), weil jener: Kaligar, dieser: Abu Kaligar zugenamt wurde. M.) „Jetzt ist hier nur „ein Flecken, und unter Ruinen glänzt, wie indische Au„genschminke, der Bau Dshemshids, das Säulenwerk Kirk„minare, hervor." (welches türkische Wort, wie das persische Tschehelminar, 40 Säulen bedeutet. H.) „Einige „meinen, die Königin Homaj, Behmen's Tochter, habe „diesen Palast bewohnt; andere, er sey ein Tempel der „Mutter Salomons gewesen. Vielleicht war er Tempel „in späteren Zeiten!"

Außer dieser wüßte ich keine bedeutende morgenländische Beschreibung dieses Palastes; nur verdient noch aus Jussuf (Joseph) und Suleicha, Dshami's berühmtem Romane, der von Potifars Weib für Joseph erbaute Palast angeführt zu werden: Dshami hatte die persepolitanischen Trümmer seiner Einbildung gegenwärtig.

Es waren in einander sieben Häuser,
Gleich sieben Thronen unvergleichlich schön,
Ein jedes von verschiedenfarb'gem Steine
Geglättet, rein und lieblich anzuschauen;
Das siebente war wie der siebente
Der Himmel, der dagegen ganz verschwand.
Hier standen vierzig hocherhab'ne Säulen
Mit Thieren seltener Gestalt geschmückt;
Am Fuße jeder Säule stand aus Gold
Voll Mädchenduft die herrlichste Gazelle;
Mit goldnen Pfauen war das Feld erfüllt,
In deren Schweifen Edelsteine glänzten:
Und in der Mitte hob ein Baum sich auf,
Desgleichen nie gesehen ward; u. s. w.

Man sieht die Säulen, die Thiere, sogar die Bäume, welche auf den Ruinen zur Untertheilung des feierlichen Aufzuges angebracht sind, (und welche Chardin nur für Blätter ansah). Wenn man die Hauptgebäude zählt, so erhält man sieben; sieben, die heilige Zahl des Morgenlandes; die Zahl der Städte (Stadtquartiere! M.), Mauern und Wälle; Septemque una sibi muro circumdabat arces! H.

17) Man erkennet einen Schriftsteller, zu dessen Zeiten die Könige Chosru in der Sage vor allen andern blüheten. M.

18) Alles bezieht sich auf die Tage Newruz. M.

19) Der Anachronismus ist stark; aber Dsheinshid war Prophete. M.

20) Im Persischen steht Hai und Hey; die Töne unseres Juheiens. H.

21) Fast bis auf die Zeiten des Islam ist die morgenländische Geschichte aus oft sehr unchronologischen Sagen brodirt. M.

22) „Auf diesen scharfsinnigen Weisen paßt ein Vers „von Ali, dem Vertrauten des Propheten (sein Lob werde „erhöhet!) dem Vollkommenen in aller Wissenschaft und „in der Stufenleiter der Töne:

„Ein Meister jeglicher Kunst, in allem Wissen erfahren,
„Dem an vollendeter Kraft keiner zu gleichen vermag.“

H.

23) Des berühmtesten Tonkünstlers unter Chosru Parwiz. H.

24) Die Musik wird als sorgevertreibend mit Gegengifte verglichen. M.

25) Anachronismen, denen Mirchond sich keine Mühe gibt auszuweichen, weil die Ausschmückung unverhohlen seyn, und nicht aus der Urkunde seyn soll. M.

26) Er wollte nicht, daß alle auf Einer, sondern daß jeder auf seiner Stufe stehe. M.

27) Rechtsprüche. H.

28) Welche der Morgenländer von jeher an seine heiligen Bücher knüpfte. M.

29) In Auslegung der Sprüche und Sagen. Diese Verschiedenheit sey nothwendig, behauptet bei Casiri ein Araber, auf daß den mannichfaltig-denkenden Menschen mehr als Ein Weg des Heils offen sey. M.

30) Es ist bekannte Sitte morgenländischer Höfe, die gemeinsten Sachen in einen Schwulst und eine Ziererei zu hüllen, worüber sie dem Unerfahrnen fast unverständlich werden. M.

31) Das Papier. H.

32) Die Tinte. H. Dem damit befeuchteten Schwamme? M.

33) Die Schriftzüge. H.

34) Die Majestät des Herrschers. M.

35) Verewigen seine Befehle durch das mühsame Verdienst ihrer Ziererei. M.

36) Hier meint er Nushirwan († 579). M.

37) Anspielung auf die Sure des Korans, welche Eroberung heißt. H.

38) Weil die Menge der fliegenden Pfeile die Luft verdunkele; der Glanz der Gestirne wird ihr Leben genannt. M.

39) Nämlich Staubwolken. M.

40) Wässerung war, durch die Natur des Landes, eine der nöthigsten Arbeiten und Pflichten des Persers. M.

41) Dshemshid will, daß jeder insofern geachtet werde, als er ist und thut, was er soll. M.

42) Ruhe dem Genuß vorziehen. M.

43) Bis hieher der erste Theil des Regentenspiegels; und sein Geist ist Ordnung. M.

44) Nicht Wunderringe; er hatte in jeden die Worte gegraben, welche er sich in Uebung seines mannigfaltigen Königsgeschäftes gegenwärtig haben wollte. M.

45) Hier endiget des Regentenspiegels zweiter Theil, von der Fürstenpflicht. M.

46) Im unzugänglichen Geheimzimmer einen Unbekannten zu sehen. M.

47) Die mystische Selbstvergöttlichung ist der hochfliegenden Phantasie des Morgenländers nicht fremde. M.

48) Aus den Ueberlieferungen von Nebukadnezar geborgt. M.

49) Mohammedanisch. Persischer: Peetiareh Ahriman; wenn dieser Name älter wäre als Zarduscht! M.

50) Eigentlich bezeichnet die Fabel einen Versuch des Despotismus, Willkür über die Ordnung zu erheben. M.

51) Der Geschichtschreiber will erläutern, wie die Periode des Glanzes in die der Verwilderung überging; durch Selbstvernachlässigung im Glück. M.

52) Als er unmuthsvoll Geistesgegenwart und Besinnung verlor. M.

53) Dem Buch von Kershasp, Enkel von Tachmasp, dem Sohne Menutsheher's, des Sohnes Iredsh, Sohns Feridun. M.

54) Der von Ferdussi so trefflich besungene persische Herkules. M.

55) Die genaue Kenntniß der Wahrheit. M.

56) Salomonisch; aus Mißverstand der Sage von der Ueberlegenheit des Geistes und der Kenntnisse dieser Könige. M.

57) Selbst Bundehesh spielt hierauf an. M.

58) Ich habe bei Hadshi Khalfa (oder bei Miri Ali Shirnuwaj) von 95 Regierungsjahren gelesen; aus diesen wurden wohl, wie bei Nestor, drei Menschenalter; spätere rechneten jedes, in so alter Zeit, auf hundert Jahre; von den 500 Regierungsjahren war der Uebergang zu der heiligen Zahl von 700 Jahren des Lebens leicht; um so mehr, da die Sage einer von ihm genannten Glücksperiode ohngefähr so viele gab. Uebrigens fällt die Dshemshidische

Zeit, nach unserer Berechnung, von dem 68sten Jahre Arfachsads bis in das 7te vor der Geburt Sarugs. M.

59) Gotteslâugnerische Riesen in mohammedanischen Sagen. M.

60) Verwechseln ihn mit Hermes, mit welchem eben diese Sagen sich viel zu thun machen. M.

61) Dergleichen die morgenländischen Geschichtschreiber, wie eine moralische Hinterlassenschaft, als die Summe, das Resultat der Lebenserfahrung und Forschung berühmter Männer der Beschreibung ihrer Schicksale anzuhängen pflegen. M.

62) Dieses Fragment Mirchonds dürfte hinreichen, zu zeigen, wie mannichfaltig, merkwürdig und anziehend — nicht eine so genaue Uebersetzung wie diese (bei einem weitläuftigen, oft in so üblem Geschmacke geschriebenen, und neben herrlichen Edelsteinen des Orients viel Gemeines enthaltenden Werk dem Publikum schwerlich interessant) aber — ein umständlicher, kritisch-genauer Auszug seyn würde. M.

V.

Proben persepolitanischer Figuren in (den hier folgenden) fünf Kupfertafeln.

Berichtigung.

Die in der Vorrede S. 11. erwähnten beiden Vignetten sind daselbst als zu Seite 59 und 346 gehörig zu berichtigen.

Johann Gottfried von Herder's
sämmtliche Werke.

Zur Philosophie und Geschichte.

Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

Digitized by Google

Präludien zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Von

Johann Gottfried von Herder.

Herausgegeben von

Johann von Müller.

Erste Abtheilung.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 2 7.

Vorrede des Herausgebers.

Wie im ersten Theil der große Sinn der Urwelt sich in stummen Denkmalen aussprach, so zeigt artikulirte Rede hier das Auszeichnende der Menschennatur. Wie deutlich Herder's Ansicht, wie reichhaltig und belebend seine Behandlung auch trockener Untersuchungen war, zeigt sich vornämlich in diesen Schriften.

Die letzten zwei in diesem Bande*) sind Propyläen des größern Werks über die Geschichte der Menschheit, worin er dieser ihre Stelle im Universum gezeigt, Winke über ihre Bestimmung gegeben, und eine bis in das Mittelalter herunter laufende, lehrreiche Tafel ihrer Schicksale vorgehalten hat.

---

*) In der gegenwärtigen Ausgabe bilden die hier bemerkten zwei Abhandlungen die zweite Abtheilung der Präludien, oder den Inhalt des dritten Theiles z. Philos. u. Gesch.

Allgemeine Vorstellungen gewähren oft ein prachtvolles Schauspiel, das die Sinne erschüttert und das Herz leer läßt; man wird von der Mannichfaltigkeit und Größe der Gegenstände überwältiget: die wahre Weisheit ist die, welche dir zu Hause kömmt, Wohnung in deinem Innern macht, Lehre dir gibt und Kraft im Leben. Das ist der Vorzug der Geschichte vor Theorien. Die der Menschheit, von Herder's Meisterhand, liefert die Zeichen des Eigenthümlichen jeder Zeit und Nation, wodurch der Sinn der Partikularhistorien geöffnet und über diese ein Geist ausgegossen wird.

Wir betrachten die letzte hier gelieferte Schrift wie eine Skizze des ganzen unvollendeten Gemähldes, welche nicht nur der Uebersicht, sondern selbst des Trostes und der Ermahnung wegen voran zu senden war. Was ist ermüdender, niederschlagender, als das Schauspiel der Menschenwelt, ohne einen erhabenen, das Ganze fassenden Blick!

Zwischen zwei undurchdringlichen Finsternissen ein halb verlornes, arbeitvolles oder ödes, schnell vorbeifliegendes Leben, wenig lohnend, selten befriedigend, oft von trügerischer, kalter, harter Tyrannei hohngeneckt, nicht abgebrochen, und wenn es recht wohlthätig vielwirkend war, ohne andere Aussicht, als auf irgend eine nahe revolutionäre Zerstö-

rung des edelsten Wirkens — das ist der mühseligen Sterblichen Loos. „Verschwelge, wenn du kannst, „verträume den Augenblick; wenn er unbehaglich „wird, so sind hundert Wege, zu endigen.“ Von solcher Trauer, solcher Verzweiflung, rettet, wie wenig anderes, die Philosophie der Geschichte der Menschheit, welche, indem sie durch Merkmale von Zusammenhang, von Plan, Hoffnungen entzündet, besonders wichtig und vorleuchtend wird, durch ihr Resultat: Jedes Land, Volk, Staatensystem hat seine Zeit von Glanz und Glück; jeder Flor, jede Macht und Ordnung der Dinge ihre unabwendbare, letzte Stunde; alsdann, alsdann schlägt diese, wenn ein von hohem Vaterlandsgefühl durch Eigennutz zur Selbstvergessenheit versunkenes, sich selbst überlebendes Volk die Fackel eigenen Lichts in der trägen, entnervten Hand nicht mehr empor zu halten vermag. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Berlin, am 28sten Sept. 1805.

Johann von Müller.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede des Herausgebers.

I. Preisschrift über den Ursprung der Sprache. . . 1

II. Zugaben:

1. Vorrede zu Lord Monboddo's Werk über diesen Gegenstand 161

2. Vom Sprechen und Hören 174

I.

Ueber den
Ursprung der Sprache.

Vocabula sunt notae rerum.
Cicero.

Von der
Akademie der Wissenschaften zu Berlin
im Jahr 1770
gekrönte Preisschrift.

Nach der zweiten berichtigten, zu Berlin 1789 erschienenen Auflage.

Digitized by Google

Voranmerkung

zur

zweiten berichtigten Auflage.

Die Berichtigung, die auf dem Titelblatt dieser Auflage bemerkt worden, konnte nach der Veranlassung und nach andern Umständen dieser Schriften mehr ihre Schreibart und Interpunktion, als den Inhalt selbst betreffen, den sie abhandeln. Als Preisschriften, die auf Befehl einer Königlichen Akademie herausgegeben worden, mußten sie in jedem Wesentlichen völlig unverändert bleiben; und es hätte dem Verfasser, der in Absicht ihrer ebensowohl nur Leser ist, wie jeder andre Leser, höchstens freigestanden, in besondern Anmerkungen kund zu thun, wo er seitdem hie und da seine Meinung geändert habe. Da aber dieses oft zu weit geführt hätte, und dem Leser, der in solchem Fall immer eine doppelte Schrift lesen muß, eher beschwerlich,

als angenehm gewesen wäre: so ward eine Berichtigung, oder eine neue Bestätigung und Erweiterung des Inhalts etwa einer andern Gelegenheit aufgesparet; und der Verfasser begnügte sich nur, die Schreibart ebner und deutlicher, hie und da auch richtiger und sanfter zu machen, sofern auch dieß geschehen konnte, ohne der Schrift selbst etwas von dem Gepräge zu nehmen, in welchem sie einmal geformt war. Auch dieß indeß hat Mühe gekostet; und jeder Kenner der Sache sowohl, als der Schreibart, wird den Werth dieser Mühe desto nachsichtiger schätzen, je richtiger er ihn einsieht.

Weimar, den 28. Jul. 1788.

Herder.

Erster Theil.

Haben die Menschen, ihren Naturfähigkeiten überlassen, sich selbst Sprache erfinden können?

Erster Abschnitt.

Schon als Thier hat der Mensch Sprache. Alle heftigen, und die heftigsten unter den heftigen, die schmerzhaften Empfindungen seines Körpers, so wie alle starken Leidenschaften seiner Seele, äußern sich unmittelbar durch Geschrei, durch Töne, durch wilde, unartikulirte Laute. Ein leidendes Thier sowohl, als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfällt, wird wimmern, wird ächzen, und wäre es gleich verlassen, auf einer wüsten Insel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeschöpfes. — Es ist, als ob's freier athme, indem es dem brennenden, geängstigten Hauche Luft gibt; es ist, als ob's einen Theil seines Schmerzens verseufze, und aus dem leeren Luftraume wenigstens neue Kräfte zum Verschmerzen in sich ziehe indem es die tauben Winde mit Aechzen füllet. So wenig hat uns die Natur als abgesonderte Steinfelsen, als egoistische Monaden geschaffen! Selbst die

feinsten Saiten des thierischen Gefühls (ich muß mich dieses Gleichnisses bedienen, weil ich für die Mechanik fühlender Körper kein besseres weiß) — selbst die Saiten, deren Klang und Anstrengung gar nicht von Willkür und langsamem Bedacht herrühren, ja deren Natur noch von aller forschenden Vernunft nicht hat erforscht werden können, selbst die sind in ihrem ganzen Spiele, auch ohne das Bewußtseyn fremder Sympathie, zu einer Aeußerung auf andre Geschöpfe gerichtet. Die geschlagne Saite thut ihre Naturpflicht: sie klingt; sie ruft einer gleichfühlenden Echo, selbst wenn keine da ist, selbst wenn sie nicht hoffet und wartet, daß ihr eine antworte.

Sollte die Physiologie je so weit kommen, daß sie die Seelenlehre demonstrirte (woran ich aber sehr zweifle): so würde sie dieser Erscheinung manchen Lichtstrahl aus der Zergliederung des Nervenbaues zuführen; sie würde solche aber auch vielleicht in einzelne, zu kleine und stumpfe Theile vertheilen. Lasset sie uns itzt im Ganzen, als ein helles Naturgesetz annehmen: „Hier ist ein empfindsames Wesen, das keine seiner lebhaften Empfindungen in sich einschließen kann; das im ersten überraschenden Augenblick, selbst ohne Willkür und Absicht, jede durch Laute äußern muß.“ „Das war gleichsam der letzte mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, daß sie allen das Gesetz auf die Welt mitgab: „empfinde nicht für dich allein; sondern dein Gefühl töne!“ Und da dieser letzte schaffende

Druck auf alle von Einer Gattung Einartig war; so ward dieß Gesetz Segen: „deine Empfindung „töne deinem Geschlecht Einartig und „werde also von Allen, wie von Einem, „mitfühlend vernommen!" Nun rühre man es nicht an, dieß schwache, empfindsame Wesen! So allein und einzeln und jedem feindlichen Sturme des Weltalls es ausgesetzt scheinet, so ists nicht allein: es steht mit der ganzen Natur im Bunde. Es ist zart besaitet; aber die Natur hat in diese Saiten Töne verborgen, die, gereizt und ermuntert, wieder andre gleich zartgebaute Geschöpfe wecken, und, wie durch eine unsichtbare Kette, einem entfernten Herzen Funken mittheilen können, für dieß ungesehene Geschöpf zu fühlen. — Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache. Es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist.

Daß der Mensch sie ursprüglich mit den Thieren gemein habe, bezeugen jetzt freilich mehr gewisse Reste, als volle Ausbrüche; allein auch diese Reste sind unwidersprechlich. — Unsre künstliche Sprache mag die Sprache der Natur so verdränget, unsre bürgerliche Lebensart und gesellschaftliche Artigkeit mag die Fluth und das Meer der Leidenschaften so gedämmet, ausgetrocknet und abgeleitet haben, als man will: der heftigste Augenblick der Empfindung, wo und wie selten er sich auch finde, nimmt noch immer sein Recht wieder, und tönt in seiner mütterlichen Sprache unmittelbar durch Accente. Der auffahrende Sturm einer Leidenschaft, der plötzliche Ueberfall von Freude

oder Frohheit; Schmerz und Jammer, wenn sie tiefe Furchen in die Seele graben; ein übermannendes Gefühl von Rache, Verzweiflung, Wuth, Schrecken, Grausen u. s. w. alle kündigen sich an, und jede Ankündigung ist nach ihrer Art verschieden. So viel Gattungen von Fühlbarkeit in unsrer Natur schlummern, so viel auch Tonarten — — Ich merke also an, daß je weniger die menschliche Natur mit einer Thierart verwandt; je ungleichartiger sie mit ihr am Nervenbaue ist: desto weniger ist ihre Natursprache uns verständlich. Wir verstehen als Erdenthiere das Erdenthier besser als das Wassergeschöpf; und auf der Erde das Heerdethier besser als das Waldgeschöpf; und unter den Heerdethieren die am meisten, die uns am nächsten kommen. Nur daß freilich auch bei Diesem Umgang und Gewohnheit das Beste thun müssen. Es ist natürlich, daß der Araber, der mit seinem Roß gleichsam nur Ein Stück ausmacht, es mehr verstehe, als der, der zum erstenmal ein Pferd beschreitet; er spricht mit ihm fast so gut, als Hektor in der Iliade mit den Seinigen sprechen konnte. Der Araber in der Wüste, der nichts Lebendiges um sich hat, als sein Kameel, und etwa den Flug amirrender Vögel, kann leichter jenes Natur verstehen und das Geschrei dieser zu verstehen glauben, als wir in unsern Behausungen. Der Sohn des Waldes, der Jäger, versteht die Stimme des Hirsches, und der Lappländer seines Rennthieres. — Doch alles das folgt, oder ist Ausnahme. Eigentlich ist diese Sprache der Natur eine Völkersprache für

jede Gattung unter sich, und so hat auch der Mensch die seinige. — —

Nun sind freilich diese Töne sehr einfach; und wenn sie artikulirt, und als Interjektionen aufs Papier hinbuchstabirt werden: so haben die entgegengesetztesten Empfindungen fast Einen Ausdruck. Das matte Ach! ist sowohl Laut der zerschmelzenden Liebe, als der sinkenden Verzweiflung; das feurige O! ist sowohl Ausbruch der plötzlichen Freude, als der auffahrenden Wuth, der steigenden Bewunderung, als des zuwallenden Bejammerns. Allein sind denn diese Laute da, um als Interjektionen aufs Papier gemahlt zu werden? Die Thräne, die in diesem trüben, erloschnen, nach Trost schmachtenden Auge schwimmt — wie rührend ist sie im ganzen Gemählde des Antlitzes der Wehmuth! Nehmet sie allein, und sie ist ein kalter Wassertropfe; bringet sie unter das Mikroscop, und — ich will nicht wissen, was sie da seyn mag. Dieser ermattende Hauch, der halbe Seufzer, der auf der vom Schmerz verzognen Lippe so rührend stirbt — sondert ihn ab von allen seinen lebendigen Gehülfen, und er ist ein leerer Luftstoß. Kann's mit den Tönen der Empfindung anders seyn? In ihrem lebendigen Zusammenhange, im ganzen Bilde der wirkenden Natur, begleitet von so vielen andern Erscheinungen, sind sie rührend und gnugsam; aber von allen getrennet, herausgerissen, ihres Lebens beraubet, freilich nichts als Ziffern. Die Stimme der Natur wird damit ein gemahlter, willkürlicher Buchstabe. — — Wenig sind dieser Sprachtöne freilich; allein die empfindsame Natur, sofern sie bloß

mechanisch leidet, hat auch weniger Hauptarten der Empfindung, als unsre Psychologien der Seele als Leidenschaften anzählen oder andichten. Nur jedes Gefühl ist in solchem Zustande, je weniger in Fäden zertheilt, ein um so mächtiger anziehendes Band: die Töne reden nicht viel, aber stark. Ob der Klageton über Wunden der Seele oder des Körpers wimmere; ob dieses Geschrei von Furcht oder Schmerz erpreßt werde; ob dieß weiche Ach sich mit einem Kuß oder einer Thräne an den Busen der Geliebten drücke; — alle solche Unterschiede zu bestimmen, war diese Sprache nicht da. Sie sollte zum Gemählde hinrufen; dieß Gemählde wird schon vor sich selbst reden. Sie sollte tönen, nicht aber schildern. — Ueberhaupt grenzen, nach jener Fabel des Sokrates, Schmerz und Wollust an einander. Die Natur hat in der Empfindung ihre Enden zusammengeknüpft; und was kann also die Sprache der Empfindung anders, als solche Berührungspunkte zeigen? — — — Jetzt darf ich anwenden.

In allen ursprünglichen Sprachen tönen noch Reste dieser Naturtöne; nur freilich sind sie nicht die Hauptfäden der menschlichen Sprache. Sie sind nicht die eigentlichen Wurzeln, aber die Säfte, die die Wurzeln der Sprache beleben.

Eine feine, spät erfundne metaphysische Sprache, die von der ursprünglichen Muttersprache des menschlichen Geschlechts eine Abart vielleicht im vierten Gliede ist, und nach langen Jahrtausenden der Abartung selbst wieder Jahrhunderte ihres Lebens hindurch verfeinert, civilisirt und humanisirt

worden: eine solche Sprache, das Kind der Vernunft und Gesellschaft, kann wenig oder nichts mehr von der Kindheit ihrer ersten Mutter wissen; allein die alten, die wilden Sprachen, je näher zum Ursprunge, enthalten davon desto mehr. Ich kann hier noch nicht von der geringsten menschlichen Bildung der Sprache reden, sondern nur rohe Materialien betrachten. Noch existirt für mich kein Wort: sondern nur Töne zum Wort einer Empfindung; aber sehet! in den genannten Sprachen, in ihren Interjektionen, in den Wurzeln ihrer Nominum und Verborum, wie viel aufbehaltene Reste dieser Töne! Die ältesten morgenländischen Sprachen sind voll von Ausrufen, für die wir spätergebildeten Völker oft nichts als Lücken, oder stumpfen, tauben Mißverstand haben. In ihren Elegien tönen, wie bei den Wilden auf ihren Gräbern, jene Heil- und Klagetöne, eine fortgehende Interjektion der Natursprache; in ihren Lobpsalmen das Freudengeschrei, die wiederkommenden Hallelujahs, die Shaw aus dem Munde der Klageweiber erkläret, und die bei uns so oft feierlicher Unsinn sind. Im Gang', im Schwunge ihrer Gedichte, und der Gesänge andrer alten Völker tönet der Ton, der noch die Krieges- und Religionstänze, die Trauer- und Freudengesänge aller Wilden belebet, sie mögen am Fuße der Cordilleras, oder im Schnee der Irokesen, in Brasilien oder auf den Inseln der Karaiben wohnen. Die Wurzeln ihrer einfachsten, wirksamsten, frühesten Verben endlich sind jene ersten Ausrufe der Natur, die erst später gemodelt wurden; und die Sprachen aller alten und

wilden Völker sind daher in diesem innern, lebendigen Tone für Fremde immer unaussprechlich.

Ich kann die meisten dieser Phänomene im Zusammenhange erst später erklären: hier stehe nur Eins. Einer der Vertheidiger des göttlichen Ursprunges der Sprache*) findet darin göttliche Ordnung zu bewundern: „daß sich die Laute al„ler uns bekannten Sprachen auf etliche „zwanzig Buchstaben bringen lassen." Allein das Faktum ist unrichtig, und der Schluß noch unrichtiger. Keine einzige lebendigtönende Sprache läßt sich vollständig in Buchstaben bringen, und noch weniger in zwanzig Buchstaben: dieß zeigen alle Sprachen sämmtlich und sonders. Der Artikulationen unsrer Sprachwerkzeuge sind so viele; ein jeder Laut wird auf so mannichfaltige Weise ausgesprochen, daß z. B. Herr Lambert im zweiten Theil seines Organon mit Recht hat zeigen können: „wie weit weniger wir Buchstaben, als Laute ha„ben," und „wie unbestimmt also diese von jenen „ausgedrückt werden können." Und das ist doch nur aus der deutschen Sprache gezeiget, die die Vieltönigkeit und den Unterschied ihrer Dialekte noch nicht einmal in eine Schriftsprache aufgenommen hat; wie denn da, wo die ganze Sprache nichts als solch ein lebendiger Dialekt ist? Woher rühren alle Eigenheiten und Sonderbarkeiten der Orthographie, als wegen der Unbehüflichkeit zu schreiben, wie man spricht? Welche lebendige Spra-

*) Süßmilchs Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sey. Berlin, 1766. S. 21.

che läßt sich, ihren Tönen nach, aus Bücherbuchstaben lernen? Und welche todte Sprache daher aufwecken? — — Je lebendiger nun eine Sprache ist, je weniger man daran gedacht hat, sie in Buchstaben zu fassen, je ursprünglicher sie zum vollen, unausgesonderten Laute der Natur hinaufsteigt: desto minder ist sie auch schreibbar, desto minder mit zwanzig Buchstaben schreibbar; ja oft für Fremdlinge ganz unaussprechlich. Der P. Rasles, der sich zehn Jahre unter den Abenakiern in Nordamerika aufgehalten, klagt hierüber so sehr, daß er mit aller Aufmerksamkeit doch oft nur die Hälfte des Worts wiederholt und sich lächerlich gemacht habe; wie weit lächerlicher hätte er die Sprache mit seinen französischen Buchstaben beziffert? Der P. Chaumont, der fünfzig Jahre unter den Huronen zugebracht, und sich an eine Grammatik ihrer Sprache gewagt hat, klagt demungeachtet über ihre Kehlbuchstaben und ihre unaussprechlichen Accente: „oft hätten zwei Wörter, die ganz aus einerlei „Buchstaben bestünden, die verschiedensten Bedeu„tungen." Garcilasso de Vega beklagt sich über die Spanier, daß sie die peruanische Sprache im Laute der Wörter verstellet, verstümmelt, verfälscht und aus bloßen Verfälschungen den Peruanern das ärgste Zeug angedichtet. De la Condamine sagt von einer kleinen Nation am Amazonenfluß: „ein Theil von ihren Wörtern könne nicht, „auch nicht einmal sehr unvollständig, geschrieben „werden. Man müßte wenigstens neun oder zehn „Sylben gebrauchen, wo sie in der Aussprache kaum „drei auszusprechen scheinen." La Loubere von

der siamschen Sprache; „unter zehn Wörtern, die „der Europäer ausspricht, versteht ein geborner „Siamer vielleicht kein einziges, man mag sich „Mühe geben, so viel man will, ihre Sprache mit „unsern Buchstaben auszudrücken.“ Und was brauchen wir Völker aus so entlegenen Enden der Erde? Unser kleiner Rest ursprünglicher Völker in Europa, Esthländer, Lappen u. s. w. haben oft eben so halbartikulirte und unschreibbare Schälle, als die Huronen und Peruaner. Russen und Polen, deren Sprachen doch lange schon geschrieben und schriftgebildet sind, aspiriren noch immer so, daß der wahre Ton ihrer Laute nicht durch Buchstaben gemahlt werden kann. Der Engländer, wie quälet er sich, seine Töne zu schreiben, und wie wenig ist der noch, der geschriebnes Englisch versteht, ein sprechender Engländer! Der Franzose, der seine Sylben weniger aus der Kehle heraufholet, und der Halb-Grieche, der Italiener, der gleichsam in einer höhern Gegend des Mundes, wie in einem feinern Aether redet, behält immer noch lebendigen Ton. Seine Laute müssen innerhalb der Organe bleiben, wo sie gebildet worden: als gemahlte Buchstaben sind sie, so bequem und einartig sie der lange Schriftgebrauch gemacht habe, immer nur Schatten!

Das Faktum ist also falsch, und der Schluß noch falscher: er führet nicht auf einen göttlichen, sondern gerade umgekehrt auf einen thierischen Ursprung der Sprache. Nehmet die sogenannte göttliche erste Sprache, die hebräische, von der der größte Theil der Welt die Buchstaben geerbt hat. Daß sie in ihrem Anfange so lebendigtönend gewesen, daß sie

nur sehr unvollkommen geschrieben werden konnte, dieß zeigt offenbar der ganze Bau ihrer Grammatik, ihre so vielfachen Verwechselungen ähnlicher Buchstaben, ja am allermeisten der völlige Mangel ihrer Vokale. Woher kommt die Sonderbarkeit, daß ihre Buchstaben nur Mitlauter sind, und daß eben die Elemente der Worte, auf die alles ankommt, die Selbstlauter, ursprünglich gar nicht geschrieben wurden? Diese Schreibart ist dem Laufe der gesunden Vernunft so entgegen, das Unwesentliche zu schreiben und das Wesentliche auszulassen, daß sie den Grammatikern unbegreiflich seyn mußte, wenn Grammatiker häufig zu begreifen gewohnt wären. Bei uns sind die Vokale das Erste, gleichsam die Thürangeln der Sprache; bei jenen werden sie nicht geschrieben — warum? Weil sie nicht geschrieben werden konnten. Ihre Aussprache war so lebendig und fein organisirt, ihr Hauch war so geistig und ätherisch, daß er verduftete, und sich nicht in Buchstaben fassen ließ. Nur erst bei den Griechen wurden diese lebendigen Aspirationen in förmliche Vokale aufgefädelt, denen doch noch Spiritus u. s. w. zu Hülfe kommen mußte; da bei den Morgenländern die Rede gleichsam ganz Spiritus, ein fortgehender Hauch und Geist des Mundes war, wie sie sie auch so oft in ihren mahlenden Gedichten benennen. Es war Othem Gottes, wehende Luft, die das Ohr aufnahm; die todten Buchstaben, die sie hinmahleten, waren nur der Leichnam, der lesend mit Lebensgeist beseelt werden mußte. Was das für einen gewaltigen Einfluß auf das Verständniß ihrer Sprache hat, ist hier nicht der Ort zu sagen;

daß dieß Wehende aber den Ursprung ihrer Sprache verrathe, ist offenbar. Was ist unschreibbarer, als die unartikulirten Töne der Natur? Und wenn die Sprache, je näher ihrem Ursprunge, desto unartikulirter ist — was folgt, als daß sie wohl nicht von einem höhern Wesen für die vier und zwanzig Buchstaben, noch auch diese Buchstaben gleich mit der Sprache erfunden worden, daß diese vielmehr ein weit späterer nur unvollkommener Versuch gewesen, sich einige Merkstäbe der Erinnerung zu setzen, und daß jene nicht aus Buchstaben der Grammatik Gottes, sondern aus wilden Tönen freier Organe entstanden sey. *) Sonst wäre es sonderbar, daß eben die Buchstaben, aus denen und für die Gott die Sprache erfunden, mit Hülfe derer er den ersten Menschen die Sprache beigebracht hätte, eben die unvollkommensten in der Welt wären, die wenig vom Geiste der Sprache sagen und in ihrer ganzen Bauart offenbar bekennen, daß sie nichts davon sagen wollen. — —

Es verdiente diese Buchstabenhypothese freilich ihrer Würde nach nur Einen Wink: aber ihrer mannichfaltigen Beschönigung wegen mußte ich ihren Ungrund entblößen, und eine Sonderbarkeit dabei erklären, von welcher mir wenigstens keine Erklärung bekannt ist. Zurück auf unsre Bahn!

Da

*) Die beste Schrift für diese noch zum Theil unausgearbeitete Materie ist *Wachteri* naturae et scripturae concordia, Hafn. 1752., die sich von den Kircherschen und so viel andern Träumen, wie Alterthumsgeschichte von Mährchen unterscheidet.

Da unsre Töne der Natursprache vorzüglich zum Ausdrucke der Leidenschaft bestimmt sind, so ist's natürlich, daß sie auch die Elemente aller Rührung werden. Wer ist's, dem bei einem zuckenden, wimmernden Gequälten, bei einem ächzenden Sterbenden, auch selbst bei einem stöhnenden Vieh, wenn seine ganze Maschine leidet, dieß Ach nicht zu Herzen dränge? Wer ist der gefühllose Barbar? Je harmonischer das empfindsame Saitenspiel selbst bei Thieren mit andern Thieren gewebt ist: desto mehr fühlen selbst diese mit einander; ihre Nerven kommen in eine gleichmäßige Spannung, ihre Seele in einen gleichmäßigen Ton, sie leiden wirklich mechanisch mit. Und welche Stählung seiner Fibern, welche Macht, alle Oeffnungen seiner Empfindsamkeit zu verstopfen, gehört dazu, daß ein Mensch hiegegen taub und hart werde! — — Diderot*) meint, daß ein Blindgeborner gegen die Klagen eines leidenden Thiers unempfindlicher seyn müßte, als ein Sehender; allein ich glaube, unter gewissen Fällen, das Gegentheil. Freilich ist ihm das ganze rührende Schauspiel dieses elenden zuckenden Geschöpfes verhüllet; allein alle Beispiele sagen, daß eben durch diese Verhüllung das Gehör weniger zerstreut, horchender und eindringender werde. Da lauschet er also im Finstern, in der Stille seiner ewigen Nacht, und jeder Klageton geht ihm um so inniger und schärfer, wie ein Pfeil, zum Herzen. Nun nehme er noch das tastende, langsam umspannende Gefühl zu Hülfe,

*) Lettre sur les Aveugles à l'usage de ceux qui voyent etc.

taste die Zuckungen, er fühle den Bruch der leidenden Maschine sich ganz, — Grausen und Schmerz fährt durch seine Glieder; sein innrer Nervenbau fühlt Bruch und Zerstörung; der Todeston tönet. Das ist das Band dieser Natursprache!

Ueberall sind die Europäer, troz ihrer Bildung und Mißbildung, von den rohen Klagetönen der Wilden heftig gerührt worden. Leri erzählt aus Brasilien, wie sehr seine Leute von dem herzlichen, unförmlichen Geschrei der Liebe und Leutseligkeit dieser Amerikaner bis zu Thränen seyen erweicht worden. Charlevoix und Andere wissen nicht genug den grausenden Eindruck auszudrücken, den die Krieges- und Zauberlieder der Nordamerikaner machen. Wenn wir später Gelegenheit haben werden zu bemerken, wie sehr die alte Poesie und Musik von diesen Naturtönen sey belebet worden: so werden wir auch die Wirkung philosophischer erklären können, die z. B. der alte griechische Gesang und Tanz, die alte griechische Bühne einst gemacht haben, und überhaupt Musik, Tanz und Poesie noch auf alle Wilde machen. Auch selbst bei uns, bei denen freilich die Vernunft oft die Empfindung, und die künstliche Sprache der Gesellschaft die Töne der Natur aus ihrem Amt sezet, — kommen nicht noch oft die höchsten Donner der Beredtsamkeit, die mächtigsten Schläge der Dichtkunst, und die Zaubermomente der Aktion, dieser Sprache der Natur durch Nachahmung nahe? Was ist's, was dort im versammelten Volke Wunder thut, Herzen durchbohrt und Seelen umwälzet? — Geistige Rede und Metaphysik? Gleichnisse und Figuren? Kunst

und kalte Ueberzeugung? — Sofern der Taumel nicht blind seyn soll, muß vieles durch sie geschehen; aber Alles? Und eben dieß höchste Moment des blinden Taumels, wodurch wurde das? — Durch ganz eine andre Kraft! — Diese Töne, diese Geberden, jene einfachen Gänge der Melodie, diese plötzliche Wendung, diese bewegende Stimme, — was weiß ich mehr? Bei Kindern, und bei dem Volke der Sinne, bei Weibern, bei Leuten von zartem Gefühl, bei Kranken, Einsamen, Betrübten, wirken sie tausendmal mehr, als die Wahrheit selbst wirken würde, wenn ihre leise, feine Stimme vom Himmel tönte. Diese Worte, dieser Ton, die Wendung dieser grausenden Romanze u. s. w. drangen in unserer Kindheit, da wir sie das erstemal hörten, ich weiß nicht, mit welchem Heere von Nebenbegriffen des Schauders, der Feier, des Schreckens, der Furcht, der Freude, in unsre Seele. Das Wort tönet, und wie eine Schaar von Geistern stehen sie alle mit Einmal in ihrer dunkeln Majestät aus dem Grabe auf; sie verdunkeln den reinen, hellen Begriff des Worts, der nur ohne sie gefaßt werden konnte: das Wort ist weg, und der Ton der Empfindung tönet. Dunkles Gefühl übermannet uns; selbst der Leichtsinnige zittert — nicht über Gedanken, sondern über Sylben, über Töne der Kindheit; und es war eben Zauberkraft des Redners, des Dichters, uns wieder zu Kindern zu machen. Kein Bedacht, keine Ueberlegung, das bloße Naturgesetz lag zum Grunde: „Ton der Empfindung „soll das sympathetische Geschöpf in „denselben Ton versetzen!“

Wollen wir also diese unmittelbaren Laute der Empfindung Sprache nennen, so finde ich ihren Ursprung allerdings sehr natürlich. Er ist nicht bloß nicht übermenschlich, sondern offenbar thierisch: das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine.

Aber ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Philosophen, das ist, Leute, die deutliche Begriffe suchen, je haben auf den Gedanken kommen können: aus diesem Geschrei der Empfindungen den Ursprung menschlicher Sprache völlig zu erklären; denn ist diese nicht offenbar ganz etwas anders? Alle Thiere, fast bis auf den stummen Fisch, tönen ihre Empfindungen; deßwegen aber hat doch kein Thier, selbst nicht das vollkommenste, den geringsten, eigentlichen Anfang zu einer menschlichen Sprache. Man bilde und verfeinere und organisire dieß Geschrei, wie man wolle — wenn kein Verstand dazu kommt, diesen Ton mit Absicht zu brauchen: so sehe ich nicht, wie nach dem vorigen Naturgesetz je eine menschliche, willkürliche Sprache werde. Kinder weinen Schälle der Empfindung, wie die Thiere; ist aber die Sprache, die sie von Menschen lernen, nicht ganz eine andere Sprache?

Der Abt Condillac*) ist in der Anzahl dieser Erklärer. Entweder er hat das ganze Ding Sprache schon vor der ersten Seite seines Buchs erfunden vorausgesetzt: oder ich finde auf jeder Seite Dinge, die sich gar nicht in der Ordnung einer bildenden Sprache zutragen konnten. Er setzt, zum Grunde seiner Hypothese, „zwei Kinder in eine „Wüste, ehe sie den Gebrauch irgend eines Zei-

*) Essai sur l'origine des connaissances humaines. Vol. II.

„chens kennen.“ Warum er dieß alles setze: „zwei „Kinder,“ die also umkommen, oder Thiere werden müssen; „in eine Wüste,“ wo sich die Schwierigkeit ihres Unterhalts und ihrer Erfindung noch vermehret; „vor dem Gebrauch jedes natürlichen „Zeichens, und gar vor aller Kenntniß desselben,“ ohne welche doch kein Säugling nach wenigen Wochen seiner Geburt ist: — warum, sage ich, in einer Hypothese, die dem Naturgange menschlicher Kenntniß nachspüren soll, solche unnatürliche Data zum Grunde gelegt werden müssen, mag ihr Verfasser wissen; daß aber auf sie keine Erklärung des Ursprungs der Sprache gebauet sey, getraue ich mir zu erweisen. Seine beiden Kinder kommen ohne Kenntniß jedes Zeichens zusammen, und — siehe da! im ersten Augenblicke (§. 2.) „sind sie schon im „gegenseitigen Commerz.“ Und doch bloß durch dieß gegenseitige Commerz lernen sie erst, „mit dem „Geschrei der Empfindungen die Gedanken zu ver„binden, deren natürliche Zeichen jene sind.“ Natürliche Zeichen der Empfindung durch das Commerz lernen? Lernen, was für Gedanken damit zu verbinden sind? Und doch gleich im ersten Augenblick der Zusammenkunft, noch vor der Kenntniß dessen, was das dummste Thier kennet, Commerz haben? Lernen können, was mit gewissen Zeichen für Gedanken zu verknüpfen sind? — Davon begreife ich wenig. „Durch das Wiederkommen ähnlicher „Umstände (§. 3.) gewöhnen sie sich, mit den Schäl„len der Empfindungen und den verschiedenen Zei„chen des Körpers Gedanken zu verbinden. Schon „bekommt ihr Gedächtniß Uebung. Schon können

„sie über ihre Einbildung walten, und schon — sind „sie so weit, das mit Reflexion zu thun, was sie „vorher bloß durch Instinkt thaten," (und doch, wie wir eben gesehen, vor ihrem Commerz nicht zu thun wußten.) — Davon begreife ich noch weniger. „Der „Gebrauch dieser Zeichen erweitert die Wirkungen „der Seele (§. 4.), und diese vervollkommnen die „Zeichen. Geschrei der Empfindungen war's also „(§. 5.), was die Seelenkräfte entwickelt hat; Ge„schrei der Empfindungen, das ihnen die Gewohn„heit gegeben, Ideen mit willkürlichen Zeichen zu „verbinden (§. 6.); Geschrei der Empfindungen, das „ihnen zum Muster diente, sich eine neue Sprache „zu machen, neue Schälle zu artikuliren, sich zu „gewöhnen, die Sachen mit Namen zu bezeichnen." — Ich wiederhole alle diese Wiederholungen, und begreife von ihnen nichts. Endlich nachdem der Verfasser auf diesen kindischen Ursprung der Sprache die Prosodie, Deklamation, Musik, Tanz und Poesie der alten Sprachen gebauet, und mitunter gute Anmerkungen vorgetragen hat, die aber zu unserm Zwecke nichts thun; so faßt er den Faden wieder an: „um zu begreifen (§. 80.), wie die „Menschen unter sich über den Sinn der ersten „Worte Eins geworden, die sie brauchen wollten, „ist genug, wenn man bemerkt, daß sie sie in Um„ständen aussprachen, wo jeder verbunden war, sie „mit den nämlichen Ideen zu verbinden u. s. w." Kurz: es entstanden Worte, weil Worte da waren, ehe sie da waren — Mich dünkt, es lohnt nicht, den Faden unsers Erklärers weiter zu verfolgen, da er doch an nichts geknüpft ist.

Vielleicht gab Condillac durch seine hohle Erklärung von Entstehung der Sprache Gelegenheit, daß Rousseau*) die Frage nach seiner Art in Schwung brachte, das ist, sie bezweifelte. Gegen Condillac's Erklärung Zweifel zu finden, war eben kein Rousseau nöthig; nur aber deßwegen sogleich alle menschliche Möglichkeit der Spracherfindung zu läugnen — dazu gehörte freilich etwas Rousseau'scher Schwung. Denn weil jener die Sache schlecht erklärt hatte — ob sie also auch gar nicht erklärt werden könne? Weil aus Schällen der Empfindung nimmermehr eine menschliche Sprache wird, folgt daraus, daß sie nirgend anderswoher hat werden können?

Daß es wirklich nur dieser verdeckte Trugschluß sey, der Rousseau verführet, zeigt offenbar sein eigner Plan**): „Wie, wenn doch allenfalls Sprache hätte menschlich entstehen sollen, wie sie hätte „entstehen müssen?" Er fängt, wie sein Vorgänger, mit dem Geschrei der Natur an, aus dem die menschliche Sprache werde. Ich sehe nicht, wie sie daraus je geworden wäre; und wundre mich, daß der Scharfsinn eines Rousseau sie einen Augenblick daraus habe können werden lassen.

Maupertuis's kleine Schrift ist mir nicht bei Händen; wenn ich aber dem Auszuge eines Mannes ***) trauen darf, dessen nicht kleinstes Verdienst Treue und Genauigkeit war, so hat auch

*) Sur l'inégalité parmi les hommes etc. Part. I.

**) Ebendaselbst.

***) Süßmilch, Beweis für die Göttlichkeit ꝛc. Anhang 3. Seite 110.

er den Ursprung der Sprache nicht genug von diesen thierischen Lauten abgesondert, und gehet also mit den vorigen auf einer Straße.

Diodor endlich und Vitruv, die zudem den menschlichen Ursprung der Sprache mehr geglaubt als hergeleitet haben, erschwerten sich die Sache dadurch, daß sie die Menschen, erst Zeitenlang, als Thiere, mit Geschrei in Wäldern schweifen, und sich nachher, weiß Gott, woher? und weiß Gott, wozu? Sprache erfinden ließen. — —

Da nun die meisten Verfechter der menschlichen Sprachwerdung aus einem so unsichern Ort stritten, den Andre, z. B. Süßmilch, mit so vielem Grunde bekämpften: so hat die Akademie diese Frage, die also noch unbeantwortet ist, und über die sich selbst einige ihrer vormaligen Mitglieder in Meinungen getheilt haben, einmal außer Streit wollen gesetzt sehen.

Und da dieß große Thema so viel Aussichten in die Psychologie und Naturordnung des menschlichen Geschlechts, in die Philosophie der Sprachen und aller Kenntnisse, die mit der Sprache erfunden werden, verspricht: wer wollte sich nicht daran versuchen?

Und da die Menschen für uns die einzigen Sprachgeschöpfe sind, die wir kennen, und sich eben durch Sprache von allen Thieren unterscheiden: wo finge der Weg der Untersuchung sicherer an, als bei Erfahrungen über den Unterschied der Thiere und Menschen? — Condillac und Rousseau mußten über den Sprachursprung irren, weil sie sich über diesen Unterschied so bekannt und verschieden

irrten: da jener*) die Thiere zu Menschen, und dieser**) die Menschen zu Thieren machte. Ich muß also etwas weit ausholen.

Daß der Mensch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Instinkts weit nachstehe, ja daß er das, was wir bei so vielen Thiergattungen angeborne Kunstfähigkeiten und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe, ist gesichert; nur, so wie die Erklärung dieser Kunsttriebe bisher den meisten und noch zuletzt einem der gründlichsten Philosophen ***) Deutschlands mißglücket ist, so hat auch die wahre Ursache von der Entbehrung dieser Kunsttriebe in der menschlichen Natur noch nicht völlig ins Licht gesetzt werden können. Mich dünkt, man habe einen Hauptgesichtspunkt verfehlt, aus dem man, wo nicht vollständige Erklärungen, so wenigstens Bemerkungen über die Natur der Thiere machen kann, die, wie ich für einen andern Ort hoffe, die menschliche Seelenlehre sehr aufklären können. Dieser Gesichtspunkt ist „die Sphäre der Thiere."

Jedes Thier hat seinen Kreis, in den es von der Geburt an gehört, gleich eintritt, in dem es lebenslang bleibet, und stirbt. Nun ist es aber sonderbar: „je schärfer die Sinne der

---

*) Traité sur les animaux.

**) Sur l'origine de l'inégalité etc.

***) Reimarus über die Kunsttriebe der Thiere, S. Betrachtungen darüber in den Briefen, die neueste Literatur betreffend.

„Thiere, und je wunderbarer ihre Kunst-„werke sind, desto kleiner ist ihr Kreis: „desto einartiger ist ihr Kunstwerk.“ Ich habe diesem Verhältnisse nachgespüret, und finde überall eine wunderbar-beobachtete „umgekehrte „Proportion zwischen der mindern Ex-„tension ihrer Bewegungen, Nahrung, „Erhaltung, Paarung, Erziehung, Ge-„sellschaft, und ihren Trieben und Kün-„sten.“ Die Biene in ihrem Korbe bauet mit der Weisheit, die Egeria ihren Numa nicht lehren konnte; aber außer diesen Zellen und außer ihrem Bestimmungsgeschäft in diesen Zellen, ist sie auch nichts. Die Spinne webet mit der Kunst der Minerva; aber alle ihre Kunst ist auch in diesem engen Spinnraum verwebet; das ist ihre Welt. Wie wundersam ist das Insekt, und wie enge der Kreis seiner Wirkung!

Gegentheils: „Je vielfacher die Ver-„richtungen und Bestimmung der Thie-„re; je zerstreuter ihre Aufmerksamkeit „auf mehrere Gegenstände; je unstäter „ihre Lebensart, kurz, je größer und viel-„fältiger ihre Sphäre ist: desto mehr „sehen wir ihre Sinnlichkeit sich ver-„theilen und schwächen.“ Ich kann es mir hier nicht in den Sinn nehmen, dieß große Verhältniß, das die Kette der lebendigen Wesen durchläuft, mit Beispielen zu sichern; ich überlasse jedem die Probe, oder verweise auf eine andere Gelegenheit, — und schließe fort:

Nach aller Wahrscheinlichkeit und Analogie lassen

sich also „alle Kunsttriebe und Kunstfä-
„higkeiten aus den Vorstellungskräf-
„ten der Thiere erklären:" ohne daß man außer ihnen noch blinde Determinationen annehmen darf, die alle Philosophie verwüsten. Wenn unendlich seine Sinne in einen kleinen Kreis, auf ein Einerlei eingeschlossen werden, und die ganze andre Welt für sie nichts ist: wie durchdringend müssen sie werden! Wenn Vorstellungskräfte in einem kleinen Kreis eingeschlossen, und mit einer analogen Sinnlichkeit begabt sind: wie stark müssen sie wirken! Und wenn endlich Sinne und Vorstellungen auf Einen Punkt gerichtet sind: was kann anders als Instinkt daraus werden? Aus ihnen also erkläret sich die Empfindsamkeit, die Fähigkeiten und Triebe der Thiere nach ihren Stufen und Arten.

Und ich darf also den Satz annehmen: „die
„Empfindsamkeit, die Fähigkeiten und
„Kunsttriebe der Thiere nehmen an
„Stärke und Intensität zu, im umge-
„kehrten Verhältnise der Größe und
„Mannichfaltigkeit ihres Wirkungskrei-
„ses." Nun aber —

Der Mensch hat keine so einförmige und enge Sphäre, in der nur Eine Arbeit auf ihn warte: eine Welt von Geschäften und Bestimmungen liegt um ihn.

Seine Sinne und Organisation sind nicht auf Eins geschärft: er hat Sinne für alles, und natürlich also für jedes Einzelne schwächere und stumpfere Sinne.

Seine Seelenkräfte sind über die Welt verbreitet: also keine Richtung seiner Vorstellungen auf

ein Eins; mithin kein Kunsttrieb, keine Kunstfertigkeit — und, das Eine gehört hier näher her, keine Thiersprache.

Was ist doch das, was wir außer der vorherangeführten Lautbarkeit der empfindenden Maschine bei einigen Gattungen Thiersprache nennen, anders, als das Resultat der Anmerkungen, die ich zusammengereihet habe? Ein dunkles sinnliches Einverständniß einer Thiergattung unter einander über ihre Bestimmung, im Kreise ihrer Wirkung.

Je kleiner also die Sphäre der Thiere ist, desto weniger haben sie Sprache nöthig. Je schärfer ihre Sinne, je mehr ihre Vorstellungen auf Eins gerichtet, je ziehender ihre Triebe sind, desto zusammengezogner ist das Einverständniß ihrer etwaigen Schälle, Zeichen, Aeußerungen. — Es ist lebendiger Mechanismus, herrschender Instinkt, der da spricht und vernimmt. Wie wenig darf er sprechen, daß er vernommen werde!

Thiere von dem engsten Bezirke sind also sogar gehörlos: sie sind für ihre Welt ganz Gefühl, oder Geruch und Gesicht; ganz einförmiges Bild, einförmiger Zug, einförmiges Geschäft; sie haben also wenig oder keine Sprache.

Je größer aber der Kreis der Thiere, je unterschiedner ihre Sinne — doch was darf ich wiederholen! Mit dem Menschen ändert sich die Scene ganz. Was soll für seinen Wirkungskreis, auch selbst im dürftigsten Zustande, die Sprache des redendsten, am vielfachsten tönenden Thieres? Was soll für seine zerstreuten Begierden, für seine ge=

theilte Aufmerksamkeit, für seine stumpfer wittern- den Sinne auch selbst die dunkle Sprache aller Thiere? Sie ist für ihn weder reich, noch deutlich, weder hinreichend an Gegenständen, noch für seine Organe — also durchaus nicht seine Sprache; denn was heißt, wenn wir nicht mit Worten spielen wollen, die eigenthümliche Sprache eines Geschöpfs, als: die seiner Sphäre von Bedürfnissen und Arbeiten, der Organisation seiner Sinne, der Richtung seiner Vorstellungen und der Stärke seiner Begierden angemessen ist? Und welche Thiersprache ist so für den Menschen?

Jedoch es bedarf auch dieser Frage nicht. Welche Sprache (außer der vorigen mechanischen) hat der Mensch so instinktmäßig, als jede Thiergattung die ihrige in und nach ihrer Sphäre? Die Antwort ist kurz: keine! und eben diese kurze Antwort entscheidet.

Bei jedem Thiere ist, wie wir gesehen haben, seine Sprache eine Aeußerung so starker sinnlicher Vorstellungen, daß diese zu Trieben werden: mithin ist Sprache, so wie Sinne und Vorstellungen und Triebe, ihm angeboren und dem Thiere unmittelbar natürlich. Die Biene sumset, wie sie sauget; der Vogel singt, wie er nistet — aber wie spricht der Mensch von Natur? Gar nicht! so wie er wenig oder nichts durch völligen Instinkt, als Thier thut. Ich nehme bei einem neugebornen Kinde das Geschrei seiner empfindsamen Maschine aus; sonst ist's stumm; es äußert weder Vorstellungen noch Triebe durch Töne, wie doch jedes Thier in seiner Art thut. Bloß un-

ter Thiere gestellet, wäre es also das verwaisetste Kind der Natur: nackt und bloß, schwach und dürftig, schüchtern und unbewaffnet, und, was die Summe seines Elendes ausmacht, aller Leiterinnen des Lebens beraubt. — Mit einer so zerstreuten, geschwächten Sinnlichkeit, mit so unbestimmten, schlafenden Fähigkeiten, mit so getheilten und ermatteten Trieben geboren, offenbar auf tausend Bedürfnisse verwiesen, zu einem großen Kreise bestimmt, und doch so verwaiset und verlassen, daß es selbst nicht mit einer Sprache begabt ist, seine Mängel zu äußern — nein! ein solcher Widerspruch ist nicht die Haushaltung der Natur. Es müssen statt der Instinkte andre verborgne Kräfte in ihm schlafen! Stummgeboren, aber —

Zweiter Abschnitt.

Doch ich thue keinen Sprung. Ich gebe dem Menschen nicht gleich plötzlich neue Kräfte, „keine „sprachschaffende Fähigkeit," wie eine willkürliche qualitas occulta. Ich suche nur in den vorherbemerkten Lücken und Mängeln weiter.

Lücken und Mängel können doch nicht der Charakter seiner Gattung seyn: oder die Natur war gegen ihn die härteste Stiefmutter, da sie gegen jedes Insekt die liebreichste Mutter war. Jedem Insekt gab sie, was und wie viel es brauchte: Sinne zu Vorstellungen, und Vorstellungen in Triebe gediegen; Organe zur Sprache, so viel es bedurfte, und Organe, diese Sprache zu ver-

stehen. Bei dem Menschen ist alles in dem größten Mißverhältniß: Sinne und Bedürfnisse; seine Kräfte und der Kreis der Wirksamkeit, der auf ihn wartet; seine Organe und seine Sprache. — Es muß uns also „ein gewisses Mittelglied „fehlen, die so abstehenden Glieder „der Verhältnisse zu berechnen."

Fänden wirs, so wäre nach aller Analogie der Natur „diese Schadloshaltung seine Eigenheit, der Charakter seines Geschechts;" und alle Vernunft und Billigkeit foderte, diesen Fund für das gelten zu lassen, was er ist, für Naturgabe, ihm so wesentlich als den Thieren der Instinkt.

Ja, fänden wir „eben in diesem Charakter die Ursache jener Mängel; und „eben in der Mitte dieser Mängel, in „der Höhle jener großen Entbehrung von Kunsttrieben den Keim zum Ersatze:" so wäre diese Einstimmung ein genetischer Beweis, daß hier „die „wahre Richtung der Menschheit" liege, und daß die Menschengattung über den Thieren nicht an Stufen des Mehr oder Weniger stehe, sondern an Art.

Und fänden wir in diesem neugefundnen Charakter der Menschheit sogar „den nothwendigen genetischen Grund zur Entstehung „einer Sprache für diese neue Art Geschöpfe," wie wir in den Instinkten der Thiere den unmittelbaren Grund zur Sprache für jede Gattung fanden: so sind wir ganz am Ziele. In dem Falle würde die „Sprache dem Menschen so

„wesentlich, als — er ein Mensch ist.“ Man siehet, ich entwickle aus keinen willkürlichen, oder gesellschaftlichen Kräften, sondern aus der allgemeinen thierischen Oekonomie.

Und nun folgt, daß, wenn der Mensch Sinne hat, die für Einen kleinen Fleck der Erde, für die Arbeit und den Genuß einer Weltspanne den Sinnen des Thiers, das in dieser Spanne lebet, nachstehen an Schärfe: so bekommen sie eben dadurch „Vorzug der Freiheit.“ Eben weil sie „nicht für Einen Punkt sind, so sind sie allgemeinere „Sinne der Welt.“

Wenn der Mensch Vorstellungskräfte hat, die nicht auf den Bau einer Honigzelle und eines Spinngewebes bezirkt sind, und also auch den Kunstfähigkeiten der Thiere in diesem Kreise nachstehen: so bekommen sie eben damit „weitere Aussicht.“ Er hat kein einziges Werk, bei dem er also auch unverbesserlich handle; aber er hat freien Raum, sich an vielem zu üben, mithin sich immer zu verbessern. Jeder Gedanke ist nicht ein unmittelbares Werk der Natur, aber eben damit kann's sein eigen Werk werden.

Wenn also hiermit der Instinkt wegfallen muß, der bloß aus der Organisation der Sinne und dem Bezirk der Vorstellungen folgte, und keine blinde Determination war: so bekommt eben hiemit der Mensch „mehrere Helle.“ Da er auf keinen Punkt blind fällt und blind liegen bleibt: so wird er freistehend, kann sich eine Sphäre der Bespiegelung suchen, kann sich in sich bespiegeln. Nicht mehr eine

eine unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung.

Man nenne diese ganze Disposition seiner Kräfte, wie man wolle: Verstand, Vernunft, Besinnung u. s. w. — wenn man die Namen nicht für abgesonderte Kräfte, oder für bloße Stufenerhöhungen der Thierkräfte annimmt: so gilt's mir gleich. Es ist die „ganze Einrichtung aller menschli„chen Kräfte; die ganze Haushaltung „seiner sinnlichen und erkennenden, sei„ner erkennenden und wollenden Na„tur;" oder vielmehr: — Es ist die einzige „positive Kraft des Denkens, die, mit „einer gewissen Organisation des Körpers „verbunden, bei den Menschen so Vernunft heißt, „wie sie bei den Thieren Kunstfähigkeit wird; „die bei ihm Freiheit heißt, und bei den Thieren „Instinkt wird. Der Unterschied ist nicht in Stu„fen, oder Zugabe von Kräften, sondern in „einer ganz verschiedenartigen Richtung „und Auswickelung aller Kräfte." Man sey Leibnizianer oder Lockianer, Search oder Leowall*), Idealist oder Materialist: so muß man bei einem Einverständniß über die Worte, zu Folge des Vorigen, die Sache zugeben: „einen eigenen Cha„rakter der Menschheit," der hierin und in nichts Anderm bestehet.

Alle, die dagegen Schwierigkeit gemacht, sind durch falsche Vorstellungen und unaufgeräumte Be-

*) Eine in einem neuen metaphysischen Werke beliebte Eintheilung: Search's Light of nature pursued. Lond. 68.

griffe hintergangen worden. Man hat sich die Vernunft des Menschen als eine neue, ganz abgetrennte Kraft in die Seele hinein gedacht, die dem Menschen als eine Zugabe vor allen Thieren zu eigen geworden, und die also auch, wie die vierte Stufe einer Leiter, nach den drei untersten allein betrachtet werden müsse; und das ist freilich, es mögen es so große Philosophen sagen, als da wollen, philosophischer Unsinn. Alle einzelnen Kräfte unsrer und der Thierseelen sind nichts als metaphysische Abstraktionen, Wirkungen! Sie werden abgetheilt, weil sie von unserm schwachen Geiste nicht auf einmal betrachtet werden konnten; sie stehen in Kapiteln, nicht, weil sie so kapitelweise in der Natur wirken, sondern weil ein Lehrling sie sich vielleicht so am besten entwickelt. Daß wir gewisse ihrer Verrichtungen unter gewisse Hauptnamen gebracht haben, z. B. Witz, Scharfsinn, Phantasie, Vernunft, ist nicht, als wenn je eine einzige Handlung des Geistes möglich wäre, wo der Witz oder die Vernunft allein wirkt; sondern nur, weil wir in dieser Handlung am meisten von der Abstraktion entdecken, die wir Witz oder Vernunft nennen, z. B. Vergleichung oder Deutlichmachung der Ideen: überall aber wirkt die ganze unabgetheilte Seele. Konnte ein Mensch je eine einzige Handlung thun, bei der er völlig wie ein Thier dachte: so ist er auch durchaus kein Mensch mehr, gar keiner menschlichen Handlung mehr fähig. War er einen einzigen Augenblick ohne Vernunft: so sehe ich nicht, wie er je in seinem Leben mit Vernunft denken könne — oder seine ganze Seele, die ganze Haushaltung seiner Natur ward geändert.

Digitized by Google

Nach richtigern Begriffen ist die Vernunftmäßigkeit des Menschen, der Charakter seiner Gattung, etwas anders, nämlich: „die gänzliche Bestimmung seiner denkenden Kraft „im Verhältniß seiner Sinnlichkeit und „Triebe." Und da konnte es, alle vorigen Analogien zu Hülfe genommen, nichts anders seyn, als daß —

Wenn der Mensch Triebe der Thiere hätte, er das nicht haben könnte, was wir jetzt Vernunft in ihm nennen; denn eben diese Triebe rissen ja seine Kräfte so dunkel auf einen Punkt hin, daß ihm kein freier Besinnungskreis ward. Es mußte seyn, daß —

Wenn der Mensch Sinne der Thiere, er keine Vernunft hätte; denn eben die starke Reizbarkeit seiner Sinne, eben die durch sie mächtig andringenden Vorstellungen müßten alle kalte Besonnenheit ersticken. Aber umgekehrt mußte es auch nach eben diesen Verbindungsgesetzen der haushaltenden Natur seyn, daß —

Wenn thierische Sinnlichkeit und Eingeschlossenheit auf Einen Punkt wegfiele: so wurde ein ander Geschöpf, dessen positive Kraft sich in größerm Raume nach einer feineren Organisation heller äußerte; das abgetrennt und frei nicht bloß erkennet, will und wirkt, sondern auch weiß, daß es erkenne, wolle und wirke. Dieß Geschöpf ist der Mensch; und diese ganze Disposition seiner Natur wollen wir, um den Verwirrungen mit eignen Vernunftkräften u. s. w. zu entkommen, „Be„sonnenheit" nennen. Es folgt also nach eben

diesen Verbindungsregeln, da alle die Wörter Sinnlichkeit und Instinkt, Phantasie und Vernunft, doch nur Bestimmungen einer einzigen Kraft sind, wo Entgegensetzungen einander aufheben, daß —

Wenn der Mensch *kein instinktmäßiges Thier seyn sollte*, er vermöge der freierwirkenden positiven Kraft seiner Seele ein *besonnenes Geschöpf seyn mußte*. — — Wenn ich die Kette dieser Schlüsse noch einige Schritte weiter ziehe, so bekomme ich damit vor künftigen Einwendungen einen den Weg sehr kürzenden Vorsprung.

Ist nämlich die Vernunft keine abgetheilte, einzeln wirkende Kraft, sondern eine seiner Gattung eigne Richtung aller Kräfte: *so muß der Mensch sie im ersten Zustande haben, da er Mensch ist*. Im ersten Gedanken des Kindes muß sich diese Besonnenheit zeigen, wie bei dem Insekt, daß es Insekt war. — — Das hat nun mehr als Ein Schriftsteller nicht begreifen können, und daher ist die Materie, über die ich schreibe, mit den rohesten Einwürfen angefüllet; aber sie begriffen es nicht, weil sie es mißverstanden. Heißt denn vernünftig denken, mit *ausgebildeter* Vernunft denken? Heißt's, der Säugling denke mit Besonnenheit, er räsonnire wie ein Sophist auf seinem Katheder oder wie der Staatsmann in seinem Kabinet? Glücklich und dreimal glücklich, daß er von diesem ermattenden Wust von Vernünfteleien noch nichts wußte! Aber siehet man nicht auch, daß dieser Einwurf bloß einen *so und nicht anders* einen *mehr oder minder gebildeten Gebrauch* der Seelenkräfte, und durchaus kein Posi-

tives einer Seelenkraft selbst läugne? Und welcher Thor würde da behaupten, daß der Mensch im ersten Augenblick des Lebens so denke, wie nach einer vieljährigen Uebung; es sey denn, daß man zugleich das Wachsthum aller Seelenkräfte läugnete, und sich eben damit selbst für einen Unmündigen bekennte? — So wie doch aber dieß Wachsthum in der Welt nichts bedeuten kann, als einen leichtern, stärkern, vielfachern Gebrauch: muß denn das nicht schon da seyn, was gebraucht werden soll? Muß das nicht schon Keim seyn, was da wachsen soll? Und ist also nicht im Keime der ganze Baum enthalten? So wenig das Kind Klauen wie ein Greif, noch eine Löwenmähne hat: so wenig kann es wie Greif und Löwe denken; denkt es aber menschlich, so ist Besonnenheit, das ist, die Bestimmung aller seiner Kräfte auf diese Hauptrichtung schon im ersten Augenblicke dergestalt sein Loos, wie sie es im letzten seyn wird. Die Vernunft äußert sich unter seiner Sinnlichkeit so wirklich, daß der Allwissende, der diese Seele schuf, in ihrem ersten Zustande schon das ganze Gewebe von Handlungen des Lebens sah, wie etwa der Meßkünstler nach gegebner Klasse aus einem Gliede der Progression das ganze Verhältniß derselben findet.

„Aber so war doch diese Vernunft damals mehr „Vernunftfähigkeit (réflexion en puissance) als „wirkliche Kraft?" Die Ausnahme sagt kein Wort. Bloße, nackte Fähigkeit, die auch ohne vorliegendes Hinderniß keine Kraft, nichts als Fähigkeit sey, ist so ein tauber Schall, als plastische Formen, die da

formen, aber selbst keine Formen sind. Ist mit der Fähigkeit nicht das geringste Positive zu einer Tendenz da: so ist nichts da — so ist das Wort bloß Abstraktion der Schule. Der neuere französische Philosoph *), der diese réflexion en puissance, diesen Scheinbegriff so blendend gemacht, hat, wie wir sehen werden, immer nur eine Luftblase blendend gemacht, die er eine Zeitlang vor sich hertreibt, die ihm selbst aber unvermuthet auf seinem Wege zerspringt. Und ist in der Fähigkeit nichts da: wodurch soll es denn je in die Seele kommen? Ist im ersten Zustande nichts Positives von Vernunft in der Seele: wie wird's bei Millionen der folgenden Zustände wirklich werden? Es ist Worttrug, daß der Gebrauch eine Fähigkeit in Kraft, etwas bloß Mögliches in ein Wirkliches verwandeln könne, denn ist nicht schon Kraft da, so kann sie ja nicht gebraucht und angewandt werden. Zudem endlich, was ist beides: eine abgetrennte Vernunftfähigkeit und Vernunftkraft in der Seele? Eines ist so unverständlich, als das andere. Setzet den Menschen als das Wesen, das er ist, mit dem Grade von Sinnlichkeit, und der Organisation ins Universum: von allen Seiten, durch alle Sinne strömt dieß in Empfindungen auf ihn los. Durch menschliche Sinne? auf menschliche Weise? So wird also, mit den Thieren verglichen, dieß denkende Wesen weniger überströmt: es hat Raum, seine Kraft freier zu äußern, und dieses Verhältniß heißt Vernunftmäßigkeit. Wo ist da bloße Fähigkeit? Wo eine abgesonderte Ver-

*) Rousseau über die Ungleichheit rc.

nunftkraft? Es ist die positive einzige Kraft der Seele, die in solcher Anlage wirket; mehr sinnlich, so weniger vernünftig; vernünftiger, so minder lebhaft; heller, so minder dunkel. — Aber der sinnliche Zustand des Menschen war noch menschlich, und also wirkte in ihm noch immer Besonnenheit, nur im minder merklichen Grade; und der am wenigsten sinnliche Zustand der Thiere war noch thierisch, also wirkte bei aller Klarheit ihrer Gedanken nie die Besonnenheit eines menschlichen Begriffs. Und weiter lasset uns nicht mit Worten spielen! —

Es thut mir leid, daß ich so viele Zeit verloren habe, erst bloße Begriffe zu bestimmen und zu ordnen; allein der Verlust war nöthig, da dieser Theil der Psychologie in den neueren Zeiten so verwüstet da liegt, da französische Philosophen über einige anscheinende Sonderbarkeiten in der thierischen und menschlichen Natur, alles so über- und untereinander geworfen haben, und deutsche Philosophen die meisten Begriffe dieser Art mehr für ihr System, und nach ihrem Sehepunke, als darnach ordnen, damit sie Verwirrungen im Sehepunkt der gewöhnlichen Denkart vermeiden. Ich habe auch mit diesem Aufräumen der Begriffe keinen Umweg genommen, sondern wir sind mit einemmal am Ziele. Nämlich:

Der Mensch in den Zustand der Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und diese Besonnenheit (Reflexion) zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden. Denn was ist Reflexion? Was ist Sprache?

Diese Besonnenheit ist ihm charakteristisch eigen,

und seiner Gattung wesentlich: so auch Sprache und eigne Erfindung der Sprache.

Erfindung der Sprache ist ihm also so natürlich, als er ein Mensch ist. Lasset uns nur beide Begriffe entwickeln! Reflexion und Sprache —

Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirket, daß sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, Eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten, und sich bewußt seyn kann, daß sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammlen, auf Einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle ruhigere Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, daß dieß der Gegenstand und kein andrer sey. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern Eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann: der erste Actus dieser Anerkenntniß*) gibt deutlichen Begriff; es ist das Erste Urtheil der Seele, und —

Wodurch geschah diese Anerkennung? Durch ein Merkmal, das er absondern mußte, und das, als Merkmal der Besinnung, deutlich in ihm blieb.

*) Eine der schönsten Abhandlungen, das Wesen der Apperception aus physischen Versuchen (die so selten die Metaphysik der Seele erläutern) ins Licht zu setzen, ist die in den Schriften der Berlin'schen Akademie von 1764.

Wohlan, so lasset uns ihm das εὕρηκα zurufen! Dieß erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden.

Lasset jenes Lamm, als Bild, sein Auge vorbeigehn: es erscheint ihm, wie keinem andern Thiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe; nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und schmecken schon im Geiste: die Sinnlichkeit hat sie überwältigt, der Instinkt wirft sie darüber her; nicht wie dem brünstigen Schafmanne, der es nur als den Gegenstand seines Genusses fühlt, den also wieder die Sinnlichkeit überwältigt; nicht wie jedem andern Thier, dem das Schaf gleichgültig ist, das es also klar-dunkel vorbeistreichen läßt, weil ihn sein Instinkt auf etwas anders wendet. Nicht so dem Menschen. Sobald er in das Bedürfniß kommt, das Schaf kennen zu lernen: so störet ihn kein Instinkt; so reißt ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin, oder davon ab: es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äußert: weiß, sanft, wollicht. — Seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal; das Schaf blöcket, sie hat ein Merkmal gefunden: der innere Sinn wirket. Dieß Blöcken, das ihr den stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder: weiß, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal — es blöckt, und nun erkennet sie's wieder. „Du bist das Blöckende!" fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sie es deutlich, das ist, mit einem

Merkmal erkannte und nannte. Dunkler, so wäre es von ihr gar nicht wahrgenommen worden, weil keine Sinnlichkeit, kein Instinkt zum Schafe ihr den Mangel des Deutlichen durch ein lebhafteres Klare ersetzte. Deutlich unmittelbar, ohne Merkmal: so kann kein sinnliches Geschöpf außer sich empfinden, da es immer andre Gefühle unterdrücken, gleichsam vernichten, und also den Unterschied von zween durch ein drittes erkennen muß. Mit einem Merkmal also; und was war dieß anders, als ein innerliches Merkwort? „Der Schall des „Blöckens von einer menschlichen Seele, als Kenn„zeichen des Schafs wahrgenommen, ward, kraft „dieser Besinnung, Namen des Schafs, und „wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht „hätte." Er erkannte das Schaf am Blöcken: es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann — Was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte? Käme er also auch nie in den Fall, einem andern Geschöpf diese Idee zu geben, und also dieß Merkmal der Besinnung ihm mit den Lippen vorblöcken zu wollen oder zu können: seine Seele hat gleichsam in ihrem Inwendigen geblöckt, da sie diesen Schall zum Erinnerungszeichen wählte, und wieder geblöckt, da sie ihn daran erkannte — die Sprache ist erfunden! eben so natürlich und dem Menschen nothwendig erfunden, als der Mensch ein Mensch war.

Die meisten, die über den Ursprung der Sprache geschrieben, haben ihn nicht hier auf dem einzigen

Punkte gesucht, wo er, meiner Meinung nach, gefunden werden konnte; und Vielen haben also so viel dunkle Zweifel vorgeschwebt, ob er irgendwo in der menschlichen Seele zu finden sey. Man hat ihn in der bessern Artikulation der Sprachwerkzeuge gesucht; als ob je ein Orang-Outang mit eben den Werkzeugen eine Sprache erfunden hätte! Man hat ihn in den Schällen der Leidenschaft gesucht; als ob nicht alle Thiere diese Schälle besäßen, und irgend Ein Thier aus ihnen Sprache erfunden hätte! Man hat ein Principium angenommen, die Natur und also auch ihre Schälle nachzuahmen; als wenn sich bei einer solchen blinden Neigung was gedenken ließe! Und als ob der Affe mit eben dieser Neigung, die Amsel, die die Schälle so gut nachäffen kann, eine Sprache erfunden hätten! Die meisten endlich haben eine bloße Konvention, einen Einvertrag angenommen, und dagegen hat Rousseau am stärksten geredet; denn was ist's auch für ein dunkles, verwickeltes Wort, ein natürlicher Einvertrag zur Sprache? Diese so vielfachen Falschheiten, die über den menschlichen Ursprung der Sprache gesagt waren, haben endlich die gegenseitige Meinung beinahe allgemein gemacht — ich hoffe nicht, daß sie es bleiben werde. Hier ist es keine Organisation des Mundes, die die Sprache schafft; denn auch der zeitlebens Stumme — war er Mensch, besann er sich: so lag Sprache in seiner Seele. Hier ist's kein Geschrei der Empfindung; denn nicht eine athmende Maschine, sondern ein besinnendes Geschöpf erfand Sprache. Kein Principium der Nachah-

mung in der Seele: die etwanige Nachahmung der Natur ist bloß ein Mittel zu Einem und dem einzigen Zweck, der hier erklärt werden soll. Am wenigsten ist's Einverständniß, willkührliche Konvention der Gesellschaft: der Wilde, der Einsame im Walde hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen, hätte er sie auch nie geredet. Sie war Einverständniß seiner Seele mit sich selbst, und ein so nothwendiges Einverständniß, als der Mensch Mensch war. Wenn's andern unbegreiflich war, wie eine menschliche Seele hat Sprache erfinden können, so ist's mir unbegreiflich, wie eine menschliche Seele, was sie ist, seyn konnte, ohne eben dadurch, schon ohne Mund und Gesellschaft, sich Sprache erfinden zu müssen.

Nichts wird diesen Ursprung deutlicher entwickeln, als die Einwürfe der Gegner. Der gründlichste*), der ausführlichste Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache wird eben, weil er durch die Oberfläche drang, die Andere nur berühren, fast ein Vertheidiger des wahren menschlichen Ursprungs. Er ist unmittelbar am Rande des Beweises stehen geblieben, und sein Haupteinwurf, bloß etwas richtiger erkläret, wird Einwurf gegen ihn selbst und Beweis vom Gegentheil seiner Meinung, der Menschenmöglichkeit der Sprache. Er will bewiesen haben: „daß der Gebrauch der Sprache zum Gebrau„che der Vernunft nothwendig sey.“ Hätte er das, so wüßte ich nicht, was anders damit bewiesen wäre, „als daß, da der Gebrauch der Vernunft dem Men„schen charakteristisch sey, der Gebrauch der Sprache

*) Süßmilchs angef. Schr. Abschn. 2.

„es ihm eben so seyn müßte." Zum Unglück aber hat er seinen Satz nicht bewiesen. Er hat bloß mit vieler Mühe dargethan, daß so viel fein verflochtne Handlungen, als Aufmerksamkeit, Reflexion, Abstraktion u. s. w. nicht füglich ohne Zeichen geschehen können, auf die sich die Seele stütze; allein dieß nicht füglich, nicht leicht, nicht wahrscheinlich, erschöpfet die Sache noch nicht. So wie wir mit wenigen Abstraktionskräften nur wenige Abstraktion ohne sinnliche Zeichen denken können: so können andre Wesen mehr darohne denken; wenigstens folgt daraus noch nicht, daß an sich selbst keine Abstraktion ohne sinnliches Zeichen möglich sey. Ich habe erwiesen, daß der Gebrauch der Vernunft nicht etwa bloß füglich, sondern daß nicht der mindeste Gebrauch der Vernunft, nicht die einfachste, deutliche Anerkennung, nicht das simpelste Urtheil einer menschlichen Besonnenheit ohne Merkmal möglich sey; denn der Unterschied von zween läßt sich nur immer durch ein drittes erkennen. Eben dieß dritte, dieß Merkmal, wird mithin inneres Merkwort: also folgt die Sprache aus dem ersten Actus der Vernunft ganz natürlich. — Herr Süßmilch will darthun*): daß die höhern Anwendungen der Vernunft nicht ohne Sprache vor sich gehen könnten; und führt dazu Wolfs Worte an, der aber auch nur von diesem Falle in Wahrscheinlichkeiten redet. Der Fall thut eigentlich nichts zur Sache; denn die höhern Anwendungen der Vernunft, wie sie in den spekulativen Wissenschaften Platz finden, waren nicht

*) Ebendaselbst. S. 52.

zu dem ersten Grundstein des Sprachenbaues nöthig. Und doch ist auch dieser leicht zu erweisende Satz von Hrn. S. nur erläutert; da ich erwiesen zu haben glaube, daß selbst die erste, niedrigste Anwendung der Vernunft nicht ohne Sprache geschehen konnte. Allein wenn er nun folgert: „kein Mensch kann sich selbst Sprache erfunden haben, weil schon zur Erfindung der Sprache Vernunft gehöret, folglich schon Sprache hätte da seyn müssen, ehe sie da war:" so halte ich den ewigen Kreisel an, besehe ihn recht, und nun sagt er ganz was anders: ratio et oratio! Wenn keine Vernunft dem Menschen ohne Sprache möglich war: wohl, so ist die Erfindung dieser dem Menschen so natürlich, so alt, so ursprünglich, so charakteristisch, als der Gebrauch jener.

Ich habe Süßmilchs Schlußart einen ewigen Kreisel genannt; denn ich kann ihn eben sowohl gegen ihn, als er gegen mich drehen, und das Spiel kreiselt immer fort. Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache. Ohne Sprache und Vernunft ist er keines göttlichen Unterrichts fähig; und ohne göttlichen Unterricht hat er doch keine Vernunft und Sprache — wo kommen wir da je hin? Wie kann der Mensch durch göttlichen Unterricht Sprache lernen, wenn er keine Vernunft hat? Und er hat ja nicht den mindesten Gebrauch der Vernunft ohne Sprache. Er soll also Sprache haben, ehe er sie hat und haben kann: oder vernünftig werden können, ohne den mindesten eignen Gebrauch der Vernunft? Um der ersten Sylbe im göttlichen Unterricht fähig zu seyn, mußte er, wie Herr

Süßmilch selbst zugibt, ein Mensch seyn, das ist, deutlich denken können, und bei dem ersten deutlichen Gedanken war schon Sprache in seiner Seele da: sie war also aus eignen Mitteln und nicht mechanisch, durch göttlichen Unterricht, erfunden. Ich weiß wohl, was man bei diesem göttlichen Unterricht meistens im Sinne hat, nämlich den Sprachunterricht der Eltern an die Kinder; allein man besinne sich, daß das hier nicht der Fall ist. Eltern lehren die Kinder nie Sprache, ohne daß diese nicht immer selbst mit erfänden; jene machen diese nur auf Unterschiede der Sachen, mittelst gewisser Wortzeichen, aufmerksam, und so ersetzen sie ihnen nicht etwa, sondern erleichtern und befördern ihnen nur den Gebrauch der Vernunft durch die Sprache. Will man solche übernatürliche Erleichterung annehmen, so geht das meinem Zweck nichts an; nur alsdann hat Gott durchaus für die Menschen keine Sprache erfunden, sondern diese haben immer noch mit Wirkung eigner Kräfte, nur unter höherer Veranstaltung, sich ihre Sprache finden müssen. Um das erste Wort, als Wort, d. i. als Werkzeichen der Vernunft, auch aus dem Munde Gottes empfangen zu können, war Vernunft nöthig; und der Mensch mußte dieselbe Besinnung anwenden, dieß Wort, als Wort zu verstehen, als hätte er's ursprünglich ersonnen. Alsdann streiten alle Waffen meines Gegners gegen ihn selbst. Der Mensch mußte wirklichen Gebrauch der Vernunft haben, um göttliche Sprache zu lernen: den hat immer ein lernendes Kind auch, wenn es nicht, wie ein Papagei, bloß Worte ohne Gedanken sagen soll.

Was wären das aber für würdige Schüler Gottes, die so lernten? Und wenn die ewig so gelernt hätten, wo hätten wir denn unsre Vernunftsprache her?

Ich schmeichle mir, daß, wenn mein würdiger Gegner noch lebte, er einsähe, daß sein Einwurf, etwas mehr bestimmt, selbst der stärkste Beweis gegen ihn werde, und daß er also absichtslos in seinem Buche selbst Materialien zu seiner Widerlegung zusammengetragen. Er würde sich nicht hinter das Wort „Vernunftfähigkeit, die aber noch nicht „im mindesten Vernunft ist" verstecken; denn man kehre wie man wolle, so werden Widersprüche. Ein vernünftiges Geschöpf ohne den mindesten Gebrauch der Vernunft; oder ein vernunftgebrauchendes Geschöpf ohne Sprache! Ein vernunftloses Geschöpf, dem Unterricht Vernunft geben kann; oder ein unterrichtfähiges Geschöpf, was doch ohne Vernunft ist! Ein Wesen ohne den mindesten Gebrauch der Vernunft; und doch Mensch! Ein Wesen, das seine Vernunft aus natürlichen Kräften nicht brauchen konnte, und doch beim übernatürlichen Unterricht natürlich brauchen lernte! Eine menschliche Sprache, die nicht menschlich war, d. i. die durch keine menschliche Kraft entstehen konnte; und eine Sprache, die doch so menschlich ist, daß sich ohne sie keine seiner eigentlichen Kräfte äußern kann! Ein Ding, ohne das er nicht Mensch war, und doch ein Zustand, da er Mensch war, und das Ding nicht hatte, das also da war, ehe es da war, sich äußern mußte, ehe es sich äußern konnte, u. s. w. — — Alle diese Widersprüche sind offenbar, wenn Mensch, Vernunft und Sprache für das Wirkliche genommen werden,

was

was sie sind, und das Gespenst von Worte, Fähigkeit, (Menschenfähigkeit, Vernunftfähigkeit, Sprachfähigkeit) in seiner Unbedeutung gezeigt wird.

„Aber die wilden Menschenkinder unter den Bä„ren, hatten sie Sprache? Und waren sie nicht „Menschen?"*) Allerdings! nur zuerst Menschen in einem widernatürlichen Zustande, Menschen in Verartung. Leget den Stein auf diese Pflanze: wird sie nicht krumm wachsen? Und sie ist demungeachtet ihrer Natur nach eine aufschießende Pflanze, und hat ihre geradschießende Kraft selbst da geäußert, da sie sich dem Steine krumm umschlang. Also zweitens: selbst die Möglichkeit dieser Verartung zeigt menschliche Natur. Eben weil der Mensch keine so hinreißenden Instinkte hat, als die Thiere, weil er zu so mancherlei und zu Allem schwächer fähig, kurz, weil er Mensch ist: so konnte er verarten. Würde er wohl so bärenähnlich haben brummen, und so bärenähnlich haben kriechen lernen, wenn er nicht gelenksame Organe, wenn er nicht gelenksame Glieder gehabt hätte? Würde jedes andre Thier, ein Affe und Esel, es so weit gebracht haben? Wirkte also nicht wirklich seine menschliche Natur dazu, daß er so unnatürlich werden konnte? Aber drittens, blieb sie deßwegen noch immer menschliche Natur; denn brummte, kroch, fraß, witterte er völlig wie ein Bär? Oder wäre er nicht ewig ein strauchelnder, stammlender Menschenbär, und also ein unvollkommenes Doppelgeschöpf geblieben? So wenig sich nun seine Haut und sein Antlitz, seine Füße

*) Süßmilch. S. 47.

und seine Zunge in völlige Bärengestalt ändern und wandeln konnten: so wenig (lasset uns nimmer zweifeln!) konnte es die Natur seiner Seele. Seine Vernunft lag unter dem Druck der Sinnlichkeit, der bärenartigen Instinkte begraben; aber sie war noch immer menschliche Vernunft, weil jene Instinkte ihm nimmer völlig zu Theil werden konnten. Daß dem also gewesen, zeigt endlich die Entwicklung der ganzen Scene. Als die Hindernisse weggewälzet, als diese Bärmenschen zu ihrem Geschlecht zurückgekehrt waren, lernten sie natürlicher aufrechtgehen und sprechen, als sie dort, immer unnatürlich, kriechen und brummen gelernt hatten. Dieß konnten sie immer nur bärenähnlich; jenes lernten sie in weniger Zeit ganz menschlich. Welcher ihrer vorigen Mitbrüder des Waldes lernte das mit ihnen? Und weil es kein Bär lernen konnte, weil er nicht Anlage des Körpers und der Seele dazu besaß: so mußte der Menschenbär diese ja noch immer im Zustande seiner Verwilderung erhalten haben. Denn hätte sie ihm bloß der Unterricht, die Gewohnheit gegeben, warum nicht dem Bären? Und was hieße es doch, jemand durch Unterricht Vernunft und Menschlichkeit geben, der sie nicht schon hat? Vermuthlich hat alsdann diese Nadel dem Auge die Sehkraft gegeben, dem sie die Staarhaut wegschaffet. — Was wollen wir also aus dem unnatürlichsten Falle von der Natur schließen? Gestehen wir aber ein, daß er ein unnatürlicher Fall sey: wohl, so bestätigt er die Natur, und weiset durch seine Abweichung auf die Menschenmöglichkeit der Sprache in einem bessern Zustande.

Die ganze Rousseausche Hypothese von Ungleichheit der Menschen ist, bekannter Weise, auf solche Fälle der Abartung gebauet; und seine Zweifel gegen die Menschlichkeit der Sprache betreffen also entweder falsche Ursprungsarten, oder die beregte Schwierigkeit, daß schon Vernunft zur Spracherfindung gehöret hätte. Im ersten Fall haben sie Recht; im zweiten sind sie widerlegt, und lassen sich aus Rousseaus Munde selbst widerlegen. Sein Phantom, der Naturmensch, dieß entartete Geschöpf, das er auf der Einen Seite mit der Vernunftfähigkeit abspeiset, wird auf der andern mit der Perfektibilität, und zwar mit ihr als Charaktereigenschaft, in so hohem Grade belehnet, daß er dadurch von allen Thiergattungen lernen könne; und was hat Rousseau ihm hiemit nicht zugestanden? Mehr, als wir wollen und brauchen. Der erste Gedanke „siehe! das ist dem Thier eigen, der Wolf „heult, der Bär brummt," schon der ist (in einem solchen Lichte gedacht, daß er sich mit dem zweiten verbinden konnte „das habe ich nicht!") wirkliche Reflexion; und nun der dritte und vierte „wohl, „das wäre auch meiner Natur gemäß, das könnte „ich nachahmen, dadurch wird mein Geschlecht voll„kommen," welche Menge von feinen, fortschließenden Reflexionen! da das Geschöpf, das nur die erste sich auseinandersetzen konnte, schon Sprache der Seele haben mußte, indem es schon die Kunst zu denken besaß, die die Kunst zu sprechen schuf. Der Affe äffet immer nach, aber nachgeahmt hat er nie; er hat nie mit Besonnenheit zu sich gesprochen „das „will ich nachahmen, um mein Geschlecht vollkomm-

„ner zu machen.“ Denn hätte er das je, hätte er eine einzige Nachahmung sich zu eigen gemacht, und sie in seinem Geschlecht mit Wahl und Absicht verewigt; hätte er auch nur ein einzigesmal eine einzige solche Reflexion denken können — denselben Augenblick war er kein Affe mehr. In aller seiner Affengestalt, ohne einen Laut seiner Zunge, war er inwendig ein sprechender Mensch, der sich über kurz oder lang seine äußerliche Sprache erfinden mußte. Welcher Orang-Outang aber hat je mit allen seinen menschenähnlichen Sprachwerkzeugen ein einziges Wort gesprochen, das der Grundstein einer menschenähnlichen Sprache geworden wäre?

Es gibt freilich noch Negerbrüder in Europa, die da sagen „ja vielleicht! wenn er nur sprechen „wollte, oder in Umstände käme, in denen er spre„chen müßte.“ Beide Wenn sind durch die Thiergeschichte genugsam widerlegt; und durch die Werkzeuge wird, wie gesagt, bei den Affen das Können nicht aufgehalten. *) Er hat einen Kopf von außen und innen, wie wir; hat er aber je geredet? Papagei und Staar haben menschliche Schälle gelernt; haben sie aber auch ein menschliches Wort gedacht? — Ueberhaupt gehen uns hier noch die äußern Schälle der Worte nicht an; wir reden von der innern, nothwendigen Genesis eines Worts, als dem Merkmale einer deutlichen Besinnung; wann hat dieß je eine Thierart, auf welche Weise es sey,

*) Aus Campers Zergliederung des Orang-Outang (S. seine übersetzten kleinen Schriften) erhellet, daß diese Behauptung zu kühn ist; sie war indessen damals, als ich dieses schrieb, der Anatomiker gemeine Meinung.

geäußert? Abgemerkt müßte dieser Faden der Gedanken, dieser Discurs der Seele, immer werden können, er äußere sich, wie er wolle; dieß geschieht aber nie. Der Fuchs hat tausendmal so gehandelt, als ihn Aesop handeln läßt; er hat aber nie in Aesops Sinne gehandelt, und das erstemal, daß er das kann, wird Meister Fuchs sich seine Sprache erfinden, und über Aesop so fabeln können, als Aesop jetzt über ihn fabelt. Der Hund hat viele Worte und Befehle verstehen gelernt; nicht aber als Worte, sondern als Zeichen, mit Gebehrden, mit Handlungen verbunden; verstünde er je ein einziges Wort im menschlichen Sinne, so diente er nicht mehr, so schaffte er sich selbst Kunst und Republik und Sprache. Man sieht, wenn man einmal den genauen Punkt der Sprachgenese verfehlt, so ist das Feld des Irrthums zu beiden Seiten groß: da ist die Sprache bald so übermenschlich, daß Gott sie erfinden muß, bald so unmenschlich, daß jedes Thier sie erfinden könnte, wenn es sich die Mühe nähme. Das Ziel der Wahrheit ist nur ein Punkt: auf den hingestellet, sehen wir auf alle Seiten, warum kein Thier Sprache erfinden kann, kein Gott Sprache erfinden darf, und der Mensch, als Mensch, Sprache erfinden kann und muß.

Weiter mag ich aus der Metaphysik die Hypothese des göttlichen Sprachenursprunges nicht verfolgen, da psychologisch ihr Ungrund darin gezeigt ist, daß, um die Sprache der Götter im Olymp zu verstehen, der Mensch schon Vernunft, folglich schon Sprache haben müsse. Noch weniger kann ich mich in ein angenehmes Detail der Thiersprachen einlas-

sen, da sie doch alle, wie wir gesehen, total und incommensurabel von der menschlichen Sprache abstehen. Dem ich am ungernsten entsage, wären hier die mancherlei Aussichten, die von diesem genetischen Punkt der Sprache in der menschlichen Seele, in die weiten Felder der Logik, Aesthetik und Psychologie, insonderheit über die Frage gehen: wie weit kann man ohne, was muß man mit der Sprache denken? — eine Frage, die sich nachher in Anwendungen fast über alle Wissenschaften ausbreitet. Hier sey es genug: die Sprache, als den wirklichen Unterscheidungscharakter unsrer Gattung von außen zu bemerken, wie es die Vernunft von innen ist.

In mehr als Einer Sprache hat also auch Wort und Vernunft, Begriff und Wort, Sprache und Ursache Einen Namen, und diese Synonymie enthält ihren ganzen genetischen Ursprung. Bei den Morgenländern ist's der gewöhnliche Idiotismus geworden, das Anerkennen einer Sache Namengebung zu nennen; denn im Grunde der Seele sind beide Handlungen eins. Sie nennen den Menschen das redende Thier, und die unvernünftigen Thiere die Stummen. Der Ausdruck ist sinnlich, charakteristisch: auch das griechische ἄλογος fasset beides. Es wird sonach die Sprache eine Aeußerung, ein Ausdruck und Organ des Verstandes, ein künstlicher Sinn der menschlichen Seele; wie sich die Sehekraft jener sensitiven Seele der Alten das Auge, und der Instinkt der Biene seine Zelle bauet.

Vortrefflich, daß dieser neue, künstliche Sinn

des Geistes gleich in seinem Ursprunge wieder ein Mittel der Verbindung ist und seyn muß! Ich kann nicht den ersten menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urtheil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogire, oder zu dialogiren strebe; der erste menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit andern dialogiren zu können. Das erste Merkmal, was ich erfasse, ist Merkwort für mich, und wird Mittheilungswort für andre.

— Sic verba, quibus voces sensusque notarent
Nominaque invenere — —

Horat.

Dritter Abschnitt.

Der Brennpunkt ist angezeigt, auf welchem Prometheus himmlischer Funke in der menschlichen Seele zündete. Beim ersten erfaßten Merkmal ward Sprache; welches waren aber die ersten Merkmale zu Elementen der Sprache?

I. Töne.

Cheselden's Blinder*) zeigt, wie langsam sich das Gesicht entwickle, wie schwer die Seele zu den Begriffen von Raum, Gestalt und Farbe kom-

*) Philos. Transact. — Abdrigment — auch in Cheselden's Anatomy, in Smith=Kästners Optik, in Büffons Naturgeschichte, Encyklopädie und zehn kleinen Französischen Wörterbüchern unter Aveugle.

me, wie viel Versuche gemacht, wie viel Meßkunst erworben werden müsse, um diese Merkmale deutlich zu gebrauchen; das war also nicht der füglichste Sinn zur Sprache. Zudem waren seine Phänomene so kalt und stumm, die Empfindungen der gröbern Sinne wiederum so undeutlich und in einander gewebet, daß nach aller Natur, entweder Nichts, oder das Ohr der erste Lehrmeister der Sprache wurde.

Da ist z. B. das Schaf. Als Bild schwebet es dem Auge mit allen Gegenständen, Bildern und Farben auf Einer großen Naturtafel vor; wie viel ist in ihm, und dieß wie mühsam zu unterscheiden! Alle Merkmale sind verflochten neben einander; alle also noch unaussprechlich. Wer kann Gestalten reden? Wer kann Farben tönen? Der Mensch nimmt das Schaf unter seine tastende Hand: dieß Gefühl ist sicherer und voller; aber seine Merkmale sind so voll, so dunkel in einander. — Wer kann, was er fühlt, sagen? Aber horch! das Schaf blöket. Da reißt sich ein Merkmal von der Leinwand des Farbenbildes, worin so wenig zu unterscheiden war, von selbst los: es dringet tief und deutlich in die Seele. „Ha!" sagt der lernende Unmündige (wie jener Blindgewesene Cheselden's): „nun werde ich dich wieder kennen — du blökst." Die Turteltaube girrt, der Hund bellt: da sind drei Worte, weil er drei deutliche Ideen versuchte, diese in seine Logik, jene in sein Wörterbuch einzuzeichnen. Vernunft und Sprache thaten gemeinschaftlich einen furchtsamen Schritt, und die Natur kam ihnen auf halbem Weg entgegen durchs Gehör. Sie tönte ihnen das

Merkmal nicht bloß vor, sondern tief in die Seele: es klang, die Seele haschte — da hat sie ein tönendes Wort!

Der Mensch ist also als ein horchendes, merkendes Geschöpf zur Sprache natürlich gebildet; und selbst ein Blinder und Stummer, siehet man, müßte Sprache erfinden, wenn er nur nicht fühllos und taub ist. Setzet ihn gemächlich und behaglich auf eine einsame Insel: die Natur wird sich ihm durchs Ohr offenbaren. Tausend Geschöpfe, die er nicht sehen kann, werden doch mit ihm zu sprechen scheinen; und bliebe auch ewig sein Mund und sein Auge verschlossen, seine Seele bleibt nicht ganz ohne Sprache. Wenn die Blätter des Baumes dem armen Einsamen Kühlung herabrauschen, wenn der vorbeimurmelnde Bach ihn in den Schlaf wieget, und der säuselnde West seine Wangen fächelt; das blökende Schaf gibt ihm Milch, die rieselnde Quelle Wasser, der rauschende Baum Früchte; — Interesse genug, diese wohlthätigen Wesen zu kennen, Dringniß genug, ohne Augen und Zunge in seiner Seele sie zu nennen. Der Baum wird ihm der Rauscher, der West Säusler, die Quelle Riesler heißen; da liegt ein kleines Wörterbuch fertig, und wartet auf das Gepräge der Sprachorgane. Wie arm und sonderbar aber müßten die Vorstellungen seyn, die dieser Verstümmelte mit solchen Schällen verbindet! *)

*) Diderot ist in seinem lehrreichen Briefe sur les sourds et muets kaum auf diese Hauptmaterie gekommen, da er sich meistens nur mit Inversionen und andern Feinheiten in ihm beschäftigt.

Nun lasset dem Menschen alle Sinne frei; er sehe und taste und fühle zugleich alle Wesen, die in sein Ohr reden: welch ein weiterer Lehrsaal der Ideen und der Sprache! Führet keinen Merkur und Apollo, als Opernmaschinen von den Wolken herunter; die ganze, vieltönige, göttliche Natur ist dem Menschen Sprachlehrerinn und Muse. Da führet sie alle Geschöpfe bei ihm vorbei; jedes trägt seinen Namen auf der Zunge, und nennet sich diesem verhülleten sichtbaren Gotte selbst als sein Vasall und Diener. Es liefert ihm, wie einen Tribut, sein Merkwort ins Buch seiner Herrschaft, damit er sich bei diesem Namen seiner erinnere, es bei demselben künftig rufe und genieße. Ich frage ob je diese Wahrheit: „eben der Verstand, durch den der „Mensch über die Natur herrschet, war der Vater „einer lebendigen Sprache, die er aus Tönen schal„lender Wesen zu Merkmalen der Unterscheidung „abzog;" ich frage, ob je dieser trockne Satz auf morgenländische Weise edler und schöner könne gesagt werden, als: „Gott führte die Thiere zu ihm, „daß er sähe, wie er sie nennete; und wie er sie „nennen würde, so sollten sie heißen!" Auf morgenländische, poetische Weise kann es schwerlich bestimmter gesagt werden: „der Mensch erfand sich „selbst Sprache, aus Tönen lebender Natur, zu „Merkmalen seines herrschenden Verstandes." — Und das ist, was ich zu beweisen strebe.

Hätte ein Engel oder ein himmlischer Geist die Sprache erfunden: wie anders als daß ihr ganzer Bau ein Abdruck von der Denkart dieses Geistes seyn müßte? Denn woran könnte ich ein Bild, von

einem Engel gemahlt, kennen, als an dem Englischen, Ueberirdischen seiner Züge? Wo findet das aber bei unsrer Sprache statt? Bau und Grundriß, ja selbst der erste Grundstein dieses Pallasts verräth Menschheit.

In welcher Sprache sind himmlische, geistige Begriffe die ersten? Jene Begriffe, die auch nach der Ordnung unsers denkenden Geistes die ersten seyn müßten, die Subjekte, notiones communes, die Samenkörner unsrer Erkenntniß, die Punkte, um die sich alles wendet und alles zurückführt — sind diese lebenden Punkte Elemente der Sprache? Die Subjekte müßten doch natürlicher Weise vor dem Prädikat, und die einfachsten Subjekte vor den zusammengesetzten, das was da thut und handelt, müßte vor dem, was es handelt, das Wesentliche und Gewisse vor dem ungewissen Zufälligen vorhergegangen seyn; und in unsern ursprünglichen Sprachen findet durchgängig das offenbare Gegentheil statt. Ein hörendes, aufhorchendes Geschöpf ist kennbar, aber kein himmlischer Geist: denn tönende Verba sind die ersten Machtelemente der ältesten Sprachen. Tönende Verba? Handlungen, und noch nichts, was da handelt? Prädikate und noch kein Subjekt? Der himmlische Genius mag dieses sich fremd finden, aber nicht das sinnliche menschliche Geschöpf; denn was rührte dieß, wie wir gesehen haben, eben inniger, als diese tönenden Handlungen? Und was ist also die ganze Bauart der Sprache anders, als eine Entwicklungsweise seines Geistes, eine Geschichte seiner Entdeckungen? Der göttliche Ursprung der

Sprache erklärt nichts, und läßt nichts aus sich erklären; er ist, wie Bako von einer andern Sache sagt, eine heilige Vestalinn, Gott geweihet, aber unfruchtbar, fromm, aber zu nichts nütze! Der menschliche Ursprung erkläret alles und also sehr vieles.

Das erste Wörterbuch war aus den Lauten der Welt gesammelt. Von jedem tönenden Wesen klang sein Name; die menschliche Seele prägte ihr Bild darauf, dachte sie als Merkzeichen: wie nun anders, als daß diese tönenden Interjektionen die ersten Machtworte der Sprache würden? Und so sind z. B. die morgenländischen Sprachen voll Verba als Grundwurzeln der Sprache. Der Gedanke an die Sache selbst schwebte noch zwischen dem Handelnden und der Handlung: der Ton mußte die Sache bezeichnen, so wie die Sache den Ton gab; aus den Verbis wurden also Nomina, und Nomina aus den Verbis. Das Kind nennet das Schaf, als Schaf nicht, sondern als ein blökendes Geschöpf, und macht also die Interjektion zu einem Verbo. Im Stufengange der menschlichen Sinnlichkeit wird diese Sache erklärbar, aber nicht in der Logik des höheren Geistes.

Alle alten, wilden Sprachen sind voll von diesem Ursprunge; und in einem „philosophischen „Wörterbuch der Morgenländer" wäre jedes Stammwort mit seiner Familie recht gestellet und gesund entwickelt, eine Charte vom Gange des menschlichen Geistes, eine Geschichte seiner Entwicklung, und ein ganzes solches Wörterbuch die vortrefflichste Probe von der Erfindungskunst der mensch-

lichen Seele. Ob aber auch von der Sprach- und Lehrmethode Gottes? Ich zweifle.

Indem die ganze Natur tönt, so ist einem sinnlichen Menschen nichts natürlicher, als daß er denkt, sie lebe, sie spreche, sie handle. Jener Wilde sah den hohen Baum mit seinem prächtigen Gipfel, und bewunderte ihn; der Gipfel rauschte: das, sprach er, ist webende Gottheit! er fiel nieder und betete an. Sehet da die Geschichte des sinnlichen Menschen, das dunkle Band, wie aus den Verbis Nomina werden, und zugleich den leichtesten Schritt zur Abstraktion.

Bei den Wilden von Nordamerika z. B. ist noch alles belebt: jede Sache hat ihren Genius, ihren Geist; und daß es bei Griechen und Morgenländern eben so gewesen, davon zeugt ihr ältestes Wörterbuch, ihre älteste Grammatik. Sie sind, wie es die ganze Natur dem Erfinder war, ein Pantheon, ein Reich belebter, handelnder Wesen.

Indem der Mensch aber alles auf sich bezog; indem alles mit ihm zu sprechen schien, und wirklich für oder gegen ihn handelte; indem er also an ihm oder dagegen Theil nahm, es liebte oder haßte, und sich alles menschlich vorstellte: so drückten sich alle diese Spuren der Menschlichkeit natürlich auch in die ersten Namen. Auch sie sprachen Liebe oder Haß, Fluch oder Segen, Theilnehmung oder Widrigkeit, und insonderheit wurden aus diesem Gefühl in so vielen Sprachen die Artikel. Da wurde alles menschlich zu Weib und Mann personificirt: überall Götter, Göttinnen, handelnde, bösartige oder gute Wesen; der brausende Sturm,

und der süße Zephyr, die klare Wasserquelle und der mächtige Ocean — ihre ganze Mythologie liegt in den Fundgruben, den Verbis und Nominibus der alten Sprachen, und das älteste Wörterbuch war so ein tönendes Pantheon, ein Versammlungssaal beider Geschlechter, als den Sinnen des ersten Erfinders die Natur war. In diesem Betracht ist die Sprache jener alten Wilden ein Studium in den Irrgängen menschlicher Phantasie und Leidenschaften, wie ihre Mythologie. Jede Familie von Wörtern ist ein verwachsnes Gebüsch rings um eine sinnliche Hauptidee, wie um eine heilige Eiche, auf der noch Spuren sind, welchen Eindruck der Erfinder von ihrer Dryade hatte. Die Gefühle sind zusammengewebt: was sich beweget, lebt; was da tönet, spricht — und da es für oder wider dich tönt, so ist's Freund oder Feind; Gott oder Göttinn; es handelt aus Leidenschaften, wie du!"

Ein menschliches, sinnliches Geschöpf liebe ich über diese Denkart: ich sehe überall den schwachen, schüchternen Empfindsamen, der lieben oder hassen, trauen oder fürchten muß, und diese Empfindungen aus seiner Brust über alle Wesen ausbreiten möchte. Ich sehe überall das schwache und doch mächtige Geschöpf, das das ganze Weltall nöthig hat, und alles mit sich in Krieg und Frieden verwickelt; das von allem abhängt, und doch über alles herrschen möchte. — Die Dichtung und die Geschlechterschaffung der Sprache sind also Interesse der Menschheit, und die Genitalien der Rede gleichsam das Mittel ihrer Entstehung. Aber nun — wenn sie ein höherer Genius aus den Sternen hinunter ge-

bracht hätte; wie? wurde dieser Genius aus den Sternen auf unserer Erde unter dem Monde auch in solche Leidenschaften von Liebe und Schwachheit, von Haß und Furcht verwickelt, daß er alles in Zuneigung und Haß verflocht, daß er alle Worte mit Furcht und Freude bezeichnete, daß er endlich alles auf Begattungen bauete? Sah und fühlte er, wie ein Mensch siehet und fühlet, daß sich ihm die Nomina in Geschlechter und Artikel paaren mußten, daß er die Verba thätig und leidend zusammen gab, ihnen so viel ächte und Doppelkinder zuerkannte, kurz, daß er die ganze Sprache auf das Gefühl menschlicher Schwachheiten bauete? Sah und fühlte er so?

Einem Vertheidiger des übernatürlichen Ursprunges ist's göttliche Ordnung der Sprache: „daß die „meisten Stammwörter einsylbig, die Verba mei„stens zweisylbig sind, und also die Sprache nach „dem Maße des Gedächtnisses eingetheilt sey.“ Das Faktum ist nicht genau, und der Schluß unsicher. In den Resten der für die älteste angenommenen Sprache sind die Wurzeln ordentlicher Weise zweisylbige Verba; welches ich aus dem vorigen sehr gut erklären kann, da die Hypothese des Gegentheils keinen Grund findet. Diese Verba nämlich sind auf die Laute und Interjektionen der tönenden Natur gebauet, die oft noch in ihnen tönen, hie und da auch noch als Interjektionen aufbehalten sind; meistens aber mußten sie, als halbinartikulirte Töne, verloren gehen, da sich die Sprache formte. In den morgenländischen Sprachen fehlen also diese ersten Versuche der stam-

melnden Zunge; aber, daß sie fehlen, und nur ihre regelmäßigen Reste in den Verbis tönen, das eben zeugt von der Ursprünglichkeit und Menschlichkeit der Sprache. Sind diese Stammwörter Schätze und Abstraktionen aus dem Verstande Gottes, oder sind sie die ersten Laute des horchenden Ohrs, die ersten Schälle der stammelnden Zunge? Das Menschengeschlecht in seiner Kindheit hat sich eben die Sprache geformt, die ein Unmündiger stammlet: es ist das lallende Wörterbuch der Ammenstube, das natürlich im Munde der Erwachsenen sich sehr verändert.

Was so viele Alte sagen und so viele Neuere nachgesagt haben, nimmt hieraus, wie ich glaube, sein sinnliches Leben: „daß nämlich Poesie älter gewesen sey, als Prosa!“ Denn, was war die erste Sprache, als eine Sammlung von Elementen der Poesie? Eine Nachahmung der tönenden, handelnden, sich regenden Natur; aus den Interjektionen aller Wesen genommen, und von Interjektionen menschlicher Empfindung belebet; die Natursprache aller Geschöpfe, vom Verstande in Laute gedichtet, in Bilder von Handlung, Leidenschaft und lebender Einwirkung personificirt; ein Wörterbuch der Seele, das zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopee von den Handlungen und Reden Aller war. Also eine beständige Fabeldichtung voll Leidenschaft und Interesse: was ist Poesie anders? —

Ferner: Die Tradition des Alterthums sagt: die erste Sprache des menschlichen Geschlechts sey Gesang gewesen; und viele gute musikalische Leute haben geglaubt, die Men-

schen

schen könnten diesen Gesang wohl den Vögeln müßiger Weise abgelernt haben; — das ist freilich viel geglaubt! Eine große wichtige Uhr mit ihren scharfen Rädern und neugespannten Federn und Centnergewichten kann wohl ein Glockenspiel von Tönen machen; aber den neugeschaffnen Menschen mit seinen wirksamen Triebfedern, mit seinen Bedürfnissen, mit seinen starken Empfindungen, mit seiner fast blind beschäftigten Aufmerksamkeit, und endlich mit seiner rohen Kehle dahinsetzen, um die Nachtigall nachzuäffen, und sich von ihr eine Sprache zu ersingen, ist, in wie vielen Geschichten der Musik und Poesie es auch stehe, ziemlich unwahrscheinlich. Freilich wäre eine Sprache durch musikalische Töne möglich (wie auch Leibnitz*) auf den Gedanken gekommen ist). Aber für die ersten Naturmenschen war diese Sprache kaum möglich, so künstlich und fein ist sie. In der Reihe der Wesen hat jedes Ding seine Stimme und eine Sprache nach seiner Stimme. Die Sprache der Liebe ist im Neste der Nachtigall süßer Gesang, wie in der Höhle des Löwen Gebrüll; im Forste des Wildes wiehernde Brunst, und im Winkel der Katze Zettergeschrei; jede Gattung redet die ihrige, nicht für den Menschen, sondern für sich, und für sich so angenehm als Petrarchs Gesang an seine Laura. So wenig also die Nachtigall singt, um den Menschen, wie man sich einbildet, vorzusingen: so wenig wird der Mensch sich dadurch je Sprache erfinden wollen, daß er der Nachtigall nachtrillert. —

*) Oeuvres philosophiques publiées p. Raspe p. 232.

War die erste Sprache des Menschen Gesang: so war's Gesang, der ihm so natürlich, seinen Organen und Naturtrieben so angemessen war, als der Nachtigallengesang ihr selbst, die gleichsam eine schwebende Kehle ist; und das war eben unsre tönende Sprache. Condillac, Rousseau und Andere sind hier sehr auf den Weg gekommen, indem sie die Prosodie und den Gesang der ältesten Sprachen vom Laut der Empfindung herleiten; denn ohne Zweifel belebte die Empfindung jene ersten Töne und erhob sie. So wie aber aus den bloßen Tönen der Empfindung nie eine menschliche Sprache entstehen konnte, die dieser Gesang doch war, so fehlt noch etwas, ihn hervorzubringen: und das war eben die Namennennung eines jeden Geschöpfs nach seiner Sprache. Da sang und tönte also die ganze Natur dem Menschen vor: und der Gesang des Menschen ward ein Concert aller dieser Stimmen, so fern sie sein Verstand brauchte, seine Empfindung faßte, seine Organe sie ausdrücken konnten. Es ward Gesang, aber weder Nachtigallenlied, noch Leibnitzens musikalische Sprache, noch ein bloßes Empfindungsgeschrei der Thiere: Ausdruck der Sprache aller Geschöpfe, innerhalb der natürlichen Tonleiter der menschlichen Stimme.

Selbst als die Sprache späterhin regelmäßiger und eintöniger gereihet wurde, blieb sie noch immer eine Gattung Gesang, wie es die Accente so vieler Wilden bezeugen; und daß aus diesem Gesange, als solcher nachher veredelt und verfeinert ward, die älteste Poesie und Musik entstanden, hat jezt schon mehr als Einer bewiesen. Der philoso-

phische Engländer*), der sich in unserm Jahrhunderte an diesen Ursprung der Poesie und Musik machte, hätte am weitesten kommen können, wenn er nicht den Geist der Sprache von seiner Untersuchung ausgeschlossen hätte, auch minder auf sein System ausgegangen wäre, Poesie und Musik auf Einen Vereinigungspunkt einzuschließen, als auf den Ursprung beider aus der ganzen Natur des Menschen. Ueberhaupt, da die besten Stücke der alten Poesie Reste dieser sprachsingenden Zeiten sind: so sind die Mißkenntnisse zahlreich, die man unter dem Namen der Geschmacksfehler aus dem Gange der ältesten Gedichte, der griechischen Trauerspiele und Deklamationen herausbuchstabirt hat. Wie viel hätte hier noch ein Philosoph zu sagen, der unter den Wilden, wo gewissermaßen noch dieß Zeitalter lebt, den Ton gelernt hätte, diese Stücke zu lesen! — Doch ich verlöre mich in ein zu weites Feld, wenn ich mich in fernere einzelne Sprachanmerkungen einlassen wollte; also zurück auf den ersten Erfindungsweg der Sprache!

Wie aus Tönen, vom Verstande zu Merkmalen geprägt, Worte wurden, war sehr begreiflich; aber nicht alle Gegenstände tönen. Woher nun für diese sinnliche Merkworte, bei denen die Seele sie nenne? woher dem Menschen die Kunst, was nicht Schall ist, in Schall zu verwandeln? Was hat die Farbe, die Rundheit, mit dem Namen gemein, der aus ihr so natürlich entstehe, wie der

*) Brown.

Name Blöken aus dem Schafe? Die Vertheidiger des übernatürlichen Ursprunges der Sprache wissen hier sogleich Rath. „Willkürlich! sagen sie; wer „kann's begreifen und im Verstande Gottes nachsu-„chen, warum grün grün und nicht blau heiße? „Ohne Zweifel hat's ihm so beliebt!“ und damit ist der Faden abgeschnitten. Alle Philosophie über die Erfindungskunst der Sprache schwebt also willkürlich in den Wolken, und für uns ist jedes Wort eine qualitas occulta. Ich muß gestehen, daß ich in diesem Falle das Wort willkürlich nicht begreife. Eine Sprache willkürlich und ohne allen Grund der Wahl aus dem Gehirne zu erfinden, ist wenigstens für eine menschliche Seele, die zu allem einen, wenn auch nur einigen, Grund haben will, solch eine Qual, als für den Körper sich zu Tode streicheln zu lassen. Bei einem rohen, sinnlichen Naturmenschen überdem, dessen Kräfte noch nicht fein genug sind, um ins Unnütze hinzuspielen, der, ungeübt und stark, nichts ohne dringende Ursache thut, und nichts vergebens thun will, bei dem ist die Erfindung einer Sprache aus schaler, leerer Willkür, der ganzen Analogie seiner Natur entgegen; und es ist überhaupt der ganzen Analogie aller menschlichen Seelenkräfte entgegen, eine aus reiner Willkür ausgedachte Sprache.

Also zur Sache. Wie hat der Mensch, seinen Kräften überlassen, sich auch

II. eine Sprache, wo ihm kein Ton vortönte,

erfinden können? Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen?

Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloß sinnliche Empfindungen in uns; und als solche fließen sie nicht Alle in Eins? Wir sind Ein denkendes sensorium commune, nur von verschiednen Seiten berührt. — Da liegt die Erklärung.

Allen Sinnen liegt Gefühl zum Grunde, und dieß gibt den verschiedenartigsten Sensationen schon ein so inniges, starkes, unaussprechliches Band, daß aus dieser Verbindung die sonderbarsten Erscheinungen entstehen. Mir ist mehr als Ein Beispiel bekannt, da Personen natürlich, vielleicht aus einem Eindrucke der Kindheit, nicht anders konnten, als unmittelbar durch eine schnelle Anwandelung mit diesem Schalle jene Farbe, mit dieser Erscheinung jenes ganz verschiedne, dunkle Gefühl verbinden, was durch die Vergleichung der langsamen Vernunft mit ihr gar keine Verwandtschaft hat; denn wer kann Schall und Farbe, Erscheinung und Gefühl vergleichen? Wir sind voll solcher Verknüpfungen der verschiedensten Sinne; nur bemerken wir sie nicht anders, als in Anwandlungen, die uns aus der Fassung setzen, in Krankheiten der Phantasie, oder bei Gelegenheiten, wo sie außerordentlich merkbar werden. Der gewöhnliche Lauf unsrer Gedanken geht so schnell, die Wellen unsrer Empfindungen rauschen so dunkel in einander, es ist auf einmal so viel in unsrer Seele, daß wir, in Absicht der meisten Ideen, wie im Schlummer an einer Wasserquelle sind, wo wir noch freilich das Rauschen jeder Welle hören, aber so leise, daß uns endlich der Schlaf

alles merkbare Gefühl nimmt. Wäre es möglich, daß wir die Kette unsrer Gedanken anhalten, und an jedem Gliede seine Verbindung suchen könnten: welche Sonderbarkeiten, welche fremde Analogien der verschiedensten Sinne würden wir wahrnehmen, nach denen doch die Seele geläufig handelt! Wir wären Alle, für ein bloß vernünftiges Wesen, jener Gattung von Verrückten ähnlich, die klug denken, aber sehr unbegreiflich und albern verbinden.

Bei sinnlichen Geschöpfen, die durch viele verschiedne Sinne auf einmal empfinden, ist diese Versammlung von Ideen unvermeidlich; denn was sind alle Sinne anders, als bloße Vorstellungsarten Einer positiven Kraft der Seele? Wir unterscheiden sie; aber wieder nur durch Sinne: also Vorstellungsarten durch Vorstellungsarten. Wir lernen mit vieler Mühe sie im Gebrauche trennen; in *einem* gewissen Grunde aber wirken sie noch immer zusammen. Alle Zergliederungen der Sensation bei Buffon's, Condillac's und Bonnet's empfindendem Menschen sind Abstraktionen: der Philosoph muß Einen Faden der Empfindung liegen lassen, indem er den andern verfolgt; in der Natur aber sind alle diese Fäden Ein Gewebe. Je dunkler nun die Sinne sind, desto mehr fließen sie in einander; und je ungeübter man ist, je weniger man noch gelernet hat, einen Sinn ohne den andern zu brauchen, ihn fertig und bequem zu brauchen, desto dunkler werden die Begriffe und Eindrücke, die sie uns gewähren. — Laßt uns dieß auf den Anfang der Sprache anwenden. Die Kindheit und Unerfahrenheit des menschlichen Geschlechts hat sie erleichtert.

Der Mensch trat in die Welt hin; von welchem Ocean wurde er auf einmal bestürmt! mit welcher Mühe lernte er unterscheiden! Sinne erkennen! erkannte Sinne allein gebrauchen! Das Sehen ist der kälteste Sinn; und wäre er immer so kalt, so entfernt, so deutlich gewesen, als er's uns durch eine Mühe und Uebung vieler Jahre geworden ist: so sehe ich freilich nicht, wie man, was man sieht, hörbar machen könne. Allein die Natur hat dafür gesorgt, und den Weg näher angezogen; denn selbst dieß Gesicht war, wie Kinder und Blindgewesene zeugen, Anfangs nur Gefühl. Die meisten sichtbaren Dinge bewegen sich; viele tönen in der Bewegung; wo nicht, so liegen sie dem Auge in seinem ersten Zustande gleichsam näher, unmittelbar auf ihm, und lassen sich also fühlen. Das Gefühl liegt dem Gehör so nahe: seine Bezeichnungen, z. B. hart, rauh, weich, wolligt, sammet, haarigt, starr, glatt, schlicht, borstig u. s. w., die doch alle nur Oberflächen betreffen, tönen alle, als ob man's fühlte. Die Seele, die im Gedränge solcher zusammenströmenden Empfindungen und in dem Bedürfniß war, ein Wort zu schaffen, griff und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, dessen Gefühl mit diesem zusammenfloß; so wurden für alle und selbst für den kältesten Sinn Worte. Der Blitz schallet nicht; wenn er nun aber ausgedrückt werden soll, dieser Bote der Mitternacht,

Der jezt im Nu enthüllet Himm'l und Erd
Und eh' ein Mensch noch sagen kann: sieh da!
Schon in den Schlund der Finsterniß hinab ist —

natürlich wird's ein Wort werden, das durch Hülfe

eines Mittelgefühls dem Ohr die Empfindung des Urplötzlichschnellen gibt, die das Auge hatte — Blitz! Die Worte: Duft, Ton, süß, bitter, sauer, u. s. w., tönen alle, als ob man fühlte; denn was sind ursprünglich alle Sinne anders, als Gefühl? Wie aber Gefühl sich in Laut äußern könne, das haben wir schon im ersten Abschnitte als ein unmittelbares Naturgesetz der empfindenden Maschine angenommen, das wir weiter nicht zu erklären vermögen.

Und so führen sich alle Schwierigkeiten auf folgende zwei erwiesene deutliche Sätze zurück:

1) Da alle Sinne nichts als Vorstellungsarten der Seele sind: so habe sie nur deutliche Vorstellung, mithin Merkmal; mit dem Merkmal hat sie innere Sprache.

2) Da alle Sinne, insonderheit im Zustande der menschlichen Kindheit, nichts als Gefühlsarten Einer Seele sind; alles Gefühl aber, nach einem Empfindungsgesetz der thierischen Natur, unmittelbar seinen Laut hat: so werde dieß Gefühl nur zum Deutlichen eines Merkmals erhöht, so ist das Wort zur äußern Sprache da. Hier kommen wir auf eine Menge sonderbarer Betrachtungen, „wie die Weisheit der „Natur den Menschen durchaus dazu organisirt hat, „um sich selbst Sprache zu erfinden.“ Hier ist die Hauptbemerkung.

„Da der Mensch bloß durch das Gehör die Spra-
„che der lehrenden Natur empfängt, und ohne
„das die Sprache nicht erfinden kann: so ist
„Gehör auf gewisse Weise der mittlere seiner
„Sinne, die eigentliche Thür zur Seele, und

„das Verbindungsband der übrigen Sinne ge„worden." Ich will mich erklären.

1) Das Gehör ist der mittlere der menschlichen Sinne, an Sphäre der Empfindbarkeit von Außen. Das Gefühl empfindet alles nur in sich, und in seinem Organe; das Gesicht wirft uns große Strecken weit aus uns hinaus; das Gehör steht an Graden der Mittheilbarkeit in der Mitte. Was das für die Sprache thut? — Setzet ein Geschöpf, selbst ein vernünftiges Geschöpf, dem das Gefühl Hauptsinn wäre: wie klein ist seine Welt! und da es diese nicht durchs Gehör empfindet, so wird es sich vielleicht, wie das Insekt, ein Gewebe, aber nicht durch Töne eine Sprache bauen! Wiederum ein Geschöpf, ganz Auge: wie unerschöpflich ist die Welt seiner Beschauungen! wie unermeßlich weit wird es aus sich geworfen! in welche unendliche Mannichfaltigkeit zerstreuet! Seine Sprache, (wir haben davon keinen Begriff) würde eine Art unendlich feiner Pantomine, seine Schrift eine Algebra durch Farben und Striche werden; aber eine tönende Sprache wird sie nie. Wir hörenden Geschöpfe stehn in der Mitte: wir sehen, wir fühlen; und die gesehene, gefühlte Natur tönet. Sie wird Lehrmeisterinn zur Sprache der Töne; wir werden gleichsam Gehör durch alle Sinne.

Lasset uns diese Bequemlichkeit unsrer Stelle fühlen; denn durch sie wird jeder Sinn sprachfähig. Freilich gibt Gehör nur eigentlich Töne, und der Mensch kann nicht erfinden, sondern nur finden, nur nachahmen. Allein auf der einen Seite liegt das Gefühl neben an, auf der andern ist

das Gesicht der nachbarliche Sinn; die Empfindungen vereinigen sich und kommen also alle der Gegend nahe, wo Merkmale zu Schällen werden. So wird, was man sieht, so wird, was man fühlt, auch tönbar. Der Sinn zur Sprache ist unser Mittel- und Vereinigungssystem geworden; wir sind Sprachgeschöpfe.

2) Das Gehör ist der mittlere unter den Sinnen an Deutlichkeit und Klarheit; und also wiederum Sinn zur Sprache. Wie dunkel ist das Gefühl! Es wird übertäubt, es empfindet alles in einander. Da ist mit Mühe ein Merkmal der Anerkennung abzusondern: es wird unaussprechlich.

Wiederum das Gesicht ist so helle und überglänzend, es liefert eine solche Menge von Merkmalen, daß die Seele unter der Mannichfaltigkeit erliegt, und etwa Eins nur so schwach absondern kann, daß die Wiedererkennung daran schwach wird. Das Gehör ist in der Mitte. Alle in einander fallenden dunklen Merkmale des Gefühls lässet es liegen; alle zu feine Merkmale des Gesichts auch. Aber da reißt sich vom betasteten, betrachteten Objekt ein Ton los; in den sammeln sich die Merkmale jener beiden Sinne — der wird Merkwort. Das Gehör greift also von beiden Seiten um sich, macht klar, was zu dunkel, macht angenehmer, was zu helle war: bringt in das Dunkel-Mannichfaltige des Gefühls mehr Einheit, mehr Einheit in das Zuhell-Mannichfaltige des Gesichts; und da diese Anerkennung des Mannichfaltigen durch Eins, durch ein Merkmal, Sprache wird: so wird damit Sprache.

3) Das Gehör ist der mittlere Sinn in Ansehung der Lebhaftigkeit, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl überwältigt; das Gesicht ist zu kalt und gleichgültig. Jenes dringt zu tief in uns, als daß es Sprache werden könnte; dieß bleibt zu ruhig vor uns. Der Ton des Gehörs dringt so innig in unsre Seele, daß er Merkmal werden muß; aber noch nicht so übertäubend, daß er nicht klares Merkmal werden könnte. — Das ist Sinn der Sprache.

Wie kurz, ermüdend und unausstehlich wäre die Sprache jedes gröbern Sinnes für uns! Wie verwirrend und kopfleerend für uns die Sprache des zu feinen Gesichts! Wer kann immer schmecken, fühlen und riechen, ohne nicht bald, wie Pope sagt, einen aromatischen Tod zu sterben? und wer immer mit Aufmerksamkeit ein Farbenklavier begaffen, ohne nicht bald zu erblinden? Aber hören, gleichsam hörend Worte denken, können wir länger und fast immer; das Gehör ist also für die Seele, was die grüne, die Mittelfarbe, fürs Gesicht ist: der Mensch ist zum Sprachgeschöpfe gebildet.

4) Das Gehör ist der mittlere Sinn, in Betracht der Zeit, in der es wirkt, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl wirft alles auf einmal in uns hin: es regt unsre Saiten stark, aber kurz und sprengend; das Gesicht stellt uns alles auf einmal vor, und schreckt also den Lehrling durch die unermeßliche Tafel des Nebeneinander ab. Durch's Gehör, sehet, wie uns die Lehrmeisterinn der Sprache schone! Sie zählt uns nur einen Ton nach dem andern in die Seele,

gibt und ermüdet nie, gibt und hat immer mehr zu geben. Sie übet also das ganze Kunststück der Methode; sie lehret progressiv! Wer könnte da nicht Sprache fassen, sich Sprache erfinden!

5) Das Gehör ist der mittlere Sinn, in Absicht des Bedürfnisses sich auszudrücken, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl wirkt unaussprechlich-dunkel; allein um so weniger darf's ausgesprochen werden. Es geht so sehr unser Selbst an: es ist so eigennützig und in sich gesenket. Das Gesicht ist für den Spracherfinder unaussprechlich; allein was braucht's sogleich ausgesprochen zu werden? Die Gegenstände bleiben, sie lassen sich durch Winke zeigen; die Gegenstände des Gehörs aber sind mit Bewegung verbunden: sie streichen vorbei. Eben dadurch aber tönen sie auch: sie werden aussprechlich, weil sie ausgesprochen werden müssen; und dadurch, daß sie ausgesprochen werden müssen, durch ihre Bewegung, werden sie aussprechlich. — Welche Fähigkeit zur Sprache!

6) Das Gehör ist der mittlere Sinn, in Absicht seiner Entwicklung und also Sinn der Sprache. Gefühl ist der Mensch ganz: der Embryo in seinem ersten Augenblicke des Lebens fühlet wie der Junggeborne; das ist der Stamm der Natur, aus dem die zärteren Aeste der Sinnlichkeit wachsen, und der verflochtne Knäuel, aus dem sich alle feineren Seelenkräfte entwickeln. Wie entwickeln sich aber diese? Wie wir gesehen haben, durch's Gehör, indem die Natur die Seele zur ersten deutlichen Empfindung durch Schälle wecket, also gleich-

sam aus dem dunkeln Schlafe des Gefühls wecket und zu noch feinerer Sinnlichkeit reifet. — Wäre z. B. das Gesicht schon vor ihm entwickelt da, oder wäre es möglich, daß es anders als durch den Mittelsinn des Gehörs aus dem Gefühl erwecket wäre: welche weise Armuth, welche hellsehende Dummheit entspränge dem Menschen daher! Wie schwer würde es einem solchen Geschöpfe (ganz Auge), wenn es doch Mensch seyn sollte, das, was es sähe, zu benennen, und das kalte Gesicht mit dem wärmern Gefühl, mit dem ganzen Stamme der Menschheit zu verbinden. — Doch die Instanz selbst wird widersprechend; der Weg zu Entwicklung der Menschheit, den die Natur gewählet, ist besser und einzig. Da alle Sinne zusammen wirken, so sind wir durch's Gehör gleichsam immer in der Schule der Natur. Wir lernen abstrahiren, und zugleich sprechen; das Gesicht verfeint sich mit der Vernunft; Vernunft wird Gabe der Bezeichnung; und so, wenn der Mensch zu der feinsten Charakteristik sichtlicher Phänomene kommt, welch ein Vorrath von Sprache und Sprachähnlichkeiten liegt in ihm schon fertig! Er nahm den Weg aus dem Gefühl in den Sinn seiner Phantasmen nicht anders als über den Sinn der Sprache, und hat also gelernt tönen, sowohl was er siehet, als was er fühlte.

Könnte ich nun hier alle Enden zusammennehmen, und mit einemmal das Gewebe sichtbar machen, das menschliche Natur heißt: durchaus erschiene es als ein Gewebe zur Sprache. Dazu, sahen wir, war dieser positiven Denkkraft Raum und Sphäre ertheilet; dazu ihr Stoff und Materie abgewogen; dazu

Gestalt und Form geschaffen; dazu endlich Sinne organisirt und gereihet. Darum denkt der Mensch nicht heller, nicht dunkler; darum sieht und fühlt er nicht schärfer, nicht länger, nicht lebhafter; darum hat er diese, nicht mehr und nicht andre Sinne. Alles wiegt gegen einander, ist ausgespart und ersetzt, mit Absicht angelegt und vertheilet; Einheit und Zusammenhang, Proportion und Ordnung. Ein Ganzes zeigt sich hier, ein System, ein Geschöpf von Besonnenheit und Sprache, von Besinnung und Sprachschaffung. Wollte jemand nach allen Beobachtungen noch diese Bestimmung zum Sprachgeschöpfe läugnen, der müßte aus dem Beobachter der Natur erst ihr Zerstörer werden. Er müßte alle angezeigten Harmonien in Mißtöne zerreißen, das ganze Prachtgebäude der menschlichen Kräfte in Trümmer schlagen, seine Sinnlichkeit verwüsten, und statt des Meisterstücks der Natur ein Geschöpf fühlen, voll Mängel und Lücken, voll Schwächen und Convulsionen. Und wenn denn nun auf der andern Seite „die Sprache auch genau so ist, wie sie „nach dem Grundriß, und der Wucht des „vorigen Geschöpfes hat entstehen müssen" —

— — — Ich gehe das Letzte zu beweisen, obgleich hier mir noch ein sehr angenehmer Spaziergang vorläge, nach den Regeln der Sulzerschen Theorie des Vergnügens es zu berechnen, „was „eine Sprache durch's Gehör für uns für Vorzüge und Annehmlichkeiten vor der Sprache andrer „Sinne hätte?" Der Spaziergang führte aber zu weit, und man muß ihm entsagen, wenn noch die

Hauptstraße zu sichern und zu berichtigen vorliegt. — Also erstlich:

I. „Je älter und ursprünglicher die Sprachen „sind, desto mehr wird diese Analogie der „Sinne in ihren Wurzeln merklich!"

Wenn wir in spätern Sprachen den Zorn schon als Phänomenon des Gesichts, oder als Abstraktum in den Wurzeln charakterisiren, z. B. durch das Funkeln der Augen, das Glühen der Wangen u. s. w., und ihn also nur sehen oder denken: so höret ihn der Morgenländer. Er höret ihn schnauben, höret ihn brennenden Rauch und stürmende Funken sprühen. Das ward Name des Worts, die Nase Sitz des Zorns; das ganze Geschlecht der Zornwörter und Zornmetaphern schnauben gleichsam ihren Ursprung.

Wenn uns das Leben sich durch Pulsschlag, durchs Wallen und andere feine Merkmale auch in der Sprache äußert: so offenbarte es sich Jenem lautathmend. Der Mensch lebte, da er hauchte; starb, da er aushauchte; und man hört die Wurzel des Worts, wie den ersten belebten Adam, hauchen.

Wenn wir das Gebären nach unsrer Art charakterisiren: so hört jener auch in den Benennungen Geschrei der Mutterangst, oder bei Thieren das Ausschütteln eines Fruchtschlauches; um diese Mittel-Idee winden sich seine Bilder.

Wenn wir im Wort Morgenröthe etwa das Schöne, Glänzende, Frische dunkel hören: so fühlt der harrende Wandrer im Orient auch in der Wurzel des Worts den ersten, schnellen, erfreulichen Lichtstrahl, den unser einer vielleicht nie gesehen, wenigstens nie mit dem Geiste gefühlt hat.

Die Beispiele aus den alten und wilden Sprachen wären unzählig, wie herzlich und starkempfindend sie aus Gehör und Gefühl charakterisiren, und „ein „Werk von der Art, das so recht das Grundgefühl „solcher Ideen bei verschiednen Völkern aufsuchte," wäre eine völlige Demonstration für meinen Satz, und für die menschliche Erfindung der Sprache.

II. „Je älter und ursprünglicher die Sprachen „sind, desto mehr durchkreuzen sich auch die „Gefühle in den Wurzeln der Wörter!"

Man schlage das erste, beste morgenländische Wörterbuch auf, und man wird den Drang sehen, sich ausdrücken zu wollen. Wie der Erfinder Ideen aus einem Gefühl hinaus riß und für ein anderes borgte! wie er bei den schwersten, kältesten, deutlichsten Sinnen am meisten borgte! wie Alles Gefühl und Laut werden mußte, um Ausdruck zu werden! Daher die starken, kühnen Metaphern in den Wurzeln der Worte; daher die Uebertragungen aus Gefühl in Gefühl, so daß die Bedeutungen eines Stammworts, und noch mehr seiner Abstammungen, gegen einander gesetzt, oft das bunteste Gemählde werden. Die genetische Ursache liegt in der Armuth der menschlichen Seele, und im Zusammenfluß der Empfindungen eines rohen Menschen. Man sieht sein Bedürfniß, sich auszudrücken, so deutlich; man sieht's in immer größerem Maß, je weiter die Idee vom Gefühl und Ton in der Empfindung weglag, daß man nicht mehr an der Menschlichkeit des Ursprungs der Sprache zweifeln darf. Denn wie wollen die Verfechter einer andern Entstehung diese D u r c h w e b u n g d e r I d e e n in den Wurzeln der

Wör=

Wörter erklären? War Gott so Ideen- und Wortarm, daß er zu dergleichen verwirrendem Wortgebrauch seine Zuflucht nehmen mußte? Oder war er so sehr Liebhaber von Hyperbolen und kühnen Metaphern, daß er diesen Geist bis in die Grundwurzeln seiner Sprache prägte?

Die sogenannte göttliche Sprache, die ebräische, ist mit diesen Kühnheiten ganz durchwebt, so daß der Orient auch die Ehre hat, sie mit seinem Namen zu bezeichnen. Allein, daß man doch ja nicht diesen Metapherngeist deßhalb asiatisch nenne, als wenn er sonst nirgend anzutreffen wäre! In allen wilden Sprachen lebt er; nur freilich in jeder nach Maße der Bildung der Nation und nach der Eigenheit ihrer Denkart. Ein Volk, das seine Gefühle nicht viel und nicht scharf unterschied, ein Volk, das nicht Herz genug hatte sich auszudrücken, und Ausdrücke mächtig zu rauben, wird auch über die Nüancen des Gefühls weniger verlegen seyn, oder sich mit schleichenden Halbausdrücken behelfen. Eine feurige Nation gegentheils offenbart ihren Muth in solchen Metaphern, sie möge im Orient oder in Nordamerika wohnen. Die aber in ihrem tiefsten Grunde die meisten solcher Verpflanzungen zeigt, deren Sprache ist voraus die ärmste, die älteste, die ursprünglichste gewesen, und die war ohne Zweifel im Orient.

Man siehet, wie schwer bei einer solchen Sprache „ein wahres Etymologikon" seyn müsse? Die so verschiednen Bedeutungen eines Radicis, die in einer Stammtafel abgeleitet und auf ihren Ursprung zurückgeführt werden sollen, sind nur durch

dunkle Gefühle, durch flüchtige Nebenideen, durch Mitempfindungen verwandt, die aus dem Grunde der Seele steigen, und wenig in Regeln gefasset werden können. Ihre Verwandtschaften sind ferner so national, so sehr nach der eignen Denk- und Seh-Art des Volks, des Erfinders, in dem Lande, in der Zeit, unter den Umständen erzeuget, daß sie von einem Nord- und Abendländer schwer zu treffen sind, und in langen, kalten Umschreibungen unendlich leiden müssen. Da sie ferner von der Noth erzwungen, und im Affekt, im Gefühl, in der Verlegenheit des Ausdrucks erfunden wurden: welch ein Glück gehört dazu, dasselbe Gefühl zu treffen! Endlich, da in einem Wörterbuch dieser Art die Wörter und die Bedeutungen Eines Worts aus so verschiednen Zeiten, Anlässen und Denkarten gesammelt werden sollen, und sich also diese augenblicklichen Bestimmungen ins Unendliche vermehren: wie vervielfältigt sich da die Mühe! Welch ein Scharfsinn wird erfordert, in diese Umstände und Bedürfnisse einzudringen, und welche Mäßigung, bei den Auslegungen verschiedner Zeiten darin Maß zu halten! Welche Kenntniß und Biegsamkeit der Seele endlich gehört dazu, sich so ganz diesen rohen Witz, diese kühne Phantasie, dieß Nationalgefühl fremder Zeiten zu geben, und es nach den unsrigen zu modernisiren! Aber eben damit würde auch „nicht „bloß in die Geschichte, Denkart und Lite„ratur des Landes, sondern überhaupt in die „dunkle Gegend der menschlichen Seele „eine Fackel getragen, wo sich die Begriffe „durchkreuzen und verwickeln, wo die ver-

„schiedensten Gefühle einander erzeugen, „wo eine dringende Gelegenheit alle „Kräfte der Seele aufbietet und die „ganze Erfindungskraft, deren sie fä„hig ist, zeiget." Jeder Schritt wäre in einem solchen Werk Entdeckung, und jede neue Bemerkung hierüber gäbe eine immer vollständigere Induction des Beweises von der Menschlichkeit des Ursprungs der Sprache.

Schultens hat sich an der Entwicklung einiger solchen Originum der hebräischen Sprache Ruhm erworben: jede seiner Entwickelungen ist eine Probe meiner Regel. Ich glaube aber vieler Ursachen wegen nicht, daß die Origines der ersten menschlichen Sprache, wenn es auch die hebräische wäre, je vollständig entwickelt werden können. — —

Ich folgere noch eine Anmerkung, die zu allgemein und wichtig ist, um übergangen zu werden. Der Grund der kühnen Wortmetaphern lag in ihrer ersten Erfindung; aber wie? wenn spät nachher, da schon alles Bedürfniß weggefallen ist, aus bloßer Nachahmungssucht, oder aus Liebe zum Alterthum dergleichen Wort- und Bildergattungen nicht nur bleiben, sondern gar noch ausgedehnt und erhöhet werden? Dann, o dann wird jener erhabne Unsinn, jenes aufgedunsene Wortspiel daraus, das es im Anfange eigentlich nicht war. Dort war's kühner, männlicher Witz, der dann vielleicht am wenigsten spielen wollte, wenn er am meisten zu spielen schien: es war rohe Erhabenheit der Phantasie, die solch Gefühl in solchem Worte herausarbeitete; aber nun im Gebrauche schaaler Nachahmer, ohne solches Ge-

fühl, ohne solche Gelegenheit — ach, der Ampullen von Worten ohne Geist! der schönen oder erhabnen Luftblasen! Und das ist „das Schicksal fast „aller derer Sprachen in spätern Zei- „ten gewesen, deren erste Formen so „kühn waren.“ Die spätern französischen Dichter können sich nicht versteigen, weil die späten Erfinder ihrer Sprache sich nicht verstiegen haben; ihre Sprache ist Prose der gesunden Vernunft, und hat ursprünglich fast kein poetisches Wort, das dem Dichter eigen wäre; aber die Morgenländer? die Griechen? die Engländer? und wir Deutsche?

Daraus folgt: je älter eine Sprache ist, je mehr solcher Kühnheiten in ihren Wurzeln ist, hat sie lange gelebt, und lange sich fortgebildet; um so weniger muß man auf jede Kühnheit des Ursprunges losdringen, als wenn jeder dieser sich durchkreuzenden Begriffe auch jedesmal in jedem späten Gebrauche des Worts mit gedacht worden wäre. Die Metapher des Anfangs war Drang zu sprechen; nimmt man's nachher in jedem Fall, wo das Wort schon geläufig geworden war, und seine Schärfe abgenutzt hatte, für Fruchtbarkeit und Energie, alle solche Sonderbarkeiten zu verbinden: was für klägliche Beispiele wimmeln da in ganzen Schulen der morgenländischen Sprachen!

Noch eins. Wenn gar an solchen kühnen Wortkämpfen, an solchen Versetzungen der Gefühle in Einen Ausdruck, an solchen Durchkreuzungen der Ideen ohne Regel und Richtschnur gewisse feine Begriffe Eines Dogma, Eines Systems hangen, oder daran geheftet werden, oder daraus un-

tersucht werden sollen: Himmel! wie wenig waren diese Wortversuche einer werdenden oder früh gewordnen Sprache Definitionen eines Systems, und wie oft kommt man in den Fall, Wortidole zu schaffen, an die der Erfinder oder der spätere Gebrauch nicht dachte! — — Ich gehe zu einem neuen Kanon:

III. „Je ursprünglicher eine Sprache ist, je häu„figer solche Gefühle sich in ihr durchkreuzen, „desto weniger können diese einander genau „und logisch untergeordnet seyn. Eine solche „ist reich an Synonymen; bei aller wesentli„chen Dürftigkeit hat sie den größten unnöthi„gen Ueberfluß."

Die Vertheidiger des göttlichen Ursprunges, die in allem göttliche Ordnung zu finden wissen, können ihn hier schwerlich finden, und läugnen*) die Synonyme. — Sie läugnen? Wohlan, laß es seyn, daß unter den fünfzig Wörtern, die der Araber für den Löwen, unter den zweihundert, die er für die Schlange, unter den achtzig, die er für den Honig, und mehr als tausend, die er fürs Schwert hat, sich feine Unterschiede finden oder gefunden hätten, die aber verloren gegangen wären — Warum waren sie da, wenn sie verloren gehen mußten? Warum erfand Gott einen unnöthigen Wortschatz, den nur, wie die Araber sagen, ein göttlicher Prophet in seinem ganzen Umfange fassen konnte? — — Vergleichungsweise aber sind diese Worte doch immer Synonyme, in Betracht der vielen andern Ideen, für welche die Wörter gar mangeln. Nun entwickle man darin

*) Süßmilch. §. 9.

göttliche Ordnung, daß Er, der den Plan der Sprache übersah, für den Stein siebenzig Wörter erfand, und für alle so nöthigen Ideen, innerliche Gefühle, und Abstraktionen keine? daß Er dort mit unnöthigem Ueberfluß überhäufte, hier in der größten Dürftigkeit ließ, und das Bedürfniß nöthig machte, Metaphern zu usurpiren, halben Unsinn zu reden u. s. w.

Menschlich erklärt sich die Sache von selbst. So uneigentlich schwere, seltene Ideen ausgedrückt werden mußten, so häufig konnten's die vorliegenden und leichten. Je unbekannter man mit der Natur war; von je mehrern Seiten man sie aus Unerfahrenheit ansehen und kaum wieder erkennen konnte; je weniger man a priori, sondern nach sinnlichen Umständen erfand: desto mehr Synonyme. Je Mehrere erfanden, je umherirrender und abgetrennter sie erfanden, und doch nur meistens in Einem Kreise für Einerlei Sachen erfanden; wenn sie nachher zusammen kamen, wenn ihre Sprachen in einen Ocean von Wörterbuch flossen: desto mehr Synonyme. Verworfen konnten alle nicht werden; denn welche sollten es werden? Sie waren bei diesem Stamm, bei dieser Familie, bei diesem Dichter einmal gebräuchlich; es ward also, wie jener arabische Wörterbuchschreiber sagt, da er vierhundert Wörter vom Elend aufgezählt hatte, das vierhundertste Elend, die Wörter des Elends aufzählen zu müssen. Eine solche Sprache ist reich, weil sie arm ist, weil ihre Erfinder noch nicht Plan genug hatten, arm zu werden; und der müßige Erfinder eben der unvollkommensten Sprache wäre Gott?

Die Analogien aller wilden Sprachen bestätigen meinen Satz: jede ist auf ihre Weise verschwenderisch und dürftig, nur jede auf eigne Art. Wenn der Araber für Stein, Kameel, Schwert, Schlange (Dinge, unter denen er lebt,), so viel Wörter hat: so ist die ceylanische Sprache, den Neigungen ihres Volks gemäß, reich an Schmeicheleien, Titeln und Wortgepränge. Für das Wort „Frauenzimmer" hat sie nach Stand und Range zwölferlei Namen, da wir unhöfliche Deutsche z. E. hierin von unsern Nachbarn borgen müssen. Nach Stand und Range wird das Du und Ihr auf achterlei Weise gegeben, und das sowohl vom Taglöhner, als vom Hofmanne: der Wust ist Form der Sprache. In Siam gibt es achterlei Manieren Ich und Wir zu sagen, nachdem der Herr mit dem Knechte, oder der Knecht mit dem Herrn redet. Die Sprache der wilden Karaiben ist beinahe in zwo Sprachen der Weiber und Männer vertheilt, und die gemeinsten Sachen: Bette, Mond, Sonne, Bogen, benennen beide anders — welch ein Ueberfluß von Synonymen! Und doch haben eben diese Karaiben nur vier Wörter für die Farben, auf die sie alle andre beziehen müssen — welche Armuth! Die Huronen haben jedesmal ein doppeltes Verbum für eine beseelte und eine unbeseelte Sache: so daß Sehen bei „einen Stein sehen" und Sehen bei „einen Menschen sehen!" zween verschiedne Ausdrücke sind; man verfolge das durch die ganze Natur — welch ein Reichthum! „Sich seines Eigenthums bedienen," oder „des Eigenthums dessen, mit dem man redet," hat immer zwei verschiedene Wörter — welch ein

Reichthum! — In der peruanischen Hauptsprache nennen sich die Geschlechter so sonderbar abgetrennt, daß die Schwester des Bruders und die Schwester der Schwester, das Kind des Vaters und der Mutter ganz verschieden heißt; und doch hat eben diese Sprache keinen wahren Pluralis! Jede dieser Synonymien hängt so sehr mit Sitte, Charakter und Ursprung des Volks zusammen; überall aber charakterisirt sich der erfindende menschliche Geist. — Ein neuer Kanon:

IV. „So wie die menschliche Seele sich keiner „Abstraktion aus dem Reiche der Geister erin„nern kann, zu der sie nicht durch Gelegenhei„ten und Erweckungen der Sinne gelangte: „so hat auch keine Sprache ein Abstraktum, zu „dem sie nicht durch Ton und Gefühl gelangt „wäre. Und je ursprünglicher die Sprache, „desto weniger Abstraktionen, desto mehr „Gefühle."

Ich kann in diesem unermeßlichen Felde wieder nur einige Blumen brechen:

Der ganze Bau der morgenländischen Sprachen zeuget, daß alle ihre Abstrakta voraus Sinnlichkeiten gewesen: Der Geist war Wind, Hauch, Nachtsturm. Heilig hieß abgesondert, einsam; die Seele hieß der Othem; der Zorn, das Schnauben der Nase u. s. w. Die allgemeineren Begriffe wurden ihr also erst später durch Abstraktion, Witz, Phantasie, Gleichniß, Analogie u. s. w. angebildet; im tiefsten Abgrunde der Sprache liegt keine einzige!

Bei allen Wilden findet dasselbe nach Maß

ihrer Kultur statt. In der Sprache von Barantola wußte man nicht heilig, und bei den Hottentotten nicht das Wort Geist zu finden. Die Missionarien in allen Welttheilen klagen über die Schwierigkeit, christliche Begriffe den Wilden in ihren Sprachen mitzutheilen; uud doch durften diese Mittheilungen ja nimmer eine scholastische Dogmatik, sondern nur die gemeinen Begriffe des gemeinen Verstandes seyn. Wenn man hie und da Proben ihres Vortrages unter den Wilden, auch nur unter den ungebildeten Sprachen Europens, z. B. der lappländischen, finnischen, esthnischen, übersetzt lieset, und die Sprachlehren und Wörterbücher dieser Völker siehet, so werden die Schwierigkeiten offenbar.

Will man den Missionarien nicht glauben, so lese man die Philosophen, de la Condamine in Peru und am Amazonenstrome, Maupertuis in Lappland u. s. w. — Zeit, Dauer, Raum, Wesen, Stoff, Körper, Tugend, Gerechtigkeit, Freiheit, Erkenntlichkeit sind im Munde der Peruaner nicht; wenn sie gleich mit ihrer Vernunft oft zeigen, daß sie nach diesen Begriffen schließen, und mit ihren Thaten zeigen, daß sie diese Tugenden haben. So lange sie die Idee nicht als Merkmal sich deutlich gemacht haben, so lange haben sie dazu kein Wort.

„Wo also solche Worte in die Sprache hin-„eingekommen sind, siehet man ihnen offenbar „ihren Ursprung an.“ Die Kirchensprache der russischen Nation ist meistens Griechisch: die christlichen Begriffe der Letten sind deutsche Worte

oder deutsche Begriffe lettisirt. Der *Mexicaner*, der seinen *armen Sünder* ausdrücken will, mahlt ihn, wie einen Knieenden, der Ohrenbeichte ableget, und seine *Dreieinigkeit*, wie drei Gesichte mit Scheinen. Man weiß auf welchen Wegen die meisten Abstraktionen „*in unsre wissenschaftliche Sprache*“ gekommen sind, in *Theologie* und *Rechtsgelehrsamkeit*, in *Philosophie* und andre Systeme. Man weiß, wie oft Scholastiker und Polemiker nicht einmal mit Worten ihrer Sprache streiten konnten, und also Streitgewehr (Hypostasis und Substanz, ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος) aus denen Sprachen herüberholen mußten, in denen der Begriff abstrahirt, in denen das Streitgewehr geschärft war. Unsre ganze *Psychologie*, so verfeinert und bestimmt sie ist, hat beinahe kein eigentliches Wort.

Dieß ist so wahr, daß es sogar Schwärmern und Entzückten nicht möglich ist, ihre neuen Geheimnisse aus der Natur, aus Himmel und Hölle, anders als durch Bilder und sinnliche Vorstellungen zu charakterisiren. *Swedenborg* konnte seine Engel und Geister nicht anders als aus allen Sinnen zusammenwittern; und der erhabne *Klopstock* (Jenem die größeste Antithese!), seinen Himmel und Hölle nicht anders als aus sinnlichen Materialien bauen. Der *Neger* ruft sich seine Götter vom Gipfel der Bäume herunter, und der *Chingalese* erhört sich seinen Teufel aus dem Geklatsche der Wälder. Ich bin einigen dieser Abstraktionen unter verschiedenen Völkern, in verschiednen Sprachen nachgeschlichen und habe in ihnen „*die sonderbarsten*

Digitized by Google

„Erfindungskunstgriffe des menschlichen „Geistes" wahrgenommen; der Grund aber ist überall und immer derselbe. „Wenn der Wilde „denkt, daß dieß Ding einen Geist hat: „so muß ein sinnliches Ding da seyn, „aus dem er sich den Geist abstrahirt." Nur hat die Abstraktion ihre sehr verschiednen Arten, Stufen und Methoden. Das leichteste Beispiel, daß keine Nation in ihrer Sprache mehr und andre Wörter habe, als sie abstrahiren gelernt, sind die ohne Zweifel sehr leichte Abstraktion, die Zahlen. Wie wenige haben die meisten Wilden, so reich, vortrefflich und ausgebildet ihr Sprachen seyn mögen! Nie mehr, als sie brauchten. Der handelnde Phönicier war der erste, der die Rechenkunst erfand; der seine Heerde überzählende Hirte lernte zählen. Die Jagd-Nationen, die nie vielzählige Geschäfte haben, wissen eine Armee nicht anders zu bezeichnen, als wie Haare auf dem Haupt. Wer mag sie zählen? Wer, der nie so weit hinauf gezählet hat, hat dazu Worte?

Ist's möglich, von allen diesen Spuren des wandelnden, sprachschaffenden Geistes wegzusehen, und einen Ursprung in den Wolken zu suchen? Was hat man für einen Beweis von einem „einzigen „Worte, was nur Gott erfinden konnte?" Existirt in irgend einer Sprache nur ein einziger reiner allgemeiner Begriff, der dem Menschen vom Himmel gekommen seyn müßte? Wo ist er auch nur möglich?*) „Und was für hundert Gründe

*) Die beste Abhandlung, die ich über diese Materie kenne,

„und Analogien und Beweise von der Ge-„nesis der Sprache in der menschlichen „Seele, nach den menschlichen Sinnen „und Seharten gibt's nicht! Wie viel Be-„weise von der Fortwandrung der Sprache „mit der Vernunft, von ihrer Entwicklung „aus derselben unter allen Völkern, Weltgür-„teln und Umständen!" Welches Ohr ist, das diese allgemeine Stimme der Nationen nicht höre?

Und doch seh ich mit Verwunderung, daß Hr. Süßmilch auf eben dem Wege göttliche Ordnung finde, wo ich die allermenschlichste entdecke: *) nämlich, „daß man noch zur Zeit keine Sprache entdeckt „habe, die ganz zu Künsten und Wissenschaften un-„geschickt gewesen wäre." Was zeigt dieß aber anders, als daß keine Sprache viehisch, daß sie alle menschlich sind? Wo hat man denn eine Nation entdeckt, die ganz zu Künsten und Wissenschaften ungeschickt gewesen wäre; und war das ein Wunder? „Alle Missionarien haben mit den wildesten „Völkern reden und sie überzeugen können; das „konnte ohne Schlüsse und Gründe nicht geschehen: „ihre Sprachen mußten also terminos abstractos „enthalten u. s. w." Und wenn das, so war's göttliche Ordnung? Oder war es nicht eben die menschlichste Sache, sich Worte zu abstrahiren, wo man sie brauchte? Und welches Volk hat je eine einzige

---

ist eines Engländers: Things divine et supernatural conceived by analogy with things natural and human Lond. 1755. by the author of the procedure, extent and limits of human understanding.

*) Süßmilch. §. 11.

Abstraktion in seiner Sprache gehabt, die es sich nicht selbst erworben? Und waren denn bei allen Völkern gleichviel Abstraktionen? Konnten die Missionarien sich überall gleich leicht ausdrücken, oder hat man nicht das Gegentheil aus allen Welttheilen gelesen? Und wie drückten sie sich denn aus, als daß sie ihre neuen Begriffe der Sprache nach Analogie derselben anbogen? Und geschah dieß überall auf gleiche Art? — Ueber das Faktum wäre so viel zu sagen; der Schluß sagt gar das Gegentheil. „Eben weil die menschliche Vernunft „nicht ohne Abstraktion seyn kann, und jede „Abstraktion nicht ohne Sprache wird: so „muß die Sprache auch in jedem Volk Abstrak„tionen enthalten, das ist, ein Abdruck der „Vernunft seyn, von der sie ein Werkzeug „gewesen. Wie aber jede nur so viel enthält, „als das Volk hat machen können, und keine ein„zige, die ohne Sinne gemacht wäre, als „welches ihr ursprünglich sinnlicher Ausdruck zeigt: „so ist nirgends göttliche Ordnung zu sehen, als so „fern die Sprache durchaus menschlich ist.

V. Endlich „da jede Grammatik nur eine Philo„sophie über die Sprache, und eine Methode „ihres Gebrauchs ist: so muß, je ursprüngli„cher die Sprache ist, desto weniger Gramma„tik in ihr seyn, und die älteste ist bloß das „vorangezeigte Wörterbuch der Natur." Ich zeichne aus vielen Steigerungen aus.

1) Deklinationen und Conjugationen sind nichts anders, als Verkürzungen und Bestimmungen des Gebrauchs der Nominum und Verbo-

rum nach Zahl, Zeit, Art und Person. Je roher also eine Sprache, desto unregelmäßiger ist sie in diesen Bestimmungen, und zeigt bei jedem Schritte den Gang der menschlichen Vernunft. Vornan noch ohne alle Kunst des Gebrauchs, ist sie ein simples Wörterbuch.

2) Wie Verba einer Sprache eher sind, als die von ihnen rund abstrahirten Nomina: so auch Anfangs um so mehr Conjugationen, je weniger man Begriffe unter einander zu ordnen gelernt hat. Wie viel ihrer haben die Morgenländer! und doch sind's eigentlich keine; denn was gibt's noch immer für Verpflanzungen und Umwerfungen der Verborum aus Conjugation in Conjugation! Die Sache ist ganz natürlich. Da nichts den Menschen so nah angeht, wenigstens so sprachartig ihn trifft, als was er erzählen soll, Thaten, Handlungen, Begebenheiten: so muß sich ursprünglich eine solche Menge Thaten und Begebenheiten sammeln, daß fast für jeden Zustand ein neues Verbum wird. „In der huronischen Sprache wird alles conjugirt. Eine Kunst, „die nicht kann erklärt werden, läßt darin von den „Zeitwörtern die Nenn=, die Für=, die Zuwörter „unterscheiden. Die einfachen Zeitwörter haben eine „doppelte Conjugation, eine für sich und eine die „sich auf andre Dinge beziehet. Die dritten Perso„nen haben die beiden Geschlechter. Was die Tem„pora anbetrifft, findet man die feinen Unterschiede, „die man z. B. im Griechischen bemerket; ja wenn „man die Erzählung einer Reise thun will, so drückt „man sich verschieden aus, wenn man sie zu Lande

„und zu Wasser gethan hat. Die Activa verviel„fältigen sich so oft, als es Sachen gibt, die unter „das Thun kommen: das Wort Essen verändert „sich mit jeder eßbaren Sache. Das Thun einer „beseelten Sache wird anders ausgedrückt, als ei„ner unbeseelten. Sich seines und des Eigenthums „dessen bedienen, mit dem man redet, hat zweier„lei Ausdruck u. s. w." Man denke sich alle diese Vielheit von Verbis, Modis, Temporibus, Personen, Zuständen, Geschlechtern u. s. w.: welche Mühe und Kunst, dieß einigermaßen unter einander zu bringen, und aus dem, was ganz Wörterbuch war, einigermaßen Grammatik zu machen! — Des P. Leri Grammatik der Topinambuer in Brasilien zeigt eben dasselbe. Denn „wie das erste „Wörterbuch der menschlichen Seele eine leben„dige Epopee der tönenden, handelnden „Natur war: so war die erste Grammatik „fast nichts, als ein philosophischer Versuch, „diese Epopee zur regelmäßigern Ge„schichte zu machen." Sie zerarbeitet sich also mit lauter Verbis, und arbeitet in einem Chaos, das für die Dichtkunst unerschöpflich, das, mehr geordnet, sehr reich für die Bestimmung der Geschichte, am spätsten aber für Axiome und Demonstrationen brauchbar ist.

3) Das Wort, was unmittelbar auf den Schall der Natur, nachahmend, folgte, folgte schon einem Vergangnen: „Praeterita sind also die „Wurzeln der Verborum, aber Praeterita, „die noch fast für die Gegenwart gelten." A priori ist das Faktum sonderbar und unerklärlich,

da die gegenwärtige Zeit die erste seyn müßte, die ein Tempus erhielte, wie sie es auch in allen spätergebildeten Sprachen erhalten hat; nach der Geschichte der Spracherfindung konnte es nicht anders seyn. „Die Gegenwart zeigt man, aber „das Vergangne muß man erzählen." Und da man dieß auf so viel Art erzählen konnte, und Anfangs, im Bedürfniß Worte zu finden, es sehr vielfältig thun mußte: so wurden „in allen alten „Sprachen viel Praeterita, aber nur ein oder kein „Praesens." Dessen hatte sich nun in den gebildetern Zeiten die Dichtkunst und Geschichte sehr, die Philosophie aber sehr wenig zu erfreuen, weil die keinen verwirrenden Vorrath liebet. Hier sind wieder Huronen, Brasilianer, Morgenländer und Griechen einander gleich: überall Spuren vom Gange des menschlichen Geistes.

4) Alle neueren philosophischen Sprachen haben das Nomen feiner, das Verbum weniger, aber regelmäßiger modificirt; denn die Sprache erwuchs mehr „zur kalten Beschauung dessen, „was da ist, und was gewesen ist, als daß sie noch „ein unregelmäßig stammelndes Gemisch von dem, „was etwa gewesen ist, geblieben wäre." Jenes gewöhnte man sich nach einander zu sagen, und also durch Numeros und Artikel und Casus, u. s. w. zu bestimmen; „die alten Erfinder wollten „alles auf einmal sagen,*) nicht bloß, was „gethan wäre, sondern wer es gethan, wann, wie und

*) Rousseau hat diesen Satz in seiner Hypothese divinirt, den ich hier zu bestimmen und zu beweisen suche.

„und wo es geschehen. Sie brachten also in die „Nomina gleich den Zustand, in jede Person „des Verbi gleich das Genus; sie unterschieden „gleich durch prae- und affirmativa, durch af und „suffixa: Verbum und Adverbium, Verbum und „Nomen, alles floß zusammen.“ Je später, desto mehr wurde unterschieden und hergezählt; aus den Hauchen wurden Artikel, aus den Ansätzen Personen, aus den Vorsätzen Modi oder Adverbia; die Theile der Rede gingen aus einander; nun ward allmählig Grammatik. So ist diese Kunst zu reden, diese Philosophie über die Sprache erst langsam und Schritt vor Schritt, Jahrhunderte und Zeiten hinab gebildet, und der erste Kopf, der an „eine wahre Philosophie der Gramma- „tik, an die Kunst zu reden“ denkt, muß gewiß erst „die Geschichte derselben durch „Völker und Stufen hinab“ überdacht haben. Hätten wir doch eine solche Geschichte! Sie wäre mit allen Fortgängen uud Abweichungen eine Charte von der Menschlichkeit der Sprache.

5) Aber wie hat eine Sprache ganz ohne Grammatik bestehen können? Ein bloßer Zusammenfluß von Bildern und Empfindungen ohne Zusammenhang und Bestimmung? Für beide war gesorgt: es war lebende Sprache. Da gab die große Einstimmung der Gebehrden gleichsam den Takt und die Sphäre, wohin das, was man sprach, gehörte; und der große Reichthum der Bestimmungen, der im Wörterbuch selbst lag, ersetzte die Kunst der Grammatik. Sehet die alte Schrift der Mexicaner. Sie mahlen lauter einzelne Bilder; wo kein Bild

in die Sinne fällt, haben sie sich über Striche vereinigt, und den Zusammenhang zu allem muß die Welt geben, in die es gehört, aus der es geweissagt wird. Diese „Weissagungs„kunst, aus einzelnen Zeichen Zusam„menhang zu errathen," wie weit können ihn noch nur einzelne Stumme und Taube treiben! Und wenn diese Kunst selbst mit zur Sprache gehört; wenn sie von Jugend auf, als Sprache, mit gelernt wird; wenn sie sich mit der Tradition von Geschlechtern immer mehr erleichtert und vervollkommnet: so sehe ich nichts Unbegreifliches in ihr. Je mehr sie aber erleichtert wird, desto mehr nimmt sie ab, desto mehr wird Grammatik — und das ist Stufengang des menschlichen Geistes!

Proben davon sind z. B. des la Loubere Nachrichten von der siamschen Sprache: wie ähnlich ist sie noch dem Zusammenhange der morgenländischen Sprachen, insonderheit ehe durch spätere Bildung noch mehr Konstruktion in sie hineinkam. Der Siamer will sagen: wäre ich zu Siam, so wäre ich vergnügt!" und sagt: „Wenn ich seyn Stadt „Siam; ich wohl Herz viel!" — Er will das Vater Unser beten, und muß sagen: „Vater, „uns seyn Himmel! Namen Gottes wollen heiligen „aller Ort, u. s. w." — Wie morgenländisch und ursprünglich ist das! gerade so zusammenhangend, als eine mexicanische Bilderschrift, oder als das Stammeln der Ungelehrigen aus fremden Sprachen.

6) Noch muß ich hier eine Sonderbarkeit erklären, die ich auch in Herrn Süßmilchs göttlicher Ordnung mißverstanden sehe: „nämlich die Mannichfal-

„tigkeit der Bedeutungen eines Worts nach dem „Unterschiede kleiner Artikulationen!“ Ich finde diesen Kunstgriff fast unter allen Wilden, wie ihn z. B. Garcilasso de Vega von den Peruanern, Condamine von den Brasilianern la Loubere von den Siamesen, Resoel von den Nordamerikanern anführt. Ich finde ihn eben so bei den alten Sprachen, z. B. der chinesischen und den morgenländischen, vorzüglich der hebräischen, wo ein kleiner Schall, Accent, Hauch die ganze Bedeutung ändert; und ich finde nichts als etwas sehr Menschliches in ihm, nämlich Dürftigkeit und Bequemlichkeit der Erfinder. Sie hatten ein neues Wort nöthig; und da das müßige Erfinden aus leerem Kopf so schwer ist: so nahmen sie ein Aehnliches mit der Veränderung vielleicht nur Eines Hauches. Dieß Gesetz der Sparsamkeit war ihnen Anfangs bei ihren sich durchwebenden Gefühlen sehr natürlich, und bei ihrer mächtigern Aussprache der Wörter noch ziemlich bequem; aber für einen Fremden, der sein Ohr nicht von Jugend auf daran gewöhnt hat, und dem die Sprache jezt mit Phlegma, wo der Schall halb im Munde bleibt, vorgezischt wird, macht es die Rede oft unvernehmlich und unaussprechlich. Je mehr eine gesunde Grammatik in die Sprachen Haushaltung einführt, desto minder wird diese Kargheit nöthig. Also ist auch dieß gerade das Gegentheil vom Kennzeichen einer göttlichen Erfindung, wo der Erfinder sich gewiß sehr schlecht zu helfen wußte, wenn er so etwas nöthig hatte.

7) Am offenbarsten wird endlich der Fortgang der Sprache durch die Vernunft und der Vernunft durch die Sprache, „wenn „diese schon einige Schritte gethan, wenn „in ihr schon Stücke der Kunst, z. B. Gedichte existiren, wenn Schrift erfunden „ist, wenn sich eine Gattung der Schreibart „nach der andern ausbildet.“ Da kann kein Schritt gethan, kein neues Wort erfunden, keine neue glückliche Form in Gang gebracht werden, worin nicht Abdruck der menschlichen Seele liege. Da kommen durch Gedichte Sylbenmaße, eine Wahl der stärksten Worte und Farben, Ordnung und Schwung der Bilder; da kommt durch Geschichte Unterschied der Zeiten und Genauigkeit des Ausdrucks; da kommt endlich durch Redner die völlige Rundung des Perioden in die Sprache. So wie nun vor jedem solchen Zusatz nichts dergleichen vorher in der Sprache lag, alles aber durch die menschliche Seele in sie gebracht wurde und hineingebracht werden konnte: wo will man dieser Hervorbringung, dieser Fruchtbarkeit Grenzen setzen? Wo will man sagen: hier fing die menschliche Seele zu wirken an, aber eher nicht? Hat sie das Feinste, das Schwerste erfinden können, warum nicht das Leichtere? Konnte sie zu Stande bringen; warum nicht Versuche machen? Warum nicht anfangen? Denn der Anfang war doch nichts, als die Produktion eines Worts, als Zeichen der Vernunft; und das mußte sie, blind und stumm in ihrem Innern, so wahr sie Vernunft besaß.

Ich bilde mir ein, das Können der Erfindung

menschlicher Sprache sey mit dem, was ich gesagt, von Innen aus der menschlichen Seele, von Außen aus der Organisation des Menschen, und aus der Analogie aller Sprachen und Völker, theils in den Bestandtheilen der Rede, theils im ganzen großen Fortgange der Sprache mit der Vernunft so bewiesen, daß, wer dem Menschen nicht Vernunft abspricht, oder, was eben so viel ist, wer weiß, was Vernunft ist, wer sich ferner je um die Elemente der Sprache philosophisch bekümmert, und dazu die Beschaffenheit und Geschichte der Sprachen auf dem Erdboden mit dem Auge des Beobachters in Rücksicht genommen hat, der kann nicht einen Augenblick zweifeln, wenn ich auch weiter kein Wort hinzusetzte. Die Genesis der Sprache in der menschlichen Seele ist so demonstrativ, als irgend ein philosophischer Beweis; und die äußere Analogie aller Zeiten, Sprachen und Völker, hat solch einen Grad der Wahrscheinlichkeit, als bei der gewissesten Sache der Geschichte möglich ist. Indessen um auf immer allen Einwendungen vorzubeugen, und den Satz gleichsam auch äußerlich so gewiß zu machen, als eine philosophische Wahrheit seyn kann, so lasset uns noch aus äußern Umständen und aus der ganzen Analogie der menschlichen Natur beweisen: „daß der Mensch sich seine Sprache hat erfinden müssen; und unter welchen Umständen er sie sich am füglichsten habe erfinden können.“

Zweiter Theil.

Auf welchem Wege der Mensch sich am füglichsten hat Sprache erfinden können und müssen.

Die Natur gibt keine Kräfte umsonst. Wenn sie also dem Menschen nicht bloß Fähigkeiten gab, Sprache zu erfinden, sondern auch diese Fähigkeit zum Unterscheidungscharakter seines Wesens, und zur Triebfeder seiner vorzüglichen Richtung machte: so kam diese Kraft nicht anders als lebend aus ihrer Hand, und so konnte sie nicht anders als in eine Sphäre gesetzt seyn, in der sie wirken mußte. Lasset uns einige dieser Umstände und Anliegenheiten genauer betrachten, die den Menschen, da er mit der nächsten Anlage, sich Sprache zu bilden, in die Welt trat, sogleich zur Sprache veranlaßten; und da dieser Anliegenheiten viel sind, so bringe ich sie unter gewisse Hauptgesetze seiner Natur und seines Geschlechtes.

Erstes Naturgesetz.

Der Mensch ist ein freidenkendes, thätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwirken; darum sey er ein Geschöpf der Sprache!

Als ein nacktes, instinktloses Thier betrachtet, ist der Mensch das elendeste der Wesen. Da ist kein dunkler, angeborner Trieb, der ihn in sein Element und in seinen Wirkungskreis zu seinem Unterhalt und an sein Geschäft ziehe; kein Geruch und keine Witterung, die ihn auf die Kräuter hinreiße, damit er seinen Hunger stille; kein blinder, mechanischer Lehrmeister, der für ihn sein Nest baue. Schwach und unterliegend, dem Zwist der Elemente, dem Hunger, allen Gefahren, den Klauen aller stärkern Thiere, einem tausendfachen Tode überlassen, steht er da einsam und einzeln, ohne den unmittelbaren Unterricht seiner Schöpferinn, und ohne die sichere Leitung ihrer Hand, von allen Seiten also verloren. —

Doch so lebhaft dieß Bild ausgemahlt werde, so ist's nicht das Bild des Menschen, es ist nur Eine Seite seiner Oberfläche und auch die stehet im falschen Licht. Wenn Verstand und Besonnenheit die Naturgabe seiner Gattung ist, so mußte diese sich sogleich äußern, da sich die schwächere Sinnlichkeit und all das Klägliche seiner Entbehrungen äußerte. Das instinktlose, elende Geschöpf, das so verlassen aus den Händen der Natur kam, war auch vom ersten Augenblicke an das freithätige, vernünftige Geschöpf, das sich selbst helfen sollte, und nicht anders, als konnte. Alle Mängel und Bedürfnisse, als Thier, waren dringende Anlässe, sich mit allen Kräften als Mensch zu zeigen; so wie diese Kräfte der Menschheit nicht etwa bloß schwache Schadloshaltungen gegen die ihm versagten größern Thiervollkommenhei-

ten waren, wie eine neuere Philosophie (die große Gönnerinn der Thiere) will; sondern sie waren, ohne Vergleichung und eigentliche Gegeneinandermessung, seine Art. Der Mittelpunkt seiner Schwere, die Hauptrichtung seiner Seelenwirkungen fiel so auf diesen Verstand, auf menschliche Besonnenheit hin, wie bei der Biene sogleich auf's Saugen und Bauen.

Wenn es nun bewiesen ist, daß nicht die mindeste Handlung seines Verstandes ohne Merkwort geschehen konnte: so war auch das erste Moment der Besinnung, Moment zu innerer Entstehung der Sprache.

Man lasse ihm zu dieser ersten deutlichen Besinnung so viel Zeit, als man will; man lasse, nach Buffons Manier, dieß gewordne Geschöpf sich allmählig sammeln; man vergesse aber nicht, daß, gleich vom ersten Moment an, kein Thier, sondern ein Mensch, zwar noch kein Geschöpf von Besinnung, aber schon von Besonnenheit, in's Universum erwache. Nicht wie eine schwerfällige, unbehülfliche Maschine, die gehen sollte, und mit starren Gliedern nicht gehen kann; die sehen, hören, kosten sollte und, mit starren Säften im Auge, mit verhärtetem Ohre und mit versteinter Zunge nichts von alle diesem vermag; — Leute, die Zweifel der Art machen, sollten doch bedenken, daß dieser Mensch nicht aus Platons Höhle, aus einem finstern Kerker, wo er vom ersten Augenblick seines Lebens eine Reihe von Jahren hin, ohne Licht und Bewegung, sich mit offnen Augen blind und mit gesunden Gliedern ungelenk gesessen, sondern

daß er aus den Händen der Natur, im frischesten Zustande seiner Kräfte und Säfte, und mit der besten, nächsten Anlage kam, vom ersten Augenblicke an sich zu entwickeln. Ueber die ersten Momente der Sammlung und Leitung muß freilich die schaffende Vorsicht gewaltet haben — — doch es ist nicht Werk der Philosophie, das Wunderbare in diesen Momenten zu erklären, so wenig sie seine Schöpfung erklären kann. Sie nimmt ihn im ersten Zustande der freien Thätigkeit, im ersten vollen Gefühl seines gesunden Daseyns, und erklärt also diese Momente nur menschlich.

Nun darf ich mich auf das Vorige beziehen. Da hier keine metaphysische Trennung der Sinne statt findet; da die ganze Maschine empfindet, und gleich vom dunkeln Gefühl heraufarbeitet zur Besinnung; da dieser Punkt, die Empfindung des ersten deutlichen Merkmals, eben auf das Gehör, den mittlern Sinn zwischen Augen und Gefühl trifft: so ist die Genesis der Sprache ein so inneres Dringniß, wie der Drang des Embryo's zur Geburt bei dem Moment seiner Reife. Die ganze Natur stürmt auf den Menschen, um seine Sinne zu entwickeln, bis er Mensch sey. Und wie von diesem Zustande die Sprache anfängt, so „ist die ganze „Kette von Zuständen in der menschli„chen Seele von der Art, daß jeder die „Sprache fortbildet." —

Dieses große Gesetz der Naturordnung wollen wir näher betrachten.

Thiere verbinden ihre Gedanken dunkel oder klar, aber nicht deutlich. So wie freilich die

Gattungen, die nach Lebensart und Nervenbau dem Menschen am nächsten stehen, die Thiere des Feldes, oft viel Erinnerung, viel Gedächtniß, und in manchen Fällen ein stärkeres, als der Mensch zeigen: so ist's doch nur immer ein sinnliches Gedächtniß; und keines hat die Erinnerung je durch eine Handlung bewiesen, durch die es für sein ganzes Geschlecht seinen Zustand verbessert, und Erfahrungen generalisirt hätte, um sie in der Folge zu nutzen. Der Hund kann freilich die Gebehrde erkennen, die ihn geschlagen hat, und der Fuchs wird den unsichern Ort, wo ihm nachgestellt wurde, fliehen; aber keins von beiden vermag sich eine allgemeine Reflexion aufzuklären, wie es dieser schlagdrohenden Gebehrde, dieser Hinterlist der Jäger je auf immer entgehen könnte. Es blieb also nur immer bei dem einzelnen sinnlichen Falle hangen, und sein Gedächtniß wurde eine Reihe dieser sinnlichen Fälle, die sich produciren und reproduciren, nie aber „durch Ueberlegung" unter einander verbunden sind. Ein Mannichfaltiges ohne deutliche Einheit; ein Traum sehr sinnlicher, klarer, lebhafter Vorstellungen, ohne ein Hauptgesetz des hellen Wachens, das diesen Traum ordne.

Freilich ist unter diesen Geschlechtern und Gattungen noch ein großer Unterschied. Je enger der Kreis, je stärker die Sinnlichkeit und der Trieb, je einförmiger die Kunstfähigkeit und das Werk ihres Lebens ist: desto weniger ist, wenigstens für uns, die geringste Progression durch Erfahrung merklich.

e Biene bauet in ihrer Kindheit so, wie im Al=
, und wird zu Ende der Welt bauen, wie sie im
ginn der Schöpfung baute. Geschöpfe dieser
t sind einzelne Punkte, leuchtende Funken aus
n Licht des göttlichen Verstandes, die aber im=
r nur als dieselben Punkte leuchten. Ein erfahr=
r Fuchs hingegen unterscheidet sich schon sehr von
m ersten Lehrlinge der Jagd: er kennet schon viele
unstgriffe voraus, und sucht ihnen zu entweichen;
er woher kennet er sie? und wie sucht er ihnen zu
tweichen? Weil unmittelbar aus solcher und sol=
er Erfahrung das Gesetz dieser und keiner andern
andlung folgt. In keinem Falle wirkt bei ihm
eutliche Reflexion; denn werden nicht immer
e klügsten Füchse noch jetzt so berückt, wie vom
sten Jäger in der Welt der erste Fuchs berückt
urde? Bei dem Menschen waltet offenbar ein
nderes Naturgesetz über die Succession seiner
deen: *Besonnenheit*; sie waltet selbst noch
n sinnlichen Zustande, nur in ihm minder merklich.
Das unwissendste Geschöpf, wann er auf die Welt
ommt; aber sogleich wird er Lehrling der Natur
uf eine Weise, wie es kein Thier wird. Nicht
loß ein Tag lehrt den andern, sondern jede Minute
es Tages die andre, jeder Gedanke den andern.
Der Kunstgriff ist seiner Seele wesentlich, nichts
für diesen Augenblick zu lernen, sondern alles ent=
weder an das zu reihen, was sie schon wußte, oder
für das, was sie künftig daran zu knüpfen gedenkt,
aufzubewahren. Sie berechnet also ihren Vorrath,
den sie gesammelt hat, oder noch zu sammeln ge=
denkt, unaufhörlich; und so wird sie *eine Kraft*,

unverrückt, zu sammeln. Solch eine Ket[te] geht im Menschen bis an den Tod fort. Nie ist [er] gleichsam der ganze Mensch, sondern immer i[n] Entwicklung, im Fortgange, in Vervollkommnung. Eine Wirksamkeit hebt sich durch die andre; eine baut auf die andre; eine entwickelt sich aus der andern. Es werden Lebensalter, Epochen, die wir nur nach merklichen Stufen benennen und absondern, die aber, weil der Mensch nie fühlt, wie er wächset, sondern nur immer, wie er gewachsen ist, sich in ein Unendlich-Kleines theilen lassen. Wir wachsen immer aus einer Kindheit, so alt wir seyn mögen; sind immer im Gange, unruhig, ungesättigt. Das Wesentliche unsers Lebens ist nie Genuß, sondern immer Progression, und wir sind nie Menschen gewesen, bis wir — zu Ende gelebt haben; da hingegen die Biene schon die ganze Biene war, *als* sie ihre erste Zelle bauete. Zu allen Zeiten wirkt freilich dieß Gesetz der Vervollkommnung, der Progression durch Besonnenheit, nicht gleich merklich: ist aber das minder Merkliche deßwegen nicht da? Im Traume, im Gedankentraume denkt der Mensch nicht so ordentlich und deutlich, als wachend; deßwegen aber denkt er noch immer als ein Mensch, als Mensch in einem Mittelzustande. Bei einem Gesunden müssen seine Träume so gut eine Regel der Verbindung haben, als seine wachenden Gedanken; nur daß es nicht dieselbe Regel seyn, oder diese so einförmig wirken kann, als wenn er wachend denket. Selbst diese Ausnahmen zeugen also von der Gültigkeit des Hauptgesetzes; und die offenbaren Krankheiten und unnatürlichen Zustände, Ohn-

achten, Verrückungen u. s. w. bezeugen es noch
nehr. Nicht jede Handlung der Seele ist unmit=
elbar eine Folge der Besinnung, jede aber
ine Folge der Besonnenheit; aber keine,
o wie sie beim Menschen geschiehet, könnte sich äu=
ern, wenn Mensch nicht Mensch wäre, und nach
olchem Naturgesetz dächte.

„Konnte nun der erste Zustand der Besinnung des Menschen nicht ohne Wort der Seele wirklich werden, so werden alle Zustände der Besonnenheit in ihm sprachmäßig; seine Kette von Gedanken wird eine Kette von Worten."

Ich will nicht damit sagen, daß der Mensch jede
Empfindung seines dunkelsten Gefühls zu einem
Worte machen, oder sie nicht anders, als mittelst
eines Worts empfinden könne; da gerade umge=
kehrt bewiesen ist: „was sich bloß durch's dunkle
Gefühl empfinden läßt, ist keines Wortes für uns
fähig, weil es keines deutlichen Merkmals für uns
fähig ist." Die Basis der Menschheit ist also,
wenn wir von willkürlicher Sprache reden, unaus=
sprechlich. — — Ist aber Basis die ganze Figur?
Ist das Fußgestelle die ganze Bildsäule? und der
Mensch seiner ganzen Natur nach eine bloß dun=
kelfühlende Auster? Lasset uns also den
ganzen Faden seiner Gedanken vor uns neh=
men. Da er von Besonnenheit gewebt ist;
da sich in ihm kein Zustand findet, der, im Ganzen
genommen, nicht selbst Besinnung sey, oder
doch in Besinnung aufgeklärt werden könne;
da bei ihm das Gefühl nicht herrschet, sondern

die ganze Mitte seiner Natur auf feinere Sin
das Gesicht und Gehör, fällt, und diese ihm imm
fort Sprache geben: so folgt, daß, im Ganzen g
nommen, „auch kein Zustand in der mensc
„lichen Seele sey, der nicht wortfähig se
„oder wirklich durch Worte der Seele b
„stimmt werde.“ Es müßte der dunkelste Schwä
mer oder ein Vieh, der abstrakteste Göttterseher od
eine träumende Monade seyn, der ganz ohne Wo
dächte. Und in der menschlichen Seele ist, wie wir sel
in Träumen und bei Verrückten sehen, kein solcher Zu
stand möglich. So kühn es klinge, so ist's wah
der Mensch empfindet mit dem Ver
stande, und spricht, indem er denket. Un
indem er immer so fortdenket, und, wie wir gese
hen haben, jeden Gedanken in der Stille mit dem
vorigen und mit der Zukunft zusammenhält: so mu

„Jeder Zustand, der durch Reflexio
„so verkettet ist, ihn besser zu denken
„mithin auch besser zu sprechen, fort
„leiten.“ Lasset ihm den freien Gebrauch seine
Sinne. Da der Mittelpunkt dieses Gebrauchs i
Gesicht und Gehör fällt, wo jenes ihm Merkm
und dieses Ton zum Merkmale gibt: so wird mi
jedem leichtern, gebildetern Gebrauch dieser Sinne
auch seine Sprache fortgebildet. Lasset ihm
den freien Gebrauch seiner Seelenkräfte. D
der Mittelpunkt ihres Gebrauchs auf Besonnen
heit fällt, mithin nicht ohne Sprache ist, so wird
mit jedem leichtern, gebildetern Gebrauch der Be
sonnenheit, auch seine Sprache mehr gebildet.
Folglich wird „die Fortbildung der Sprache

„dem Menschen so natürlich, als seine
„Natur selbst.“

Wer ist nun, der den Umfang der Kräfte einer Menschenseele kenne, wenn sie sich zumal in aller Anstrengung gegen Schwierigkeiten und Gefahren äußern? Wer ist, der den Grad der Vollkommenheit bestimme, zu dem sie durch eine beständige, innig verwickelte, und so vielfache Fortbildung gelangen kann? Und da alles auf Sprache hinaus läuft, wie ansehnlich wird es schon, was ein einzelner Mensch zur Sprache sammeln muß! Mußte sich schon der Blinde und Stumme auf seinem einsamen Eilande eine dürftige Sprache schaffen: der gesunde Mensch, der Lehrling aller Sinne, der Lehrling der ganzen Welt, wie weit reicher muß er werden! Was soll er genießen? Thierische Sinne, einen Geruch der Witterung für die Kräuter, die ihm gesund, eine sichere Abneigung für die, so ihm schädlich sind, hat die Natur in dem Grade, wie sie solche den Thieren gab, ihm nicht gegeben. Er muß also versuchen, schmecken, wie die Europäer in Amerika den Thieren absehen, was eßbar sey, sich also Merkmale der Kräuter, mithin Sprache sammeln. Er hat nicht Stärke genug, um dem Löwen zu begegnen: er entweiche ihm also, kenne ihn von fern an seinem Schalle, und um ihm menschlich und mit Bedacht entweichen zu können, lerne er ihn und andre schädliche Thiere deutlich erkennen, mithin sie nennen. Je mehr er nun Erfahrungen sammelt, verschiedne Dinge und von verschiednen Seiten kennen zu lernen, desto reicher wird seine Sprache. Je öfter er diese Erfahrungen,

und die ihm daher gegebenen Merkmale bei sich wiederholet, desto fester und geläufiger wird seine Sprache. Je mehr er unterscheidet und unter einander ordnet, desto geordneter wird seine Sprache. Dieß Geschäft Jahre durch in einem muntern Leben, unter steten Abwechselungen, in einem beständigen Kampf mit Schwierigkeiten und mit der Nothdurft, unter einer beständigen Neuheit der Gegenstände fortgesezt: gäbe dieß einen Anfang zur Sprache, der unbeträchtlich wäre? Und, siehe! es ist nur das Leben eines einzigen Menschen.

Ein stummer Mensch, in dem Verstande, wie es die Thiere sind, der auch in seiner Seele kein Wort denken könnte, wäre das traurigste, verlassenste Geschöpf der Schöpfung, und gewissermaßen der größte Widerspruch mit sich *selbst*. Im ganzen Universum gleichsam allein und einsam; an nichts geheftet und dennoch für alles da; durch nichts Fremdes gesichert, und durch sich selbst noch minder, muß der Mensch entweder unterliegen, oder über alles herrschen; mit dem Plan einer Weisheit, deren kein Thier fähig ist, entweder von allem Besitz nehmen, oder umkommen. „Sey nichts, oder Monarch der Schöpfung durch deinen Verstand! Vergehe, oder schaffe dir Sprache!" Und wenn sich nun in diesem andringenden Kreise von Bedürfnissen alle Seelenkräfte sammeln, wenn die ganze Menschheit, Mensch zu seyn, strebet, wie viel kann erfunden, wie viel kann gethan und geordnet werden!

Wir gesellschaftlichen Menschen denken uns in einen

einen solchen Zustand immer nur zitternd hinein. „Ei, sagt man, wenn der Mensch sich gegen alles „auf eine so langsame, schwache, unhinreichende Art „erst retten soll durch Vernunft, durch Ueberlegung: „wie langsam überlegt diese! und wie schnell, wie „andringend sind seine Bedürfnisse, seine Gefahren!" — — Es kann dieser Einwurf freilich mit Beispielen sehr ausgeschmückt werden; er streitet aber gegen eine ganz andre Spitze. Unsre Gesellschaft, die viele Menschen zusammengebracht hat, daß sie mit ihren Fähigkeiten und Verrichtungen eins seyn sollen, muß von Jugend auf Fähigkeiten vertheilen und Gelegenheiten ausspenden, daß eine vor der andern gebildet werde. So wird der eine Mensch für die Gesellschaft gleichsam ganz Algebra, ganz Vernunft; so wie sie am andern bloß Herz, Muth und Faust braucht. Der nutzt ihr, daß er kein Genie und viel Fleiß; jener, daß er Genie in Einem und in allem Andern nichts habe. Jedes Triebrad muß sein Verhältniß und Stelle halten; sonst machen sie kein Ganzes einer Maschine. Aber daß man diese Vertheilung der Seelenkräfte, da man viele merklich erstickt, um in Einer andre zu übertreffen, nicht in den Zustand eines natürlichen Menschen übertrage! Setzet einen Philosophen, der, in der Gesellschaft geboren und erzogen, nichts als seinen Kopf zum Denken und seine Hand zum Schreiben geübt hat, setzet ihn mit einmal aus allem Schutz, aus allen gegenseitigen Bequemlichkeiten, die ihm die Gesellschaft für seine einseitigen Dienste leistet, hinaus; er soll sich selbst in einem unbekannten Lande Unterhalt suchen, gegen die Thiere kämpfen, und in allem sein eigner Schutz=

gott seyn: wie verlegen wird er sich dabei finden! Er hat dazu weder Sinne noch Kräfte, noch Uebung in beiden. Vielleicht hat er in den Irrgängen seiner Abstraktion, Geruch, Gesicht und Gehör und rasche Erfindungsgabe, und gewiß jenen Muth, jene schnelle Entschließung verloren, die sich nur unter Gefahren bildet und äußert, die in steter, neuer Wirksamkeit seyn will, oder entschläft. Ist er nun in Jahren, wo der Lebensquell seiner Geister schon stille stehet, oder zu vertrocknen anfängt: so wird es freilich ewig zu spät seyn, ihn in diesen Kreis hineinbilden zu wollen; — dieß ist aber nicht der gegebene Fall. Alle die Versuche zur Sprache, die ich anführe, wurden nicht gemacht, um philosophische Versuche zu seyn. Die Merkmale der Kräuter wurden nicht ausgefunden, wie sie Linnee classificirt; die ersten Erfahrungen sind nicht kalte, vernunftlangsame, sorgsam abstrahirende Experimente, wie sie der einsame Philosoph macht, wenn er der Natur in ihrem verborgnen Gange nachschleicht, und nicht sowohl wissen will, daß, sondern wie sie wirke. Daran war eben dem ersten Erdbewohner am wenigsten gelegen. Es durfte ihm nicht demonstrirt werden, daß dieß oder jenes Kraut giftig sey; es war nicht nöthig, daß er vom Löwen erst angefallen würde, um sich vor ihm fürchten zu lernen. Seine Schüchternheit mit seiner Schwachheit, seine Besonnenheit mit aller Feinheit seiner Seelenkräfte verbunden, war genug, ihm einen behaglichen Zustand zu verschaffen, da die Natur selbst diese Triebfedern dazu für genugsam erkannt hatte. Wenn wir also durchaus keinen schüchternen, abstrakten Philosophen zum Erfinder der Sprache nö-

thig haben, und der rohe Naturmensch, der seine Seele, wie seinen Körper, noch ganz aus Einem Stück fühlet, uns mehr, als alle sprachschaffenden Akademien ist: so wollen wir uns auch keinen Gelehrten zum Muster der Sprachschöpfung nehmen, und überhaupt einander nicht Staub in die Augen streuen, um bewiesen zu haben, der Mensch könne nicht sehen, weil unser bestäubtes Auge nicht zu sehen vermag.

Süßmilch hat einen ganzen Abschnitt*) darauf verwandt, um zu zeigen, „wie unmöglich sich der „Mensch eine Sprache habe fortbilden können, „wenn er sie auch durch Nachahmung erfunden „hätte." Daß das Erfinden durch bloße Nachahmung ohne menschliche Seele wenig Sinn habe, ist bewiesen, und wäre der Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache dieser Sache demonstrativ gewiß gewesen: so hätte er gegen einen bloßen Unsinn nicht eine Menge halbwahrer Gründe zusammentragen dürfen, die jezt gegen eine menschliche Erfindung der Sprache durch Verstand sämmtlich nichts beweisen. Ich kann den ganzen Abschnitt, so verflochten mit willkürlich angenommenen Heischesätzen und falschen Axiomen über die Natur der Sprache er ist, hier nicht ganz auseinandersetzen; ich nehme also nur so viel heraus, als nöthig ist, darzuthun: „daß in seinen Einwürfen die Na„tur einer sich fortbildenden menschlichen „Sprache und einer sich fortbildenden „menschlichen Seele durchaus verkannt „sey."

*) Abschnitt 3.

„Wenn man annimmt, daß die Einwohner der „ersten Welt nur aus etlichen tausend Familien be„standen hätten, da das Licht des Verstandes durch „den Gebrauch der Sprache schon so helle geschienen, „daß sie eingesehen, was die Sprache sey und daß „sie also an die Verbesserung dieses herrlichen Mit„tels haben können anfangen zu denken: so — — *)" aber von diesen Vordersätzen nimmt niemand nichts an. Mußte man's erst in späten Generationen einsehen lernen, was Sprache sey? Der erste Mensch sah es ein, da er den ersten Gedanken dachte. Mußte man erst in späten Generationen so weit kommen, es einzusehen, daß die Sprache zu verbessern gut sey? Der erste Mensch sah es jedesmal ein, wenn er seine ersten Merkmale besser ordnen, berichtigen, unterscheiden und zusammensetzen lernte, und verbesserte damit jedesmal unmittelbar die Sprache, wenn er so etwas von neuem lernte. Und dann, wie hätte sich doch durch tausend Familien hin das Licht des Verstandes durch die Sprache so helle aufklären können, wenn im Lauf dieser Generationen sich nicht schon die Sprache selbst aufgeklärt hätte. Also wäre eine Aufklärng ohne Verbesserung möglich? Und hinter einer Verbesserung tausend Familien hindurch noch der Anfang zu einer Verbesserung unmöglich? —

„Würde aber nicht ein ganz unentbehrliches „Hülfsmittel dieses philosophischen und philologi„schen Collegii, Schrift, müssen angenommen „werden?" Nein! denn sie war kein philosophisch

*) S. 80. 81.

und philologisches Collegium, diese erste natürliche, lebendige Fortbildung der Sprache; und was könnte der Philosoph und Philolog in seinem todten Museum an einer Sprache verbessern, die in aller ihrer Wirksamkeit lebt?

„Sollen denn nun alle Völker auf gleiche Weise „mit der Verbesserung zu Werk gegangen seyn?“ Ganz auf gleiche Weise, denn sie gingen alle menschlich: so daß wir uns hier in den wesentlichen Rudimenten der Sprache eins für alle anzunehmen getrauen. Wenn das aber das größte Wunder seyn soll,*) daß alle Sprachen acht partes Orationis haben: so ist wieder das Faktum sowohl, als der Schluß unrichtig. Nicht alle Sprachen haben von allen Zeiten herunter achte gehabt, sondern der erste Blick in die Bauart einer Sprache zeigt, daß diese achte sich auseinander allmählig entwickelt haben. In den ältesten sind Verba eher gewesen, als Nomina, und vielleicht Interjektionen eher, als selbst regelmäßige Verba. In den spätern sind Nomina mit Verbis gleich zusammen abgeleitet; allein selbst von der griechischen Sprache sagt Aristoteles, daß auch in ihr dieß anfangs alle Redetheile gewesen, und die anderen sich nur später durch die Grammatiker aus jenen entwickelt haben. Von der Huronischen habe ich eben dasselbe gelesen, und von den Morgenländischen ist's offenbar. Ja was wäre es denn endlich für ein Kunststück, die willkürliche und zum Theil unphilosophische Abstraktion der Grammatiker in acht partes Orationis? Ist sie so

*) §. 31. 34.

regelmäßig und göttlich, als die Form einer Bienenzelle? Und wenn sie's wäre, ist sie nicht durchaus aus der menschlichen Seele erklärbar?

„Und was sollte die Menschen zu dieser höchst„sauren Arbeit der Verbesserung gereizet haben?“ Es war durchaus keine saure, spekulative Stubenarbeit, durchaus keine abstrakte Verbesserung a priori: also bedurfte es gewiß auch keiner Anreizungen dazu, die nur in unserm Zustande der verfeinerten Gesellschaft statt finden. Ich muß hier meinen Philosophen ganz verlassen. Er nimmt an, daß „die ersten Ver„besserer recht gute philosophische Köpfe gewesen seyn „müßten, die gewiß weiter und tiefer gesehen, als „die meisten Gelehrten jetzt in Ansehung der Sprache „und ihrer innern Beschaffenheit zu thun pflegen.“ Er nimmt an, daß „diese Gelehrte überall erkannt „haben müßten, daß ihre Sprache unvollkommen, „und daß sie einer Verbesserung nicht nur fähig, son„dern auch bedürftig sey.“ Er nimmt an, daß „sie „den Zweck der Sprache haben gehörig beurtheilen „müssen u. s. w., daß die Vorstellung dieses zu er„langenden Gutes hinlänglich stark und lebhaft ge„nug gewesen seyn müsse, um ein Bewegungsgrund „zur Uebernehmung dieser schweren Arbeit zu wer„den.“ Kurz, der Philosoph unsers Zeitalters wollte sich auch aus allem Zufälligen desselben keinen Schritt hinauswagen, und konnte also auch nach solchem Gesichtspunkte von der Entstehung einer Sprache, wie mich dünkt, nicht anders, als mangelhaft schreiben. In unserm Jahrhundert freilich hätte jene Sprache so wenig entstehen können, als sie entstehen darf.

Aber kennen wir denn nicht Menschen in so verschiednen Zeitaltern, Gegenden und Stufen der Bildung, daß uns dieß veränderte große Schauspiel nicht sicherer auf die erste Scene schließen lehrte? Wissen wir nicht, daß eben in den Winkeln der Erde, wo noch die Vernunft am wenigsten in die feine, gesellschaftliche, vielseitige, gelehrte Form gegossen ist, noch Sinnlichkeit und roher Scharfsinn, Schlauheit und muthige Wirksamkeit, Leidenschaft und Erfindungsgeist, kurz, die ganze ungetheilte menschliche Seele am lebhaftesten wirke? Am lebhaftesten wirke, weil sie noch auf keine langweilige Regeln gebracht, immer in einem Kreise von Bedürfnissen, von Gefahren, von andringenden Erfordernissen ganz lebt, und sich immer neu und ganz fühlet. Da, nur da zeigt sie Kräfte, sich Sprache zu bilden und fortzubilden; da hat sie Sinnlichkeit und gleichsam Instinkt genug, um den ganzen Laut, alle sich äußernden Merkmale der lebendigen Natur so ganz zu empfinden und aufzufassen, wie wir nicht mehr können; und, wenn die Besinnung alsdann Eins derselben lostrennet, es so stark und innig zu nennen, als wir's nicht nennen würden. Je minder die Seelenkräfte noch entwickelt sind, und jede zu einer eignen Sphäre gerichtet worden: desto stärker wirken alle zusammen, desto inniger ist der Mittelpunkt ihrer Intensität. Nehmet aber diesen großen unzerbrechlichen Pfeilbund auseinander: und ihr könnt zwar alle einzelnen Pfeile zerbrechen, ihr werdet aber auch gewiß mit keinem Stabe die Wunder thun, die bloß durch ihre Vereinigung gethan werden konnten. Mit der einzigen kalten Ab=

straktionsgabe der Philosophen werdet ihr nie Sprache erfinden. — Das aber war nicht unsre Frage; denn ohne Zweifel drang jener Weltsinn tiefer, und bei dem beständigen Zusammenstrom aller Sinne, in dessen Mittelpunkt immer der innere Sinn wachte, waren immer neue Merkmale, Ordnungen, Gesichtspunkte, schnelle Schlußarten gegenwärtig: also gab es immer neue Bereicherungen der Sprache. Wenn man also nicht auf acht partes Orationis rechnen will, so empfing die menschliche Seele ihre besten Eingebungen zur Ausbildung der Sprache, so lange sie noch ohne alle Anreizungen der Gesellschaft sich selbst desto mächtiger anreizte, und sich alle die Thätigkeit der Empfindung und des Gedankens gab, die sie sich nach innerm Drange und nach äußern Erfordernissen geben mußte. Da gebar sich also die Sprache mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kräfte.

Es ist beinahe unbegreiflich, wie unser Jahrhundert sich so tief in die Schatten, in die dunkeln Werkstätten des Kunstmäßigen verlieren kann, um das weite, helle Licht der uneingekerkerten Natur in andern Jahrhunderten auch nicht erkennen zu wollen. Aus den größten Heldenthaten des menschlichen Geistes, die er nur im Zusammenstoß der lebendigen Welt thun und äußern konnte, sind Schulübungen im Staube unsrer Lehrkerker; aus den Meisterstücken menschlicher Dichtkunst und Beredtsamkeit Kindereien geworden, an welchen greise Kinder und junge Kinder Phrases lernen und Regeln klauben. Wir haschen ihre Formalitäten und haben ihren Geist verloren; wir lernen ihre Sprache und fühlen kaum die

lebendige Welt ihrer Gedanken. Derselbe Fall ist's mit unsern Urtheilen über das Meisterstück des menschlichen Geistes, die Bildung der Sprache überhaupt. Da soll uns das todte Nachdenken Dinge lehren, die bloß aus dem lebendigen Hauche der Welt, aus dem Geiste der großen wirksamen Natur den Menschen beseelen, ihn aufrufen und fortbilden konnten. Da sollen die stumpfen, späten Gesetze der Grammatiker das Göttlichste seyn, das wir verehren, und dabei die wahre göttliche Sprachnatur vergessen, die sich mit dem menschlichen Geiste vereint bildete, so unregelmäßig sie uns auch scheine. Die Sprachbildung ist in die Schatten der Schule gewichen, aus denen sie nichts mehr für die lebendige Welt wirket: drum soll auch nie eine hellere Welt gewesen seyn, in der die ersten Sprachbildner leben, fühlen, schaffen und dichten mußten. — Ich berufe mich auf das Gefühl derer, die den Menschen im Grunde seiner Kräfte, die das Mächtige, Große in den Sprachen der Wilden, ja das Wesen der Sprache überhaupt nicht verkennen. — Daher fahre ich fort:

Zweites Naturgesetz.

Der Mensch ist, seiner Bestimmung nach, ein Geschöpf der Heerde, der Gesellschaft; die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, nothwendig.

Das menschliche Weib hat keine Jahrszeit der Brunst, wie die Thierweiber, und die Zeugungskraft des Mannes ist nicht so ungebändigt, aber fortwäh=

rend. Wenn nun Störche und Tauben Ehen haben, so wüßte ich nicht, warum sie der Mensch aus mehrern Ursachen nicht haben sollte?

Der Mensch, gegen den struppigen Bär und den borstigen Igel gesetzt, ist ein schwächeres, dürftigeres, nackteres Thier: er hat Höhlen nöthig, und diese werden, mit den vorigen Veranlassungen zusammen genommen, sehr natürlich gemeinschaftliche Höhlen.

Der Mensch ist ein schwächeres Thier, das in mehrern Himmelsgegenden sehr übel den Jahreszeiten ausgesetzt wäre: das menschliche Weib hat also als Schwangere, als Gebärerinn, einer gesellschaftlichen Hülfe mehr nöthig, als der Straus, der seine Eier in die Wüste leget.

Endlich insonderheit das menschliche Junge, der auf die Welt gesetzte Säugling, wie sehr ist er ein Vasall menschlicher Hülfe und geselliger Erbarmung! Aus einem Zustande, wo er als Pflanze am Herzen seiner Mutter hing, wird er auf die Erde geworfen — das schwächste, hülfloseste Geschöpf unter allen Thieren, wenn nicht mütterliche Brüste da wären, ihn zu nähren, und väterliche Kniee ihm entgegen kämen, um ihn als Sohn aufzunehmen. Wem leuchtet hiemit nicht eine Haushaltung der Natur zur Gesellung der Menschheit entgegen? und zwar die so unmittelbar, so nahe am Instinkt ist, als es bei einem besonnenen Geschöpf seyn konnte. —

Ich muß den letzten Punkt mehr entwickeln, denn in ihm zeigt sich das Werk der Natur am augenscheinlichsten, und mein Schluß wird hieraus um desto

schneller. Wenn man, wie unsre groben Epikurder thun, aus blinder Wollust oder aus unmittelbarem Eigennutz alles erklären will: woher erklärt sich das Gefühl der Eltern gegen Kinder, sammt den starken Banden, die dadurch bewirkt werden? Siehe diesen armen Erdbewohner! Er kommt elend auf die Welt, ohne zu wissen, daß er elend sey; er ist der Erbarmung bedürftig, ohne daß er sich ihrer im mindesten werth machen könnte; er weinet — aber selbst dieß Weinen müßte so beschwerlich werden, als das Geheul des Philoktetes, der doch so viel Verdienste um sie hatte, den Griechen war, die ihn der wüsten Insel übergaben. Hier müßten also, nach unsrer kalten Philosophie, die Bande der Natur am ehesten reißen, wo sie am stärksten wirken! Die Mutter hat sich der Frucht, die ihr so viel Ungemach machte, endlich mit Schmerzen entledigt; kommt's bloß auf wildes Vergnügen und auf neue Wollust an, so wirft sie sie weg. Der Vater, der seine Brunst längst gekühlet hatte, was soll er sich weiter um Mutter und Kind, als um Gegenstände seiner Mühe, bekümmern: er läuft, wie Rousseau's Mannthier, in den Wald und sucht sich einen andern Gegenstand seines thierischen Vergnügens. — Wie ganz umgekehrt ist hier die Ordnung der Natur bei Thieren und bei Menschen; und wie weiser ist sie! Eben die Schmerzen und Ungemächlichkeiten vermehren die mütterliche Liebe. Das Bejammerns- und nicht Liebenswürdige des Säuglings, das Hinfällige seines Temperaments, die beschwerliche, verdrießliche Mühe der Erziehung verdoppelt die Regungen seiner Eltern. Die Mutter sieht den Sohn mit wär-

merer Wallung an, der ihr die meisten Schmerz gekostet, der ihr am öftesten mit seinem Abschied gedrohet, auf den ihre meisten Zähren des Kummers flossen. Der Vater sieht den Sohn mit wärmerer Wallung an, den er frühe aus einer Gefahr riß, den er mit der größten Mühewaltung erzog, der ihm im Unterricht und Bildung das Meiste kostete. Und so weiß auch „im Ganzen des Geschlechts die „Natur aus der Schwachheit Stärke zu machen." Eben deßwegen kommt der Mensch so schwach, so dürftig, so verlassen von dem Unterricht der Natur, so ganz ohne Fertigkeiten auf die Welt, wie kein Thier, damit er, wie kein Thier, „eine „Erziehung genieße, und das menschliche Ge„schlecht, wie kein Thiergeschlecht, ein innigver„bundenes Ganze werde!"

Die jungen Enten entschlüpfen der Henne, die sie ausgebrütet, und hören, vergnügt in dem Elemente plätschernd, in welches sie der Ruf der mütterlichen Natur hinzog, die warnende, rufende Stimme ihrer Stiefmutter nicht, die am Ufer jammert. So würde es das Menschenkind auch machen, wenn es mit dem Instinkt der Ente auf die Welt käme. Jeder Vogel bringt die Geschicklichkeit, Nester zu bauen, aus seinem Ei, und nimmt sie auch, ohne sie fortzupflanzen, in sein Grab; die Natur hat für ihn unterrichtet. Alles bleibt also in ihrem Geschäft einzeln, das unmittelbare Werk der Natur, und so wird „keine Progression der Seele des „Geschlechts," kein Ganzes, wie es die Natur am Menschen wollte. Den band sie also durch Noth und durch einen zuvorkommenden Elterntrieb, für

en die Griechen das Wort *στοργη* hatten, an sein
Geschlecht, und knüpfte dadurch „ein Band des Un-
terrichts und der Erziehung," das ihm we-
sentlich würde. Da hatten Eltern den Kreis ihrer
Ideen nicht für sich gesammelt; er war zugleich
da, um mitgetheilt zu werden, und der Sohn
hat den Vortheil, den Reichthum ihres Geistes schon
frühe, wie im Auszuge zu erheben. Jene tragen
die Schuld der Natur ab, indem sie lehren; diese
füllen das ideenlose Bedürfniß ihrer Natur aus, in-
dem sie lernen; so wie sie nachher wieder ihre Schuld
der Natur abtragen werden, diesen Reichthum, mit
eignem Gute vermehrt, weiter fortzupflanzen. Kein
einzelner Mensch ist für sich da; „er ist, in das
„Ganze des Geschlechts eingewebet, er ist
„nur Eins für die fortgehende Folge."

Was dieß auf die ganze Kette des Geschlechts für Wirkung habe, sehen wir später; hier schränken wir uns nur auf den Zusammenhang der ersten zween Ringe ein: auf „die Bildung einer Fami-„liendenkart durch den Unterricht der Er-„ziehung;" — und

Da der Unterricht der eignen Seele, der Ideenkreis der Elternsprache ist: so wird „die Fortbildung des menschlichen Un-„terrichts durch den Geist der Familie, durch „den die Natur das ganze Geschlecht verknüpft hat, „auch Fortbildung der Sprache."

Warum hängt dieser Unmündige so schwach und unwissend an den Brüsten seiner Mutter, an den Knieen seines Vaters? Damit er lehrbegierig sey und Sprache lerne. Er ist schwach, damit sein Ge-

schlecht stark werde. Nun theilt sich ihm mit der Sprache die Seele, die Denkart seiner Erzeuger mit; und sie theilen es ihm gerne mit, weil es ihr Selbstgedachtes, Selbstgefühltes, Selbsterfundenes ist, was sie mittheilen. Der Säugling, der die ersten Worte sammelt, stammelt die Gefühle seiner Eltern wieder, und schwört mit jedem frühen Stammeln, nach welchem sich seine Zunge und Seele bildet, diese Gefühle zu verewigen, so wahr er sie Vater- oder Muttersprache nennet. Lebenslang werden diese ersten Eindrücke seiner Kindheit, diese Bilder aus der Seele und aus dem Herzen seiner Eltern in ihm leben; mit dem Worte wird das ganze Gefühl wiederkommen, was damals frühe seine Seele überströmte; mit der Idee des Worts alle Nebenideen, die ihm damals, bei diesem neuen frühen Morgenblick in das Reich der Schöpfung, vorlagen — sie werden wiederkommen und mächtiger wirken, als die reine, klare Hauptidee selbst. Das wird also Familiendenkart, und mithin Familiensprache. Da steht nun der Philosoph und fragt: „durch welches „Gesetz denn wohl die Menschen ihre willkürlich-er„fundene Sprache einander hätten aufdringen, und „den andern Theil hätten veranlassen können, das „Gesetz anzunehmen?" Diese Frage, über die Rousseau so pathetisch, und ein andrer Schriftsteller so lange predigt, beantwortet sich, wenn wir einen Blick in „die Oekonomie der Natur des „menschlichen Geschlechts" thun, von selbst, und man bewundert die leichten Wege, auf welchen sie ihre Zwecke erreichte.

Ist sie nicht Gesetz und Verewigung genug, diese

Familienfortbildung der Sprache? Das Weib, in der Natur so sehr der schwächere Theil, muß von dem erfahrnen, versorgenden, sprachbildenden Manne Gesetz annehmen, wenn es ja Gesetz heißen soll, was bloß milde Wohlthat des Unterrichts ist. Das schwache Kind, das so eigentlich ein Unmündiger heißt, muß Sprache annehmen, da es mit ihr die Milch seiner Mutter und den Geist seines Vaters genießet, und diese Sprache muß verewigt werden, wenn etwas verewigt wird. O die Gesetze der Natur sind mächtiger, als alle Conventionen, die die schlaue Politik schließet, und der Philosoph aufzählen will. Die Worte der Kindheit, diese unsre frühen Gespielen in die Morgenröthe des Lebens, mit denen sich unsre ganze Seele zusammen bildete — wann werden wir sie verkennen? Wann werden wir sie vergessen? Unsre Muttersprache war ja zugleich die erste Welt, die wir sahen, die ersten Empfindungen, die wir fühlten, die erste Wirksamkeit und Freude, die wir genossen. Die Nebenideen von Ort und Zeit, von Liebe und Haß, von Freude und Thätigkeit, und was die feurige, aufwallende Jugendseele sich dabei dachte, wird alles mit verewigt — nun wird die Sprache schon Stamm!

Und je kleiner dieser Stamm ist, desto mehr gewinnt er an innerer Stärke. Unsre Väter, die nichts selbst gedacht, nichts selbst erfunden, die alles mechanisch gelernt haben: was bekümmern sich diese um den Unterricht ihrer Söhne? um Verewigung dessen, was sie selbst nur wie im Traume besitzen? Aber der erste Vater, die ersten dürftigen Spracherfinder, die fast an jedem Worte die Arbeit

ihrer Seele hingaben, die überall in der Sprache noch den warmen Schweiß fühlten, den er ihrer Wirksamkeit gekostet — welchen Informator konnten die bestellen? Die ganze Sprache ihrer Kinder war ein Dialekt ihrer Gedanken, ein Loblied ihrer Thaten, wie die Lieder Ossians auf seinen Vater Fingal.

Rousseau und andre haben viel Paradoxes über den Ursprung und das Anrecht des ersten Eigenthums gesagt; und doch, hätte der erste nur die Natur seines Thiermenschen befragt, so hätte der ihm geantwortet. Warum gehört diese Blume der Biene, die auf ihr sauget? Die Biene wird antworten: weil mich die Natur zu diesem Saugen gemacht hat; mein Instinkt, der auf diese und keine andre Blume hinfällt, ist mir Diktator genug, der mir sie und ihren Garten zum Eigenthum anweise. Wenn wir nun den ersten Menschen fragen: „Wer hat dir das „Recht auf diese Kräuter gegeben?" Was kann er antworten, als: „die Natur, die mir Besinnung gab; diese Kräuter habe ich mit Mühe kennen gelernt, mit Mühe habe ich sie mein Weib und meinen Sohn kennen gelehrt, wir alle leben von ihnen; ich habe mehr Recht daran, als die Biene, die darauf summet, und das Vieh, das darauf weidet; denn alle die haben die Mühe des Kennenlernens und Kennenlehrens nicht gehabt! Jeder Gedanke also, den ich darauf zeichne, ist ein Siegel meines Eigenthums, und wer mich davon vertreibet, der nimmt mir nicht bloß mein Leben, wenn ich diesen Unterhalt nicht wieder finde, sondern wirklich auch den Werth meiner verlebten Jahre, meinen Schweiß, meine

Mü=

Mühe, meine Gedanken, meine Sprache — ich habe sie mir erworben! — Und sollte für den Erstling der Menschheit eine solche Signatur der Seele auf eine Sache, durch Kennenlernen, durch Merkmal, durch Sprache, nicht mehr Recht des Eigenthums seyn, als ein Stempel in der Münze?

„Wie viel Ordnung und Ausbildung bekommt die Sprache also schon eben damit, daß sie „väterliche Lehre wird!" Wer lernt nicht, indem er lehret? Wer versichert sich nicht seiner Ideen, wer mustert nicht seine Worte, indem er sie andern mittheilt, und sie so oft von den Lippen des Unmündigen stammeln höret? Hier gewinnt also die Sprache schon eine Form der Kunst, der Methode; hier wurde die erste Grammatik, die ein Abdruck der menschlichen Seele und ihrer natürlichen Logik war, schon durch eine scharfprüfende Censur berichtigt.

Rousseau, der hier nach seiner Art aufruft: „was hatte denn die Mutter ihrem Kinde viel zu sa„gen? hatte das Kind nicht seiner Mutter mehr zu „sagen? woher lernte denn dieß schon Sprache, sie „seine Mutter zu lehren?" macht auch hier, wie gewöhnlich, ein panisches Feldgeschrei. Allerdings hatte die Mutter mehr das Kind zu lehren, als das Kind die Mutter, weil jene es mehr lehren konnte, und weil der mütterliche Instinkt, Liebe und Mitleiden, den Rousseau aus Barmherzigkeit den Thieren zugibt und aus Großmuth seinem Geschlecht versaget, sie zu diesem Unterrichte, wie der Ueberfluß der Milch zum Säugen, zwang. Sehen wir nicht selbst an manchen Thieren, daß die Eltern ihre

Jungen zu ihrer Lebensart gewöhnen? und wenn denn ein Vater seinen Sohn von früher Jugend an zur Jagd gewöhnte, ging dieß ohne Unterricht und Sprache ab? „Ein solches Wörterdiktiren zeigte „aber schon eine gebildete Sprache an, die man „lehrt; nicht eine, die sich erst bildet!“ Abermal kein Unterschied, der eine Ausnahme machen dürfe. Freilich war die Sprache schon in dem Vater, in der Mutter gebildet, die solche ihren Kindern lehrten; aber durfte deßwegen schon die Sprache ganz gebildet seyn, auch die, die sie nicht lehrten? Konnten die Kinder in einer neueren, weiteren, feineren Welt nicht mehr dazu erfinden? oder ist eine zum Theil gebildete, sich aber weiter fortbildende Sprache ein Widerspruch? Wann ist die französische, durch Akademien, Autoren und Wörterbücher sehr gebildete Sprache, denn so zu Ende gebildet, daß sie sich mit jedem neuen originalen Autor, ja mit jedem Kopfe, der neuen Ton in die Gesellschaft bringt, nicht neu bilden, oder mißbilden müßte? —

Ein andrer Vertheidiger der gegenseitigen Meinung fragt: „wie doch je die Menschen aus Noth„durft ihre Sprache hätten fortbilden wollen, wenn „sie Lukrezens mutum et turpe pecus gewesen wä„ren?“ und läßt sich auf eine Menge halbwahrer Instanzen der Wilden ein. Ich antworte bloß: Niemals! Niemals hätten sie es wollen und können, wenn sie ein mutum pecus gewesen wären. Sind aber die Wilden von der Art? ist die barbarischste menschliche Nation ohne Sprache? Und ist denn je der Mensch, als etwa in der Abstraktion der Philo-

sophen und in einigen alten Mährchen, ein solches mutum pecus gewesen?

Er fragt: „ob denn wohl, da alle Thiere Zwang „scheuen, und alle Menschen Faulheit lieben, es je „von den Orenocks des Condamine erwartet „werden könne, daß sie ihre langgedehnte, achtsyl„bige, schwere und höchstbeschwerliche Sprache än„dern und verbessern sollten?“ Und ich antworte: zuerst ist wieder das Faktum unrichtig, wie fast alle, die er anführt.*) „Ihre langgedehnte, acht„sylbige Sprache?“ das ist sie nicht. Condamine sagt bloß: sie sey so eigen organisirt, daß, wo sie drei oder vier Sylben aussprechen, wir sieben bis acht schreiben müßten, und doch hätten wir sie noch nicht ganz geschrieben. Und dann „schwer, höchst„beschwerlich?“ Für wen ist sie dieß anders, als für Fremde? Und für die sollen sie sie ausbessern? Für einen kommenden Franzosen, der je kaum eine andre Sprache, als die seinige, ohne sie zu verstümmeln, lernt, sollen sie sie verbessern und franzisiren? Hätten aber deßwegen die Orenocker noch nichts in ihrer Sprache, ja sich noch gar keine Sprache gebildet, weil sie den Genius, der ihnen so eigen ist, um einen herabschiffenden Fremdling nicht vertauschen mögen? Ja gesetzt, sie bildeten auch nichts mehr in ihrer Sprache, auch nicht für sich: ist man denn nie gewachsen, wenn man nicht mehr wächst? und hätten die Wilden nichts gethan, weil sie nichts gern ohne Noth thun? —

Gegentheils, welch ein Schatz ist jede Fa-

*) Süßmilch.

millensprache für ein werdendes Geschlecht! Fast in allen kleinen Nationen aller Welttheile, so wenig gebildet sie seyn mögen, sind Lieder von ihren Vätern, Gesänge von den Thaten ihrer Vorfahren das Heiligthum ihrer Sprache, Geschichte und Dichtkunst: sie sind ihre Weisheit und Aufmunterung, ihr Unterricht, ihre Spiele und Tänze. Die Griechen sangen von ihren Argonauten, von Herkules und Bacchus, von Helden und Trojabezwingern, und die Celten von den Vätern ihrer Stämme, von Fingal und Ossian. Unter Peruanern und Nordamerikanern, auf den caraibischen und marianischen Inseln herrscht noch dieser Ursprung der Stammessprache in den Liedern ihrer Stämme und Väter; so wie fast in allen Theilen der Welt Vater und Mutter ähnliche Namen haben. Nun läßt sich auch anmerken, warum unter so manchen Völkern, von denen *wir* Beispiele anführten, das männliche und weibliche Geschlecht fast zwo verschiedene Sprachen habe, nämlich weil beide nach den Sitten der Nation, als das edle und unedle Geschlecht, fast zwei ganz abgetrennte Völker ausmachen, die nicht einmal zusammen speisen. Nachdem nun die Erziehung väterlich oder mütterlich war, nach dem mußte auch die Sprache Vater= oder Muttersprache werden, so wie nach der Sitte der Römer sie gar häusliche Knechtssprache, lingua vernacula, ward.

Drittes Naturgesetz.

Da das ganze menschliche Geschlecht unmöglich Eine Heerde bleiben konnte: so konnte es auch nicht Eine Sprache behalten. Es ward also eine Bildung verschiedner Nationalsprachen nothwendig.

Im eigentlichen Verstande ist nie schon Eine Sprache bei Mann und Weib, Vater und Sohn, beim Kinde und Greise möglich. Man gehe z. B. unter den Morgenländern die langen und kurzen Vokale, die mancherlei Hauche und Kehlbuchstaben, die leichte und so mannichfaltige Verwechselung der Buchstaben von allerlei Organ, die Ruhe- und Sprachzeichen, mit allen Verschiedenheiten, die sich schriftlich so schwer ausdrücken lassen, Ton und Accent, Vermehrung und Verringerung desselben, und hundert andere zufällige Kleinigkeiten in den Elementen der Sprache durch; und bemerke auf der andern Seite die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge bei beiderlei Geschlecht, in der Jugend und im Alter, auch nur bei zween gleichen Menschen, nach so manchen Zufällen und Einzelnheiten, die den Bau dieser Organe verändern, bei so manchen Gewohnheiten, die zur zweiten Natur werden u. s. w. „So wenig als es zween Menschen ganz von einer„lei Gestalt und Gesichtszügen, so wenig kann es „zwo Sprachen, auch nur der Aussprache nach, „im Munde zweener Menschen geben, die völlig „Eine und dieselbe Sprachen wären.“

Jedes Geschlecht wird in seine Sprache einen

Haus- und Familienton bringen: das wird, der Aussprache nach, schon eine verschiedene Mundart.

Klima, Luft und Wasser, Speise und Trank werden auf die Sprachwerkzeuge und natürlich auch auf die Sprache einfließen.

Die Sitte der Gesellschaft und die mächtige Göttinn Gewohnheit werden bald nach Gebehrden und Anstand diese Eigenheit, jene Verschiedenheit einführen: mithin wird ein Dialekt. — „Ein philosophischer Versuch über die verwandten Spracharten der Morgenländer“ wäre der angenehmste Beweis dieser Sätze.

Das war nur Aussprache. Aber Worte, selbst Sinn, Seele der Sprache — welch ein unendliches Feld von Verschiedenheiten thut sich mit ihnen auf! Wir haben gesehen, wie die ältesten Sprachen voll Synonyme haben werden müssen; und wenn nun von diesen Synonymen dem Einen dieß, dem Andern jenes geläufiger, seinem Sehepunkt angemeßner, seinem Empfindungskreise ursprünglicher, in seiner Lebensbahn öfter vorkommend, kurz von mehrerm Eindruck auf ihn wurde: so gab's Lieblingsworte, eigne Worte, Idiotismen, ein Idiom der Sprache.

Bei jenem ging jenes Wort aus, dieses blieb; jenes ward durch einen Nebengesichtspunkt von der Hauptsache weggebogen, hier veränderte sich mit der Zeitfolge der Geist des Hauptbegriffs selbst. Da wurden also eigne Biegungen, Ableitungen, Veränderungen, Vor- und Zusätze, Versetzungen, Wegnahmen von ganzen und halben Bedeutungen, also ein neues Idiom; und

das alles ward so natürlich, als Sprache dem Menschen ein Sinn seiner Seele ist.

Je lebendiger eine Sprache, je näher sie ihrem Ursprunge, und also noch in den Zeiten der Jugend und des Wachsthums ist: desto veränderlicher ist sie. Eine Sprache, die nur in Büchern da ist, wo sie nach Regeln gelernt, nur in Wissenschaften und nicht im lebendigen Umgange gebraucht wird, wo sie ihre bestimmte Zahl von Gegenständen und von Anwendungen hat, wo also ihr Wörterbuch geschlossen, ihre Grammatik geregelt, ihre Sphäre fixirt ist: eine solche Sprache kann noch eher im Merklichen unverändert bleiben, und doch auch nur im Merklichen. Allein eine im wilden freien Leben, im Reich der großen, weiten Schöpfung, noch ohne förmlich geprägte Regeln, noch ohne Bücher und Buchstaben und angenommene Meisterstücke, so dürftig und unvollendet, um noch täglich bereichert werden zu müssen, und so jugendlich gelenkig, um es noch täglich auf den ersten Wink der Aufmerksamkeit, auf den ersten Befehl der Leidenschaft und Empfindung werden zu können: sie muß sich verändern in jeder neuen Welt, die man sieht, in jeder Methode, nach der man denkt und fortdenkt. Selbst ägyptische Gesetze der Einförmigkeit könnten hier nicht das Gegentheil bewirken.

Nun ist offenbar der ganze Erdboden für das Menschengeschlecht und dieses für den ganzen Erdboden gemacht (ich sage nicht, jeder Bewohner der Erde, jedes Volk ist plötzlich durch den raschesten Uebersprung für das entgegengesetzteste Klima und so für alle Weltzonen geschaffen; sondern das ganze

Geschlecht für den ganzen Erdkreis). Wo wir uns umhersehen, da ist der Mensch so zu Hause, wie die Landthiere, die ursprünglich für diese Gegend bestimmet sind. Er dauert in Grönland unter dem Eise und bratet sich in Guinea unter der senkrechten Sonne; er ist auf seinem Felde, wenn er in Lappland mit dem Rennthier über den Schnee schlüpft, und wenn er die arabische Wüste mit dem durstigen Kameel durchtrabet. Die Höhle der Troglodyten und die Bergspitzen der Kabylen, der Rauchkamin der Ostiaken und der goldne Palast des Moguls enthält Menschen. Für sie ist die Erde am Pol geplättet und am Aequator erhöhet; für sie wälzt sie sich so und nicht anders um die Sonne; für sie sind ihre Zonen und Jahrszeiten und Veränderungen; und sie wiederum sind für alle Zonen, Jahreszeiten und Veränderungen der Erde. Das Naturgesetz *ist* also auch hier sichtbar: „Menschen sollen überall auf „der Erde wohnen, da jede Thiergattung bloß ihr „Land und engere Sphäre haben kann:" der Erdbewohner wird sichtbar. Und ist das, so wird auch seine Sprache Sprache der Erde. Eine neue in jeder neuen Welt; Nationalsprache in jeder Nation; die Sprache wird ein Proteus auf der runden Oberfläche der Erde.

Manche neue Philosophen haben diesen Proteus so wenig fesseln und in seiner wahren Gestalt erblicken können, daß es ihnen wahrscheinlicher vorgekommen ist, die Natur habe in jeden großen Erdstrich so gut ein Paar Menschen zu Stammeltern hinschaffen können, wie in jedes Klima eigne Thiere.

Diese hätten sich sodann solch' eine eigne Land- und Nationalsprache erfunden, wie ihr ganzer Bau nur für dieß Land sey geschaffen gewesen. Der kleine Lappländer mit seiner Sprache und mit seinem dünnen Bart, mit seinen Geschicklichkeiten und seinem Temperament, sey ein so ursprünglich-lappländisches Menschenthier, als sein Rennthier; und der Neger mit seiner Haut, mit seiner Tintblassenschwärze, mit seinen Lippen und seinem Haar, und seiner Truthühnersprache und Dummheit und Faulheit, sey ein natürlicher Bruder der Affen desselben Klima's. Es sey so wenig eine Einheit des Ursprungs zwischen den Sprachen der Erde auszuträumen, als zwischen der Bildung aller Menschengattungen; und es hieße sehr unweise von Gott gedacht, nur ein Paar Menschen als Stammeltern für die ganze Erde, schwach und schüchtern, zum Raube der Elemente und Thiere in einem Erdewinkel dahingesetzt und einem tausendfachen Ungefähr von Gefahren überlassen zu haben. — —

Wenigstens — fährt eine weniger behauptende Meinung fort — wäre die Sprache eine natürliche Produktion des menschlichen Geistes, die sich nur allmählig mit dem Menschengeschlecht nach fremden Klimaten hingezogen hätte: so müßte sie sich auch nur allmählig verändert haben. Man müßte die Abänderung, den Fortzug und die Verwandtschaft der Völker im Verhältnisse fortgehen sehen, und sich überall nach kleinen Nüancen von Denk-, Mund- und Lebensart genaue Rechenschaft geben können. Wer aber kann das? Findet man nicht in demselben Klima, ja dicht an einander in allen Weltthei-

len kleine Völker, die in einerlei Kreise so verschiedene und entgegengesetzte Sprachen haben, daß alles ein böhmischer Wald wird?*) Wer Reisebeschreibungen von Nord- und Süd-Amerika, von Afrika und Asien gelesen hat, dem dürfen die Stämme dieses Waldes nicht vorgerechnet werden. Hier, schliessen diese Zweifler, hört also alle menschliche Untersuchung auf.

Und doch glaube ich, daß auch hier die Untersuchung nicht aufhöre, sondern daß sich diese „Verschiedenheit dicht an einander eben so natürlich erklären lasse, als die Einheit der Familiensprache in Einer Nation."

Die Trennung der Familien in abgesonderte Nationen geht gewiß nicht nach den langweiligen Verhältnissen von Entfernung, Wanderung, neuer Beziehung und dergl., wie sie der kalte Philosoph, den Cirkel in der Hand, auf der Landcharte abmißt, und wie nach diesem Maße große Bücher „von Verwandtschaften der Völker" geschrieben worden, an denen alles, nur die Regel nicht, wahr ist, nach der alles berechnet ward. Thun wir einen Blick in die lebendige, wirksame Welt, so sind Triebfedern da, die die Verschiedenheit der Sprache unter den nahen Völkern sehr natürlich veranlassen müssen;

*) Wie viele Sprachen bestehen in Ungarn! In beinahe tausend Jahren keine Coalition der madsharischen und slawischen. In der Schweiz trennen Brücken, kleine Bäche, wohl in Einer Stadt, französisch oder romanisch und teutschredende Menschen, so daß die nächsten nicht allemal beide Sprachen verstehen.

Der Herausgeber.

man wolle nur den Menschen nach keinem Lieblingssystem zu etwas anders, als er ist, umbilden. Er ist kein Rousseau'scher Waldmann: er hat Sprache; er ist kein Hobbes'scher Wolf: er hat eine Familiensprache. Er ist aber auch in andern Verhältnissen kein unzeitiges Lamm: er kann sich also auch eine entgegengesetzte Natur, Gewohnheit und Sprache bilden — Kurz! „der „Grund von dieser Verschiedenheit so naher kleiner „Völker in Sprache, Denk- und Lebensart ist „gegenseitiger Familien- und National„haß."

Ohne alle Verschwärzung und Verketzerung der menschlichen Natur können zween oder mehrere nahe Stämme, wenn wir uns in ihre Familiendenkart setzen, nicht anders, als bald Gegenstände des Zwistes finden. Nicht bloß, daß ähnliche Bedürfnisse sie bald in einen Streit, wenn ich so sagen darf, des Hungers und Durstes verwickeln werden, wie sich z. B. zwo Rotten von Hirten über Brunnen und Weide zanken, und nach Beschaffenheit der Weltgegenden oft sehr natürlich zanken dürfen; ein viel heißerer Funke glimmt ihr Feuer an: Eifersucht, Gefühl der Ehre, Stolz auf ihr Geschlecht und ihren Vorzug. Dieselbe Familienneigung, die, in sich selbst gekehret, Stärke der Eintracht Eines Stammes gab, macht außer sich gekehrt, gegen ein andres Geschlecht, Stärke der Zwietracht, Familienhaß. Dort zog's viele zu Einem desto fester zusammen; hier macht's aus zwo Parteien gar bald bittere Feinde. Der Grund dieser Feindschaft und ewigen Kriege ist in

solchem Falle mehr edle menschliche Schwachheit, als ein niederträchtiges Laster.

Da die Menschheit auf dieser Stufe der Bildung mehr Kräfte der Wirksamkeit, als Güter des Besitzes hat: so ist auch der Stolz auf jene mehr Ehrenpunkt, als das leidige Besitzthum der letzten, wie in spätern nervenlosen Zeiten. Ein braver Mann zu seyn, und einer braven Familie zu gehören, war aber im damaligen Zeitalter fast Eins, da der Sohn, in vielem Betracht noch eigentlicher als bei uns, seine Tugend und Tapferkeit vom Vater erbte, lernte, und der ganze Stamm überhaupt bei allen Gelegenheiten für einen braven Mann stand. Es ward also bald das Wort natürlich: wer nicht mit und aus uns ist, der ist unter uns! der Fremdling ist schlechter, als wir, er ist Barbar! In diesem Verstande war Barbar das Losungswort der Verachtung:*) ein Fremder war zugleich ein Unedlerer, der uns an Weisheit oder Tapferkeit (oder was der Ehrenpunkt des Zeitalters sey) nicht gleichkommt.

Nun ist dieß freilich, wie ein Engländer richtig anmerkt, wenn es bloß auf Eigennutz und Sicherheit des Besitzes ankommt, eben kein Grund zum Hasse, daß der Nachbar nicht so tapfer, als wir, ist: wir könnten uns vielmehr in der Stille darüber freuen. Allein eben weil diese Meinung nur Meinung, und von beiden Theilen, die gleiches Gefühl

---

*) „Sohn der Wüste," ein Vereinzelter, gegen den die aufkeimenden Vereine sich gewaltig deuchten.

Herausg.

des Stammes haben, gleiche Meinung ist:*) so ist eben damit die Trompete des Krieges geblasen. Das sodann gilt die Ehre, das weckt den Stolz und Muth des ganzen Stammes; auf beiden Seiten entstehen Helden und Patrioten. Und weil jeden die Ursache des Krieges traf, und jeder sie einsehen und fühlen konnte, so wurde der Nationalhaß in bittern Kriegen verewigt. Und da war die zweite Synonyme fertig: wer nicht mit mir ist, ist gegen mich; Barbar und Gehässiger; ein Fremdling, ein Feind, wie bei den Römern ursprünglich das Wort hostis! **)

Das dritte folgte unmittelbar aus den zwei ersten Stücken, nämlich eine völlige Trennung und Absonderung. Wer wollte mit einem solchen Feinde, dem verächtlichen Barbaren, was gemein haben? Keine Familiengebräuche, kein Andenken an Einen Ursprung, und am wenigsten Einerlei Sprache, da Sprache eigentlich „das Merkwort des „Geschlechts, das Band der Familie, das „Werkzeug des Unterrichts, ein Helden„gesang von den Thaten der Väter, und „die Stimme derselben aus ihren Grä„bern" war. Unmöglich konnten diese Beiden Einerlei bleiben; und so schuf dasselbe Familiengefühl, das Eine Sprache gebildet hatte, da es Nationalhaß wurde, oft Verschiedenheit, völlige Verschiedenheit der Sprache. Er ist

*) Der Barbar fühlte sich einen kraftvollern Mann als die inner Stadtmauern sich verweichlichten.

Herausg.

**) Voss. Etymol.

Barbar, er redet eine fremde Sprache: dieß war die dritte, so gewöhnliche Synonyme.

So umgekehrt die Etymologie dieser Worte scheine, so beweiset doch die Geschichte aller kleinen Völker und Sprachen, über welche die Frage gilt, ihre völlige Wahrheit; die Absätze der Etymologie sind nur Abstraktionen, nicht Trennungen in der Geschichte. Viele solcher nahen Polyglotten sind einander die grimmigsten, unversöhnlichsten Feinde; und zwar nicht alle aus Raub- und Habsucht, da sie oft nicht plündern, sondern nur tödten und verwüsten, und dem Schatten ihrer Väter opfern. Schatten der Väter sind die Gottheiten, und die einzigen unsichtbaren Maschinen der ganzen blutigen Epopee, wie in den Gesängen Ossians. Sie sind's, die den Anführer in Träumen wecken und beleben, und denen er seine Nächte wacht; sie sind's, deren Namen seine Begleiter in Schwüren und Gesängen nennen; sie sind's, denen man die Gefangnen in allen Martern weihet; und sie sind's auch gegentheils, die den Gemarterten in seinen Gesängen und Todesliedern stärken. „Verewigter Familienhaß" ist also die Ursache ihrer Kriege, ihrer so eifersüchtigen Abtrennungen in Völker, die oft kaum nur Familien gleichen, und nach aller Wahrscheinlichkeit auch Ursache der „völligen Unterschiede ihrer Gebräuche und Sprachen."

Eine morgenländische Urkunde über die Trennung der Sprachen *) (die ich hier nur als ein

*) 1 Mos. 11.

poetisches Fragment zur Archäologie der Völkergeschichte betrachte) bestätigt durch eine sehr dichterische Erzählung, was so viel Nationen aller Welttheile durch ihr Beispiel bestätigen. „Nicht allmählig verwandelten sich die Sprachen," wie sie der Philosoph durch Wanderungen vervielfältigt; „die Völker vereinigten sich, sagt das Poëm, zu einem großen Werke; da floß über sie der Taumel „der Verwirrung und der Vielheit der Sprachen, „daß sie abließen und sich trennten." — Was war dieß, als eine schnelle Verbitterung und Zwietracht, zu der eben ein solch großes Werk den reichsten Anlaß gab? Da wachte der vielleicht bei einer kleinen Gelegenheit beleidigte Familiengeist auf; Bund und Absicht zerschlug sich; der Funke der Uneinigkeit schoß in Flammen; sie flogen aus einander, und thaten „das jetzt um so heftiger, dem sie „durch ihr Werk hatten zuvor kommen „wollen: sie verwirrten das Eine ihres „Ursprungs, ihre Sprache. So wurden verschiedne Völker; und da sagt der spätere Bericht, „heißen noch die Trümmer: Verwirrung der Völ„ker!" Wer den Geist der Morgenländer in ihren Einkleidungen und Geschichten kennet (ich will hier für die Theologie keine höhere Veranstaltung ausschließen), der wird vielleicht den sinnlich gemachten Hauptgedanken nicht verkennen, daß „Veruneini„gung über einer großen gemeinschaftlichen Absicht," und nicht bloß die Völkerwanderung mit eine Ursache zu so vielen Sprachen geworden.

Aber auch dieß morgenländische Zeugniß (das ich hier nur als Poëm anführen wollte) dahingestellet,

siehet man, daß die Vielheit der Sprachen keinen Einwurf gegen das Natürliche und Menschliche der Fortbildung einer Sprache abgeben könne. Hier und da können freilich Berge durch Erdbeben hervorgehoben seyn; folget aber daraus, daß die Erde im Ganzen mit ihren Gebirgen und Strömen und Meeren nicht ihre Gestalt aus Wasser könne gewonnen haben? — Nur freilich wird auch eben damit den Etymologisten und Völkerforschern ein nützlicher Stein der Behutsamkeit auf die Zunge gelegt, „aus den Sprach„unähnlichkeiten nicht zu despotisch auf „ihre Abstammung zu schließen.“ Es können Familien sehr nahe verwandt seyn, und doch Ursache gehabt haben, die Verwandtschaft der Wappen zu unterdrücken, die ihnen einst gemein gewesen. Der Geist solcher kleinen Völker gibt dazu Ursache genug.

Viertes Naturgesetz.

„So wie nach aller Wahrscheinlichkeit das mensch„liche Geschlecht Ein progressives Ganze von „Einem Ursprunge in Einer großen Haushal„tung ausmacht: so auch alle Sprachen, und „mit ihnen die ganze Kette der Bildung.“

Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über Einen Menschen waltet: seine Seele ist gewohnt, immer das, was sie sieht, zu reihen mit dem, was sie sah, und durch Besonnenheit wird also „ein progressives Eins aller Zustände „des

„des Lebens, mithin Fortbildung der „Sprache."

Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über das Menschengeschlecht waltet, daß durch die Kette des Unterrichts Eltern und Kinder Eins werden, und jedes Glied also nur von der Natur zwischen zwei andre hingeschoben wird, um zu empfangen und mitzutheilen; dadurch wird „Fortbildung der Sprache."

Endlich geht dieser sonderbare Plan auch auf's ganze Menschengeschlecht fort; und dadurch wird „eine Fortbildung im höchsten Verstande," die aus den beiden vorigen unmittelbar folget.

Jedes Individuum ist Mensch, folglich denkt er die Kette seines Lebens fort. Jedes Individuum ist Sohn oder Tochter, es ward durch Unterricht gebildet, folglich bekam es immer einen Theil der Gedankenschätze seiner Vorfahren frühe mit, und wird sie nach seiner Art weiter reichen. Also ist auf gewisse Weise „kein Gedanke, keine Erfindung, keine Vervollkommnung, die nicht „weiter, fast in's Unendliche reiche." So wie ich keine Handlung thun, keinen Gedanken denken kann, der nicht auf die ganze Unermeßlichkeit meines Daseyns natürlich hinwirke: so gibt es kein Geschöpf meiner Gattung, das nicht mit jedem auch für die ganze Gattung und für das fortgehende Ganze der ganzen Gattung wirke. Jedes treibt eine große oder kleine Welle; jedes verändert den Zustand der einzelnen Seele, mithin das Ganze dieser Zustände, wirkt immer auf

andre, verändert auch in diesen etwas — der erste Gedanke in der ersten menschlichen Seele hängt mit dem letzten in der letzten menschlichen Seele zusammen.

Wäre Sprache dem Menschen so angeboren, als den Bienen der Honigbau, so zerfiele mit Einmal dieß größte, prächtigste Gebäude in Trümmer. Jeder brächte sich sein wenig Sprache auf die Welt, oder da doch das „auf die Welt bringen" für eine Vernunft nichts heißt, als sie sich gleich erfinden — welch ein trauriges Einzelne würde damit jeder Mensch! Jeder erfindet seine Rudimente, stirbt über ihnen, und nimmt sie in's Grab, wie die Biene ihren Kunstbau: der Nachfolger kommt, quält sich über denselben Anfängen, kommt eben so wenig weit als jene, stirbt — und so geht's in's Unendliche. Man siehet, „der Plan, der über die Thiere *geht*, „die nichts erfinden, kann nicht über Geschöpfe ge„hen, die erfinden müssen," oder es wird ein planloser Plan! Erfindet jedes für sich allein, so wird unnütze Mühe in's Unendliche vervielfältigt, und der erfindende Verstand seines besten Preises beraubt, zu wachsen. Was für Grund hätte ich, um irgendwo in der Kette stille zu stehen, und nicht, so lange ich denselben Plan wahrnehme, auch auf die Sprache hinaufzuschließen? Kam ich auf die Welt, um sogleich in den Unterricht der Meinigen eintreten zu müssen; so mein Vater, so der erste Sohn des ersten Stammvaters auch, — und wie ich meine Gedanken um mich und in meine Abfolge breite, so mein Vater, so sein Stammvater, so der erste aller Väter. Die Kette

reicht fort und steht nur „bei Einem, dem Er„sten,“ stille. So sind wir alle seine Söhne; von ihm fängt sich Geschlecht, Unterricht, Sprache an; er hat zu erfinden angefangen; wir alle haben ihm nacherfunden, bilden und mißbilden. Kein Gedanke in einer menschlichen Seele war verloren; nie aber war auch Eine Fertigkeit dieses Geschlechts auf einmal ganz da, wie bei den Thieren. „Zufolge der „ganzen Oekonomie,“ war sie immer im Fortschritte, im Gange: nichts Erfundnes, wie der Bau einer Zelle, sondern alles im Erfinden, im Fortwirken, strebend. In diesem Gesichtspunkt, wie groß wird die Sprache! „Eine Schatz„kammer menschlicher Gedanken, wohin „jeder auf seine Art etwas beitrug; eine „Summe der Wirksamkeit aller mensch„lichen Seelen.“

Höchstens — (tritt hier die vorige Philosophie, die den Menschen gern als ein Land- und Domänengut betrachten möchte, dazwischen —) „höchstens „dürfte diese Kette doch wohl nur bis an jeden Ein„zelnen ersten Stammvater eines Landes reichen, „von dem sich sein Geschlecht, wie seine Landessprache „erzeugte?“*) Ich wüßte nicht, warum sie nur bis dahin und nicht weiter reichen sollte? Warum diese Landesväter nicht wieder unter sich einen Erdenvater könnten gehabt haben, da „die ganze fort„gehende Aehnlichkeit der Haushaltung „dieses Geschlechts“ es so fordert. Ja, (hören

---

*) Philosophie de l'histoire etc. etc.

wir den Einwurf), „als wenn's weise gewesen „wäre, ein schwaches Menschenpaar in einen Winkel „der Erde zum Raube der Gefahr auszustellen?" Und als wenn's weiser gewesen wäre, viele solche schwache Menschenpaare einzeln in verschiedenen Winkeln der Erde zum Raube zehnfach ärgerer Gefahren zu machen? Der Fall wagender Unvorsichtigkeit ist nicht bloß überall derselbe, sondern er wird auch mit jeder Vervielfältigung vermehret. Ein Menschenpaar, irgendwo, im besten, bequemsten Klima der Erde, wo die Jahreszeit ihrer Nacktheit am wenigsten strenge ist, wo der fruchtbare Boden den Bedürfnissen ihrer Unerfahrenheit von selbst zu statten kommt, wo gleichsam alles umhergelagert ist, wie eine Werkstätte, um der Kindheit ihrer Künste zu Hülfe zu kommen — ist dieß Paar nicht weiser versorgt, als jedes andre menschliche Landthier, was unter dem unfreundlichsten Himmel in Lappland oder Grönland, mit der ganzen Dürftigkeit der nackten, erfrornen Natur umgeben, den Klauen eben so dürftiger, hungriger, und um so grausamerer Thiere, mithin unendlich mehrern Ungemächlichkeiten ausgesetzt ist? Die Sicherheit der Erhaltung nimmt also ab, je mehr die ursprünglichen Erdenmenschen verdoppelt werden. Und dann, wie lange bleibt das Paar im seligern Klima Ein Paar? Es wird bald Familie, bald ein kleines Volk, und wenn es sich nun als Volk ausbreitet, es kommt in ein ander Land, es kommt schon als Volk hinein — wie weiser! wie sicherer! Viele an Anzahl, mit gehärteten Körpern, mit versuchten Seelen, ja mit dem ganzen Schatze von Erfahrungen ihrer Vor-

fahren beerbt: wie vielfach also verstärkte und verdoppelte Seelen! Nun sind sie fähig, sich bald zu Landgeschöpfen dieser Gegend zu vervollkommnen: sie werden in kurzem so eingeboren, als die Thiere des Klima, mit Lebensart, Denkart und Sprache. — Beweiset nicht aber eben dieß „den natürlichen „Fortgang des menschlichen Geistes, der „sich aus einem gewissen Mittelpunkt zu „allem bilden kann." Es kommt nie auf eine Menge bloßer Zahlen, sondern auf die Gültigkeit und Progression ihrer Bedeutung, nie auf eine Menge schwacher Subjekte, sondern auf die Kräfte an, mit denen sie wirken. Diese wirken eben im simpelsten Verhältniß am stärksten; und nur die Bande umfangen also das ganze Geschlecht am strengsten, die von Einem Punkte der Verknüpfung ausgehen.

Ich lasse mich in keine weitern Gründe dieses einstämmigen Ursprungs ein: daß z. B. noch keine wahren Data von neuen Menschengattungen, die diesen Namen, wie die Thiergattungen, verdienten, aufgefunden sind; daß die offenbar allmählige und fortgehende Bevölkerung der Erde gerade das Gegentheil von eingebornen Landthieren zeige; daß die Kette der Kultur und ähnlicher Gewohnheiten dasselbe, nur dunkler, zeige u. s. w. Ich bleibe bei der Sprache. Wären die Menschen Nationalthiere, deren jedes die seinige sich ganz unabhängig und abgetrennt von andern selbst erfunden hätte: so müßte diese gewiß „eine größere Verschiedenartigkeit" zeigen, als vielleicht die Einwohner des Saturns und der Erde gegen einander haben mö-

gen; und doch geht bei uns offenbar alles auf Einem Grunde fort. Auf einem Grunde, nicht bloß was die Form, sondern was wirklich den Gang des menschlichen Geistes betrifft; denn unter allen Völkern der Erde ist die Grammatik beinahe auf Einerlei Art gebaut. Die einzige sinesische macht, meines Wissens, eine wesentliche Ausnahme, die ich mir aber als Ausnahme sehr zu erklären getraue. „Wie viel Sine-„ser-Grammatiken aber, und wie viele Ar-„ten derselben müßten seyn, wenn die Erde „voll spracherfindender Landthiere gewe-„sen wäre!"

Woher kommt's, daß so viele Völker ein Alphabet haben, und doch fast nur Ein Alphabet auf dem Erdboden zu finden ist? Der sonderbare und schwere Gedanke, sich aus den Bestandtheilen der willkürlichen Worte, aus Lauten, willkürliche Zeichen zu bilden, ist so verwickelt, so sonderbar, daß es gewiß unerklärlich wäre, wie Viele und so Viele auf den einen so entfernten Gedanken, und alle ganz auf Eine Art auf ihn gefallen wären; daß sie alle die weit natürlichern Zeichen, die Bilder von Sachen, vorbei ließen, und Hauche mahlten, unter allen möglichen dieselben zwanzig mahlten, und sich gegen die übrigen fehlenden dürftig behalfen, daß zu diesen zwanzig so Viele dieselben willkürlichen Zeichen nahmen. — Wird hier nicht Ueberlieferung sichtbar? Die morgenländischen Alphabete sind im Grunde eins: Das griechische, lateinische, runische, deutsche u. s. w. sind Ablei-

tungen; das deutsche hat daher noch mit dem koptischen Buchstaben gemein, und einige Irländer sind kühn genug gewesen, den Homer für eine Uebersetzung aus ihrer Sprache zu erklären. Wer kann (so wenig oder viel er darauf rechne) im Grunde die Verwandtschaft der meisten Sprachen ganz verkennen? „Wie Ein Menschenvolk nur auf der Erde „wohnet, so auch nur Eine Menschensprache; wie „aber diese große Gattung sich in so viele kleine „Landarten nationalisirt hat: so ihre Sprachen nicht „anders."

Viele haben sich mit den „Stammlisten dieser Sprachengeschlechter" versucht; ich versuche es nicht: denn wie viele, viele Nebenursachen konnten in dieser Abstammung, und in der Kenntlichkeit dieser Abstammung Veränderungen machen, auf die der etymologisirende Philosoph nicht rechnen kann, und die seinen Stammbaum trügen. Zudem sind unter den Reisebeschreibern und selbst Missionarien so wenig wahre Sprachphilosophen gewesen, die uns von dem Genius und dem charakteristischen Grunde ihrer Völkersprachen hätten Nachricht geben können oder wollen, daß man im Allgemeinen hier noch in der Irre gehet. Sie geben meistens bloß Verzeichnisse von Wörtern. Die Regeln der wahren Sprachdeduktion sind auch so fein, daß wenige — — doch das alles ist nicht mein Werk. Im Ganzen bleibt das Naturgesetz sichtbar: „Sprache „pflanze und bilde sich mit dem menschlichen Geschlechte fort;" in diesem Gesetze zähle ich nur Hauptarten auf, die eine verschiedene Dimension geben.

1. Jeder Mensch hat freilich alle Fähigkeiten, die sein ganzes Geschlecht besitzet, und jede Nation die Fähigkeiten, die alle Nationen haben; es ist indessen doch wahr, daß eine Gesellschaft mehr als ein Mensch, und das ganze menschliche Geschlecht mehr als ein einzelnes Volk erfinde. Und das zwar nicht bloß nach Menge der Köpfe, sondern nach vielfach- und innig vermehrteren Verhältnissen. Man sollte denken, daß ein einsamer Mensch, ohne dringende Bedürfnisse, mit aller Gemächlichkeit der Lebensart, vielmehr Sprache erfinden, ja daß seine Muße ihn dazu antreiben werde, seine Seelenkräfte zu üben, mithin immer etwas Neues zu erdenken. Allein das Gegentheil ist klar. Er wird ohne Gesellschaft immer auf gewisse Weise verwildern, und bald in Unthätigkeit ermatten, wenn er sich nur erst in den Mittelpunkt gesetzt hat, seine nöthigsten Bedürfnisse zu befriedigen; er ist immer eine Blume, die, aus ihren Wurzeln gerissen, von ihrem Stamme gebrochen, da liegt und welket. — Setzet ihn aber in Gesellschaft und in mehrere Bedürfnisse: er habe für sich und andere zu sorgen — man sollte denken, diese neuen Lasten nehmen ihm die Freiheit, sich empor zu heben; dieser Zuwachs von Peinlichkeiten nehme ihm die Muße, zu erfinden; aber gerade umgekehrt. Das Bedürfniß strengt ihn an; die Peinlichkeit weckt ihn; die Rastlosigkeit hält seine Seele in Bewegung; er wird desto mehr thun, je wundersamer es wird, daß er's thue. So wächst also die Fortbildung einer Sprache von einem Einzelnen bis zu einem Familienmenschen schon in sehr

zusammengesetztem Verhältniß. Alles andre abgerechnet, wie wenig würde doch der Einsame, selbst der einsame Sprachenphilosoph auf seiner wüsten Insel erfinden! Wie viel mehr und stärker wirkt der Stammvater, der Familienmann! Die Natur hat also diese Fortbildung gewählet.

II. Eine einzelne, abgetrennte Familie, denkt man, wird ihre Sprache bei Bequemlichkeit und Muße mehr ausbilden können, als bei Zerstreuungen, bei Kriegen gegen einen andern Stamm, u. s. w.; allein nichts weniger. Je mehr sie gegen andere gekehrt ist, desto stärker wird sie in sich zusammengedrängt, desto mehr setzt sie sich auf ihrer Wurzel fest, macht die Thaten ihrer Vorfahren zu Liedern, zu Aufrufungen, zu ewigen Denkmalen, erhält dieses Sprachandenken um desto reiner und patriotischer. — Die Fortbildung der Sprache, als Mundart der Väter, geht desto stärker fort: darum hat die Natur diese Fortbildung gewählet.

III. Mit der Zeit aber setzt sich auch dieser Stamm, wenn er zu einer kleinen Nation angewachsen ist, in seinem Cirkel fest. Er hat seinen gemeßnen Kreis von Bedürfnissen, und für diesen auch Sprache; weiter gehet er nicht, wie wir an allen kleinen, sogenannten barbarischen Nationen sehen. Mit ihren Nothwendigkeiten abgetheilt, können sie Jahrhunderte lang in der sonderbarsten Unwissenheit bleiben, wie jene Inseln ohne Feuer, und wie so viel andere Völker ohne die leichtesten mechanischen Künste; es ist, als ob sie nicht Augen hätten, zu sehen, was ihnen vorliegt. Daher als-

dann das Geschrei anderer Völker auf solche, als auf dumme, unmenschliche Barbaren; da wir alle doch vor weniger Zeit eben dieselben Barbaren waren und diese Kenntnisse nur von andern Völkern bekamen. Daher auch das Geschrei so mancher Philosophen über diese Dummheit, als über die unbegreiflichste Sache, da doch nach der Analogie der ganzen Haushaltung mit unserem Geschlecht nichts begreiflicher ist, als sie. — Hier hat die Natur eine neue Kette geknüpft, die Ueberlieferung von Volk zu Volk. „So haben sich Künste, Wissenschaften, Kultur und Sprache in einer großen Progression Nationen hinab verfeinert." — Das feinste Band der Fortbildung, das die Natur wählen konnte.

Wir Deutsche würden noch, ruhig, wie die Amerikaner, in unsern Wäldern leben, oder vielmehr noch in ihnen rauh kriegen und Helden seyn, wenn die Kette fremder Kultur nicht so nah an uns gedrängt, und mit der Gewalt ganzer Jahrhunderte uns genöthigt hätte, mit einzugreifen. Der Römer holte seine Bildung aus Griechenland, der Grieche bekam sie aus Asien und Aegypten, Aegypten aus Asien, Sina vielleicht aus Aegypten — so geht die Kette von einem ersten Ringe fort, und wird vielleicht einmal über die Erde reichen. Die Kunst, die einen griechischen Palast bauete, zeigt sich bei dem Wilden schon im Bau einer Waldhütte; wie die Mahlerei Mengs's und Dürers schon im rohesten Grunde auf dem bemahlten Schilde Hermanns glänzte. Der Es-

kman vor seinem Kriegsheere hat schon alle Keime zu einem künftigen Demosthenes; und jene Nation von Bildhauern am Amazonenstrome*) könnte vielleicht einen künftigen Phidias erzeugen, wenn die Minerva Griechenlands sich ihrer annähme. Lasset andere Nationen vor- und jene umrücken: so ist alles, wenigstens in den gemäßigten Zonen, wie in der alten Welt. Aegypter, Griechen, Römer, und einige neuere Völker thaten nichts als fortbauen; Perser, Tataren, Gothen und Pfaffen kommen dazwischen und machen Trümmer; desto frischer bauet sich's, aus und nach und auf solchen alten Trümmern weiter. Die Kette einer gewissen Vervollkommnung der Kunst geht über alles fort (obgleich andere Eigenschaften der Natur wiederum dagegen leiden), und so auch über die Sprache. Die arabische ist ohne Zweifel hundertmal feiner, als ihre Mutter im ersten rohen Anfange, unser Deutsch ohne Zweifel feiner, als das alte Deutsche. Die Grammatik der Griechen konnte besser werden, als die morgenländische, denn sie war Tochter; die römische philosophischer als die griechische, die französische als die römische; ist der Zwerg auf den Schultern des Riesen nicht immer größer, als der Riese selbst?

Nun sieht man auch, wie trüglich der Beweis für die Göttlichkeit der Sprache aus ihrer Ordnung und Schönheit werde. Ordnung und Schönheit sind da, aber wann, wie und woher sind sie gekommen?

---

*) De la Condamine.

Ist denn diese so bewunderte Sprache die Sprache des Ursprunges, oder nicht schon das Kind ganzer Jahrhunderte, und vieler Nationen? Siehe! an diesem großen Gebäude haben Nationen und Welttheile und Zeitalter gebauet — und darum könnte jene arme Hütte nicht der Ursprung der Baukunst seyn? Darum mußte gleich ein Gott die Menschen solchen Palast bauen lehren? Weil Menschen auf einmal solchen Palast nicht hätten bauen können, darum muß ihn nothwendig ein Gott gebauet haben? Oder diese große Brücke zwischen zwei Bergen begreife ich nicht ganz, wie sie gebauet sey: folglich hat sie der Teufel gebauet — welch ein Schluß! Es gehört überhaupt ein großer Grad Kühnheit oder Unwissenheit dazu, zu läugnen, daß sich nicht die Sprache mit dem menschlichen Geschlechte nach allen Stufen und Veränderungen fortgebildet habe; dieß zeigt Geschichte und Dichtkunst, Beredsamkeit und Grammatik, ja, wenn alles nicht, so die Vernunft. Hat sie sich nun ewig so fortgebildet und nie zu bilden angefangen? Oder hat sie sich immer menschlich gebildet, so daß Vernunft nicht ohne sie, und sie ohne Vernunft nicht gehen konnte; und mit Einmal wäre ihr Anfang anders? und das so ohne Sinn und Grund anders, wie wir anfangs gezeigt haben? In allen Fällen wird die Hypothese eines göttlichen Ursprungs in der Sprache eine qualitas occulta, d. i. ein fein-versteckter Unsinn.

Ich wiederhole das mit Bedacht gesagte, harte Wort: Unsinn! und will mich zum Schluß erklären. Was heißt ein göttlicher Ursprung der Sprache, als entweder: „Ich kann die Sprache aus der

„menschlichen Natur nicht erklären: folglich ist sie „göttlich?" Der Gegner sagt: „ich kann sie aus der „menschlichen Natur, und aus ihr vollständig erklä„ren" — wer hat mehr gesagt? Jener versteckt sich hinter eine Decke und ruft hervor: „Hier ist Gott!" dieser stellt sich sichtbar auf den Schauplatz, er handelt — „sehet! ich bin ein Mensch!"

Oder ein höherer Ursprung sagt: „Weil ich die „menschliche Sprache nicht aus der menschlichen Na„tur erklären kann: so kann durchaus keiner sie er„klären — sie ist durchaus unerklärbar." Der Gegner sagt: „mir ist kein Element der Sprache in ih„rem Beginn, und in jeder ihrer Progressionen aus „der menschlichen Seele unbegreiflich: ja die ganze „menschliche Seele wird mir unerklärbar, wenn ich „in ihr nicht Sprache setze. Das ganze menschliche „Geschlecht bleibt nicht das Naturgeschlecht mehr, „wenn's nicht die Sprache fortbildet." — Wer hat mehr gesagt? Wer sagte Sinn?

Oder endlich die höhere Hypothese sagt gar: „nicht bloß keiner kann die Sprache aus der mensch„lichen Seele begreifen: sondern ich sehe deutlich die „Ursache, warum sie ihrer Natur und der Analogie „ihres Geschlechts nach durchaus für Menschen un„erfindbar war. Ich sehe in der Sprache und im „Wesen der Gottheit die Ursache deutlich, warum „keiner, als Gott, sie erfinden konnte." Nun bekäme zwar der Schluß Folge; aber nun wird er auch der gräßlichste Unsinn. Er wird so beweisbar, als jener Beweis der Türken von der Göttlichkeit des Korans: „wer anders, als der Prophet Gottes

konnte „so schreiben?“ Und wer anders, als ein Prophet Gottes, kann auch wissen, daß nur der Prophet Gottes so schreiben konnte? Niemand, als Gott, konnte die Sprache erfinden; Niemand, als Gott, kann aber auch einsehen, daß Niemand, als Gott, sie erfinden konnte. Und welche Hand kann es wagen, nicht bloß etwa Sprache und die menschliche Seele, sondern Sprache und Gottheit auszumessen?

Ein höherer Ursprung hat nichts für sich, selbst nicht das Zeugniß der morgenländischen Schrift, auf die er sich beruft; denn diese gibt offenbar der Sprache einen menschlichen Anfang durch Namennennung der Thiere. Die menschliche Erfindung hat alles für und durchaus nichts gegen sich: Wesen der menschlichen Seele und Element der Sprache; Analogie des menschlichen Geschlechts und Analogie der Fortgänge der Sprache; das große Beispiel aller Völker, aller Zeiten und Theile der Welt.

Der höhere Ursprung ist, so fromm er scheine, durchaus ungöttlich; bei jedem Schritte verkleinert er Gott durch die niedrigsten, unvollkommensten Anthropomorphien. Der menschliche zeigt Gott im größesten Lichte: sein Werk, eine menschliche Seele, durch sich selbst eine Sprache schaffend und fortschaffend, weil sie sein Werk, eine menschliche Seele ist. Sie bauet sich diesen künstlichen Sinn ihrer Vernunft, als eine Schöpferinn, als ein Bild seines

Wesens. Der Ursprung der Sprache wird also nur auf eine würdige Art göttlich, sofern er menschlich ist.

Der höhere Ursprung ist zu nichts nütze, und sogar schädlich. Er zerstört alle Wirksamkeit der menschlichen Seele, erklärt nichts, und macht alle Psychologie und alle Wissenschaften unerklärbar; denn mit der Sprache haben ja die Menschen alle Samen von Kenntnissen von Gott empfangen. Nichts ist also aus der menschlichen Seele; der Anfang jeder Kunst, Wissenschaft, und Kenntniß also ist immer unbegreiflich. Der menschliche läßt keinen Schritt thun ohne Aussichten, und ohne die fruchtbarsten Erklärungen in allen Theilen der Philosophie, in allen Gattungen und Vorträgen der Sprache. Der Verfasser hat einige hier geliefert, und kann deren vielleicht noch mehrere liefern, wenn ihm dazu eine nähere Veranlassung würde.

Wie würde er sich freuen, wenn er mit dieser Abhandlung eine Hypothese verdränge, die, von mehreren Seiten betrachtet, dem menschlichen Geist nur zum Nebel dienen kann, und dazu lange gedienet hat. Er hat eben deßwegen das Gebot der Akademie übertreten und keine Hypothese geliefert: denn was wäre es, wenn Eine Hypothese die andere auf- oder ihr gleich wöge? und wie pflegt man alles, was die Form einer Hypothese hat, zu betrachten? Er befliß sich lieber, „feste „Data aus der menschlichen Seele, aus „der menschlichen Organisation, aus dem

„Bau aller alten und wilden Sprachen,
„endlich aus der ganzen Haushaltung
„des menschlichen Geschlechts zu sam-
„meln,“ und seinen Satz so zu beweisen, wie
eine philosophische Wahrheit bewiesen wer-
den kann. Er glaubt also mit seinem Ungehorsam
den Willen der Akademie eher erreicht zu haben,
als er sich sonst vielleicht erreichen ließ.

II.

Zugaben
über den
Ursprung der Sprache.

---

1) Vorrede zu Lord Monboddo's, von E. A. Schmidt übersetztem, Werk über den Ursprung der Sprache. 1784.
2) Ueber Sprechen und Hören. Aus der Deutschen Monatschrift; Mai 1795.

Digitized by Google

1.

Vorrede

u Lord Monboddo's Werk über den Ursprung der Sprache.

Da ich die Uebersetzung dieser Schrift veranlaßt ıabe, so dünkt es mir auch Pflicht, die Ursachen der Veranlassung und den Zweck anzuzeigen, den ich danit zu erreichen hoffte.

Der Verfasser des Buchs*) hat sich den Jourıalisten seiner Nation und leider sowohl den Metaphysikern als den Physikern und Schönschreibern übel mpfohlen; den ersten, weil er auf die Philosophie es Locke, den zweiten, weil er auf das Ansehen Newtons kühne Angriffe gethan. Die modischen Schriftsteller endlich (genus irritabile vatum) hat r am meisten beleidigt, da er sich, eingenommen on der Regelmäßigkeit, Klarheit und Ründe der riechischen Schreibart, so entscheidend gegen den ieuern Flitterputz erklärt hat, und wenigen Autoren as klassische Ansehen zugestehen will, in dessen Beitz sie sich durch die Stimme der Recensenten sicher lauben. Sie haben ihn also reichlich entgelten lasen, was er an ihnen verübte, und auch unter uns st der Name Monboddo mehr oder minder durch inen Nachhall solcher Urtheile bekannt worden.

Indessen ist die deutsche Nation viel zu gleichültig oder zu edel, als daß sie durch eine literari-

*) James Burnet of Monboddo, one of the Lords of the Court of Session in Scotland.

sche Kabale jenseit des Meers sich in ihrem Urtheil von einem Buch bestimmen ließe, das als Fremdling in ihre Sprache übertritt, und das Recht der Hospitalität begehret. Locke geht uns nicht weiter an, als so fern er der Wahrheit diente, und wir sind lange schon durch Leibnitz gewöhnt, auch schwache Seiten seiner Philosophie zu finden. Newton hat mit diesem übersetzten Werke nichts zu schaffen; denn was Monboddo gegen ihn hat, hat er in seinen ancient metaphysics*) ausgeschüttet; einem Buch, das ich noch nicht gelesen habe, und also weder zu verdammen, noch zu rechtfertigen wage. Was endlich seine Meinung über die Schreibart anlangt, die wir im Verfolg des Werks sehen werden, so glaube ich, daß sie mit dem Urtheil der besten Schriftsteller und Richter unsres Volks übereinstimmen, ja dieses sogar aus Gründen der alten und ächten Kritik neu unterstützen werde. Nichts ist ihm so verhaßt, als die bunte Schreibart; nichts ehret und liebet er mehr, als griechische Einfalt und Klarheit. Ueber den Bau der Sprache und des Perioden hat er mit und nach dem Dionysius von Halikarnaß gründlich und bündig gedacht, so daß, was er Verderbniß des Geschmacks nennet, ein Alter schwerlich anders nennen würde.

Von solchen Vorurtheilen hat also unser Philosoph in Deutschland nichts zu befürchten; vielmehr glaube ich, daß sein Buch bei unsrer Nation, deren Vorzug vor andern eine zwar kältere, aber desto ge-

---

*) Ancient Metaphysics, or the science of Universals. Edinb. 1779.

ytere Gleichmüthigkeit ist, gewinnen werde. Durch
bersetzungen aus allen Sprachen sind wir auch an
erlei Vorstellungsarten gewöhnt, und in der Me=
physik haben wir, vielleicht auch unsrer kalten Be=
nnenheit wegen, wenigstens vor einiger Zeit so
oße Schritte gethan, daß, wie mich dünkt, eine
asis von festem Geschmack unter uns errichtet wor=
:n, für welche Monboddo eben ein Mann ist. —
ch darf also meine Meinung über diese Schrift frei
igen und sowohl ihr Vortreffliches, als ihre Män=
:l, wie solche mir wenigstens vorkommen, nicht
:rhehlen.

Der vornehmste Werth des Buchs scheint mir
as gefaßte bündige Urtheil zu seyn, welches unsern
lutor, in einer ihm angemessenen männlichen
Schreibart, vor vielen Schriftstellern unsrer Zeit
ortheilhaft auszeichnet. Man siehet und fühlt, daß
r, vom Mark der Alten genährt, sich von keinem
üßen Naschwerk verführen lasse, und dieses dreist
erschmähe. Seine Philosophie ist zwar hie und
a mit einiger Aristotelischen Scrupulosität verwe=
et, übrigens aber bestimmt, gründlich, viel um=
fassend und edel; denn er bleibt nicht bei'm Stagi=
iten, sondern hat auch Plato und die Reste der Py=
thagoräer genutzet, ja in einigen Stellen gut erläu=
tert. Sein Freund Harris, den er an mehreren
Orten als ein Orakel lobet, und der auch unter uns
durch seine vortrefflichen Gespräche*) theils schon be=
kannt ist, theils durch einen Auszug aus seinem

*) Jacob Harris Abhandlungen über Kunst, Musik, Dichtkunst und Glückseligkeit. Halle 1780.

Hermes und seinen kleinen philologischen Abhandlungen bekannt zu seyn verdiente — wahrscheinlich hat dieser beinahe zu eifrige Liebhaber der griechischen Philosophie ihn auch in diesen Geschmack gezogen; und es ist leicht zu erachten, daß, wer einmal in dieser Liebe ist, nicht von ihr los kann. Wer den Dianentempel zu Ephesus gesehen hat, der läßt die Tempelchen die auf dem Markte verkauft werden, gern dem Liebhaber.

Es kann also seyn, daß Monboddo für den neuern Geschmack nicht vielseitig genug denkt; genug aber, er denkt scharf, bündig und meistentheils richtig.

In allen drei Büchern dieses ersten Theils äussert sich dieser ächte philosophische Geist, vorzüglich aber im zweiten und dritten; daher ich wünschte, daß Leser, denen die Kapitel gegen Locke zu lang dünken, sie nebst einigen Anmerkungen überschlagen und sich an das halten möchten, was der Verfasser über die Bildung der Ideen, über die Natur des Menschen, über die Entstehung und Fortschritte der Gesellschaft und Sprache so angenehm als unterrichtend gesagt hat. Der Ursprung und Fortgang der Sprache, wie er ihn betrachtet, ist keine Spekulation über Grammatik, sondern eine Philosophie über den Menschen, und über die dunkeln Gründe, wie er das, was er jetzt ist, worden. Ich läugne daher nicht, daß ich nach der Geschichte des Menschen, auf die Monboddo irgendwo in diesem Buch Hoffnung gibt, sehr verlange, und überzeugt bin, daß sie vor dem in einzelnen Theilen vortrefflichen, im Ganzen aber sehr mittelmäßigen, Werke seines Lands-

nannes Home viel Vorzüge haben müßte. Der letzte ist reich an Thatsachen und den mancherlei Farben der Menschheit; seine Grundsätze sind aber schwach, und das, woran er alles hängt, ist gerade das Brechlichste im Buche. Monboddo ist mit sich selbst Eins, und hat seine Philosophie aus Zeiten, in denen man den Menschen noch reiner und entkleideter sah, als wir ihn jetzt sehen können und sehen mögen.

Vorzüglich, dünkt mich, ist unserm Verfasser der Hauptzweck seines Werks, die Untersuchung vom Ursprung und den Fortschritten der Sprache, gelungen; so daß ich ihm hierin, da ich ziemlich alles gelesen, was über diesen Gegenstand geschrieben ist, und selbst darüber geschrieben habe, willig die Palme reiche. Da er sich insonderheit an die unbestimmten Worte Natur, Kraft, Fähigkeit gehalten und sie scharf bestimmt hat: so ist diese Materie von ihm beinahe erschöpft, und ich glaube, man habe auch bei andern Dingen nur auf diesem Wege fortzugehen, um die Natur des Menschen in seinen verschiedenen Zuständen sehr genau zu treffen und zu entwickeln. Ein Gleiches ist's mit der Vergleichung mehrerer Sprachen. Es könnte noch eine Reihe andrer wilder und halbwilder dazugethan werden (und wahrscheinlich wird dieses geschehen, wenn das Studium der Menschengeschichte mehr emporkommt *); genug der Pfad ist gebahnt: die

*) Insonderheit wünschte ich, daß ein Philosoph in Monboddo's Denkart die Nachrichten von wilden Sprachen in des Abts Gili Storia Americana benutzte

Grundsätze unsres Autors und seines Freundes Harris dünken mir nicht nur die einzig wahren und festen, sondern auch seine ersten Versuche, mehrere Sprachen verschiedner Völker auf verschiednen Stufen der Kultur mit einander zu vergleichen, werden immer Vorarbeiten eines Meisters bleiben. Und so wäre einmal (gewiß noch nicht so bald) eine Philosophie des menschlichen Verstandes aus seinem eigenthümlichen Werk, den verschiednen Sprachen der Erde, möglich.

Ich würde dem Leser selbst vorgreifen, wenn ich ihm die einzelnen trefflichen Gedanken, Urtheile und Winke, die durch's Buch zerstreut sind, vorzählen wollte; der beste Reiz des Lesens ist, wenn man, wie auf einem einsamen Spaziergange, hier eine Blume, dort eine Frucht, hier eine angenehme Quelle antrifft, und am Ende auch selbst etwas auszujäten und zu bessern findet. Nöthiger scheint es mir, auf einige Eigenheiten des Buchs vorzubereiten, auf die ein Tadelsüchtiger um so eher fallen könnte, weil sie dem Auge nur gar zu blos liegen.

Zuerst hat der Verfasser*), aus Liebe fürs Alterthum, auf einige Erzählungen des Dionysius von den Unfühlbaren und andern Völkern zu sehr gebauet, ob sein System gleich dieser Induktion nicht nöthig gehabt hätte. Daß es wilde Völker in Afrika gebe, ist bekannt, und daß es vor ein paar tausend

---

und sodann zu den gebildetern Sprachen Asiens schritte, von denen in den neuern Jahren gleichfalls nähere Nachrichten bekannt worden sind.

*) Kap. 3. B. 2.

Jahren noch rohere gegeben habe, ist wahrscheinlich; daß aber diese Rohheit je so weit gegangen, daß eine wirkliche Menschennation völlig ohne Sprache gewesen sey, kann ich nicht glauben. Von den Fischessern sagt es Dionysius nicht; vielmehr was er von ihnen anführt, hat man bei mehrern Völkern der Erde gefunden, die, als man sie näher kennen lernte, völlige Menschen auch im Vermögen der Rede, Sinne und Triebe waren. Seine Hylophagen sind entweder von der nämlichen Art, oder gar ein Volk Affen gewesen, die man, wie es mehrmals geschehen ist, für wilde Menschen ansah: denn was der Grieche von ihnen anführt, ist der Lebensweise der Affen ziemlich ähnlich. Diodors Unempfindliche endlich halte ich für eine der Geschichten, deren Grundzüge wahr, aber übertrieben sind, wie wir in den alten, mittlern, ja selbst neuen Schriftstellern*) davon eine Menge finden. Afrika ist immer reich an Ungeheuern gewesen, aus keiner andern Ursache, als weil es am unbekanntesten war.

Ein Gleiches ist's mit den langgeschwänzten Menschen**) auf den Nikobar-Inseln, bei denen der Verfasser dem Ansehen Linné's zu sehr folgt. Es ist bekannt, daß dieser große Mann die Eigenheit hatte, einen Nacht- und Tagmenschen in sein System der Natur aufzunehmen, und daß er jenem zu

*) Man denke an die weiblichen Schürzen der Hottentotten, an die stummen Völker mit blutender Lippe, ja noch neuerlich an Commersons Zwerge auf Madagaskar; der Akephalen und so mancher anderer Ungeheuer des Plinius nicht zu gedenken.

**) Kap. 3. B. 3.

gut drei völlig verschiedne Wesen, den wilden Buschmann, den menschenähnlichsten Affen und die Albinos, einen Auswurf kranker Indianer, unter einen Namen brachte. Die unbestimmten Sagen und mancherlei Fabeln der Reisenden hatten ihn dazu verleitet; je bestimmter aber die Nachrichten worden sind, desto genauer sind diese drei Geschöpfe geschieden *). Der wilde Mensch ist ein Mensch, der Affe ein Affe, der Albinos ein ausgearteter Indier**) geblieben; und die geschwänzten Menschen auf Borneo, den Nikobar-Inseln u. s. f. haben sich verloren. Man kann hiernach also den Auszug aus Linné's Briefe, den der Verfasser (Kap. 3. B. 2.) mittheilt, ziemlich berichtigen. Nummer 5. ist ein Albinos oder Kackerlack; Nummer 2. 3. sind Affen; Nr. 4. ist unbestimmt, und Nr. 1. 6. sind Berichte der Reisenden, die noch Erläuterung oder Bestätigung bedürfen.

Diesem Irrthum lag ein andrer nahe, nämlich, daß Affe und Mensch Ein Geschlecht sey, daß der Orang-Utang mit seinem Stecken in der Hand eine dem Menschen ähnliche Vernunft beweise, und es

---

*) Tyson's philological essay concerning the pygmies, the cynocephali, the satyrs and sphynges of the ancients, wherein it will appear, that they were all either apes, or monkeys and not men, as formerly pretended, war eine der ersten fleißigen Abhandlungen zu Bestimmung dieses Unterschiedes, auf welche, insonderheit die Albinos betreffend, mehrere gefolgt sind, die hier anzuführen zu weitläufig wäre.

**) Oder Afrikaner; ja in den savoyschen Thälern sind einige erzeugt worden. Herausgeber.

ihm nur an einer weitern Ausbildung auch zur Rede fehle. Ich will mich hierüber nicht weitläuftig einlassen, da ich die Materie in einer andern Schrift*) auseinandergesetzt habe, sondern nur anführen, daß selbst die Anatomie dieser Meinung entgegen sey, und nach Campers Entdeckung**) der Affe, auch dem Organ nach, nicht zur Sprache geschickt sey. So trefflich unser Verfasser es in's Licht gesetzt hat, daß bei dem Menschen seine edelsten Vermögen erworbne Fertigkeiten sind, so ist's ein Mangel seines Buchs, daß er nicht zugleich bemerkte, wie einzig der Mensch die nächste Fähigkeit dazu theils in seiner Organisation theils in seiner Lebensweise von der Geburt an besitze, und daß also weder der Affe, noch irgend ein Thier der Erde in seiner Gestalt und Lebensart wahre menschliche Vernunft und Sprache je erhalten werde; vielleicht nicht aus wesentlicher Unvermögenheit ihrer Seele, sondern weil ihre gegenwärtige Organisation sie von uns scheidet. Auch den Biber rücket Monboddo, Büffon zufolge, viel zu weit hinauf, da er offenbar nur instinktmäßig bauet und in Gesellschaft lebet. Daß er zu bauen unterläßt, wenn er nicht zahlreich genug ist, hat er mit mehrern Thieren gemein, die zu ihrem Werk eine Anzahl von Mitgesellen bedürfen; denn auch wenige einzelne Bienen würden nicht bauen, zumal wenn ihnen die Königinn fehlte. Daß der Biber seine Wohnung im Kleinen verändert, hat

---

*) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1784.

**) Philosophical transact. P. I 1779.

er ebenfalls mit mehrern Thieren gemein; und selbst von den Bienen hat schon Swammerdamm bemerkt, daß ihnen nicht allemal die Zellen gleich gut gerathen. Diese Unterschiede sind aber nur kleine Lokal= und Zeitveränderungen, die von einer freiwilligen überdachten Veränderung, ihren Bau jetzt als einen Bau der Vernunft anzulegen, weit abstehen. Ein Gleiches ist's mit dem Thier am Dniester, das Polignac Baubacis nennt, und dessen Künste der Verfasser (Kap. 9. B. 2.) anführt. Wahrscheinlich ist's mus citellus Linn. und hat seine Künste mit mehrern Thieren dieser Gattung gemein, wie in vielen Beispielen gezeigt werden könnte.

Dieß alles sind Kleinigkeiten, die das Innere des Werks nicht treffen; was ich jetzt anführe, hat auf das System des Verfassers mehr Einfluß. Um nämlich die Erwerbung der menschlichen Fertigkeiten ganz darzustellen, und von unten herauf zu verfolgen, nimmt er ganz rohe, thierähnliche Menschen an, die lange zuerst ohne Sprache waren; wo und wann aber hat es solche gegeben? Die Geschichte kennet keine Nationen von Thiermenschen; denn auch die rohesten Menschenfresser haben Sprache. Sie lernen sie gerade wie wir, durch Tradition und Erziehung: der Pescherey wie der Engländer, der klatschende Hottentot, wie der sanftredende Grieche. Der Autor hat es auch gefühlt, wie schwer es sey, jedem wilden Volk die Erfindung seiner Sprache zu überlassen, und meint daher, daß einige gebildete Völker sie erfunden haben. Aber welche? und wie theilten diese nun den ungebildeten, die Jahr=

tausende lang sprachlos gelebt hatten, die Sprache mit? und zwar also mit, daß diese dennoch ihr eignes unvollkommenes Idiom voll Ausrufungen und langer Wörter bekamen, als ob sie sich dasselbe von Grund aus selbst gebildet hätten? Hier hat das System unsers Verfassers eine Lücke, auf die ich nur zeige, ohne sie ausfüllen zu wollen; es wird dazu anderswo der Ort seyn.

Ferner, wenn Monboddo den Aegyptern das große Lob der Spracherfindung gibt, so stehet ihm, wie mich dünkt, nicht nur die Geschichte, sondern selbst der Bau der Erde entgegen, nach welchem die Aegypter wenigstens in diesem Lande nicht anders, als ein spätes Volk sind. Und doch fand ihre Kultur gerade in diesem Lande die veranlassenden Ursachen; in einem andern wären die grobgebaueten Aegypter nie das geworden, was sie geworden sind. Die Reiche des höhern Asiens waren wahrscheinlich viel früher gebildet, wie theils ihre alten Sprachen zeigen, theils die Origines aller abstammenden Völker es beweisen. Monboddo selbst setzt das Vaterland der Menschen in jene höheren glücklichern Gegenden, und er getrauet sich nur nicht, diese Höhen zu besteigen, weil er seinem Griechenlande gern nahe bleiben wollte.

Und so will ich mich auch auf einige seiner Hypothesen von Abstammung verschiedner alten Sprachen nicht einlassen; es sind Winke und Rufe zu weiterer Nachspähung in einem großen dunkeln Walde.

Genug! Wenn die Philosophie des Autors und noch mehr seine Art zu philosophiren Platz gewinnt; wenn das Studium der Menschengeschichte, die grie-

chische Philosophie und Sprache den Jünglingen lieb wird, und man zu diesen lebendigen Quellen der Jugend des menschlichen Geistes wiederkehret; wenn endlich auch die Mängel dieses Buchs durch weitere Untersuchungen in unserm sprachgelehrten, philosophischen Vaterlande ersetzt und verbessert werden: so wäre der Zweck dieser Uebersetzung sattsam erreicht.

Weimar, den 29sten März 1784.

Herder.

2.

Ueber die Fähigkeit zu sprechen und zu hören.

Mehrmals war es mir fremde, daß wir Deutsche die Wichtigkeit dessen, was Sprache einer Nation ist, so sehr zu verkennen scheinen. Sobald von Sprache die Rede ist, glaubt der große Haufe, daß man von ihr als ein Grammatiker spreche. Sie als das Organ unsrer Vernunft und gesellschaftlichen Thätigkeit, als das Werkzeug jeder Kultur und Unterweisung, als das Band der Geselligkeit und guten Sitten, als das ächte Mobil zu Beförderung der Humanität in jeder Menschenklasse zu betrachten, davon sind wir weit entfernet.

Und doch lernen wir nur durch Sprache vernünftig denken, nur durch Sprache unsre Vernunft und Empfindungen, unsere Gesinnungen und

Erfahrungen andern mittheilen. Sprache ist das Band der Seelen, das Werkzeug der Erziehung, das Medium unsrer besten Vergnügungen, ja aller gesellschaftlichen Unterhaltung. Sie verknüpft Eltern mit Kindern, Stände mit Ständen, den Lehrer mit seinen Schülern, Freunde, Bürger, Genossen, Menschen. In allen diesen Fugen und Gelenken sie auszubilden, sie richtig anzuwenden — diese Aufgabe schließt viel in sich.

Hagedorn *) sagt: „wer frei darf denken, denket wohl;" sollte man nicht mit gleichem Rechte sagen: „wer richtig, rein, angemessen, kraftvoll, herzlich sprechen kann und darf, der kann nicht anders, als wohl denken." Ist die Sprache eines Menschen, einer menschlichen Gesellschaft, schleppend, hart, verworren, kraftlos, unbestimmt, ungebildet: so ist's gewiß auch der Geist dieser Menschen; denn sie denken ja nur in und mit der Sprache.

Wenn also Erziehung unsern Geist bilden soll, so lerne der Zögling sprechend denken. Seinen Lippen werde das Schloß entnommen, das ihm die Seele verschließt; sonst wird es ein Behältniß verworrener, roher, modernder Gedanken.

Hast thou no friend, to set thy mind abroad:
Good sense will stagnate. Thoughts shut up, want air,
And spoil, like bales unopen'd to the sun.

---

*) Haller. Der Herausgeb.

Had thought been all, sweet speech had been deny'd;
Speech thought's canal, speech thought's criterion too.
Thought in the mine, may come forth gold or dross;
When coin'd in word, we know its real worth.
If sterling, store it for thy future use,
'Twill buy thee benefit; perhaps renown.
Thought, too, deliver'd, is the more possest;
Teaching, we learn; and, giving, we retain
The births of intellect; when dumb, forgot.
Speech ventilates our intellectual fire;
Speech burnishes our mental magazine;
Brightens for ornament; and whets for use.
What numbers, sheath'd in erudition, lie
Plung'd to the hilts in venerable tomes,
And rusted in; who might have borne an edge
And play'd a sprightly beam, if born to speech;
If born blest heirs of half their mother's tongue!
'Tis thought's exchange, which, like th' alternate push
Of waves conflicting, breaks the learned scum,
And defecates the student's standing pool —*)

Und

*) Hast du keinen Freund, um deinem Geiste einen Ausfluß zu verschaffen: der gesunde Verstand wird ein stillstehen-

Und diese Erziehung geht durch's ganze Leben. Ein Volk, das gut spricht, das über jeden Gegenstand bestimmt, vernünftig, klar, überzeugend, oder überredend zu sprechen sucht, erwirbt sich eben damit

---

stehender Sumpf werden. Versperrte Gedanken müssen Luft haben, oder sie verderben, gleich den Waarenballen, die der Sonne nicht geöffnet sind. Wären Gedanken alles gewesen, so wäre uns die süße Rede versagt worden; die Rede, der Gedanken Kanal! die Rede, auch der Gedanken Kennzeichen! Gedanken, die noch in der Grube liegen, können als Gold oder als Schlacken ans Licht kommen; sobald sie in Worten geprägt erscheinen, so kennen wir erst ihren eigentlichen Werth. Sind sie ächt, so verwahre sie zu deinem künftigen Gebrauche; sie werden dir Vortheil, vielleicht auch Ruhm erkaufen. Ja, je mehr wir unsere Gedanken mittheilen, desto mehr besitzen wir sie; lehrend lernen wir; und, indem wir sie der Welt geben, behalten wir die Geburten unsers Verstandes; sind sie stumm, so werden sie vergessen. Durch die Rede wird das Feuer der Seele angefacht; durch die Rede wird die Rüstkammer des Geistes geschliffen; zur Zierde, blank geschliffen; und, zum Gebrauche, gewetzt. O welch eine Menge liegt in der Gelehrsamkeit und in ehrwürdigen Bänden, wie in ihrer Scheide, tief bis ans Heft versenkt und eingerostet, welche mit lebhaften Strahlen hätten blitzen und eine durchdringende Schärfe gewinnen können, wenn sie zur Rede wären geboren worden, wenn sie nur die halbe Beredsamkeit ihrer Mütter geerbt hätten! Gleich dem wechselnden Stoße kämpfender Wellen, bricht der Tausch der Gedanken den gelehrten Schaum, und reinigt den trägen Sumpf des grübelnden Philosophen. Youngs Klagen, zweite Nacht, nach Eberts Uebersetzung. S. 50. 51. erster Ausgabe.

einen großen Reichthum, einen behenden Gebrauch seiner Gedanken.

Um aber sprechen zu lernen, muß man hören können und hören dürfen. Viele Menschen verstehen diese Kunst zu hören gar nicht; manchen Völkern wird sie über gewisse Gegenstände nicht vergönnet: ihre Seelen müssen also von diesen Seiten ungeschliffen und ungelenk bleiben. Daher sehen wir allenthalben, daß Männer, in denen ein großer Trieb war, die Wahrheit von allen Seiten kennen zu lernen, auch auf abgelegnen Seiten den Umgang der Menschen suchten, die frei zu sprechen wagten. Sie mischten sich, erkannt oder unerkannt, in mancherlei Gesellschaften, und hörten. So gewann Swift, ein ungemeiner Geist, in Fällen, wo er ihn anwenden wollte, seinen hellen, überzeugenden Vortrag, seine seltene Volkssprache. Jeder Liebhaber der Eigenthümlichkeit menschlicher Gedanken ging auf diesem Wege; ja jeder Mensch, der wirklich und vielseitig gebildet werden will, kennet keinen andern. Die Stände, denen der Zutritt zu freisprechenden Menschen versagt ist, die solche nicht anhören können und anhören mögen, bleiben eingeschränkt in ihrem Gedankenkreise, ungewürfelt in ihrer Vorstellungsart; sie werden argwöhnisch, versteckt, tyrannisch, feige. Nur durch Sprache wird ein Volk, nur durch gemeinschaftliche Sprache werden Menschen humanisiret.

Was mich auf diese Gedanken gebracht hat, ist das Manuscript einer Reise durch Deutschland, die ein Ausländer, ohne politische Partheisucht, bloß zu

dem Zwecke unternommen hatte, um zu erfahren, wie man in Deutschland sprach und hörte. Ich würde sie nach der Analogie des einst so beliebten Espion Turc den Sprach- und Hörforscher nennen; darf aber nichts Einzelnes daraus mittheilen. Der menschenfreundliche Reisende fand Gegenden, wo man besser sprach, weil man sprechen durfte, weil man ohne Groll zu hören wußte; andere, über welchen ein fürchterliches Mißtrauen, eine taubstumme Verschlossenheit der Gedanken ihre schwarzen Flügel schlug, und eine wortscheue, zaghafte, gleichsam stotternde Denkart herrschte. Von beiden zeichnet er die Folgen. Wie Gegenden, so unterschieden sich Stände; und auch hier waren die Folgen augenscheinlich. „Menschen," sagt er, „die sich einander nicht mittheilen dürfen, denen die Sprache selbst einen Zwang, ein Ceremoniel auflegt, daß die freie Wahrheit, sie, die nicht anders als unmittelbar von Seele zu Seele, von Herz zum Herzen sprechen will und kann, immer Umwege nehmen und unter niedrigen Schlagbäumen durchkriechen muß, Menschen, denen beruf- und standesmäßig ein Schloß am Munde hängt, oder gar die Zunge am Gaumen klebt — sie kennen keine andere, als eine sinesische Etiquett-Wahrheit. Die Folgen hievon sowohl für den, der nicht sprechen darf, als der nicht hören kann, zeigt mein philosophischer Reisender in Beispielen, und kömmt auf den einfachen Satz zurück: „Wer mit dem andern oder gar für ihn wirken soll, muß wohl auch mit ihm sprechen dürfen."

„Woher kommt's, sagt er, daß eine nachbarliche

Nation zu der Schnelligkeit von Gedanken, zu der Gewandtheit gelangt ist, die sie, obgleich jetzt in übler Anwendung, dennoch unbestritten auszeichnet? Unter andern auch, weil sie sich ihre Sprache leicht gemacht, und aus ihr, bereits in ihren schönsten Zeiten, manche Ungereimtheiten des Ceremoniels hinweggeschafft hat; unter andern auch, weil sie viel spricht, über allerlei Dinge spricht, und über jedes bestimmt, hell, anständig und rein zu sprechen sich befleißigt; unter andern auch, weil sich die Menschen in ihr leichter, geselliger mischten, einer vom andern Ideen anzunehmen nicht verschmähte, wodurch denn mehrere Gedanken in schnelleren, vielfachen Umlauf kamen, und kein Stand barbarisch bleiben mußte. Welche Nation, fährt er fort, hat so viel angenehme und unterrichtende Mémoires, als die, von der ich rede? Menschen in allen Ständen, und in wie frühen Zeiten haben sie geschrieben! Dagegen fragte ich nach deutschen Denkwürdigkeiten einzelner berühmter Männer; und außer einigen ehrlichen Reiternachrichten, außer den Tagebüchern armer Wallfahrter nach dem heiligen Lande wußte man mir aus ältern Zeiten beinahe nichts zu zeigen. Aus allem schloß ich, daß den Deutschen von jeher das Sprechen schwer gefallen seyn mußte."

So mein Autor. Wie also? wenn wir oft, viel, dazu öffentlich, im freien Umgange, wo auf Rede Gegenrede folgt und ein Wort des andern werth ist, und allenthalben mit Lust sprächen — würden wir nicht auch leichter schreiben lernen*)? Unsre Bü-

*) Ein großes Hinderniß ist die Departementaleinrich-

her, dünkt mich, würden Abdrücke des gesunden Verstandes, der im Leben herrscht, Vorträge im Ton guter Gesellschaft werden; da jetzt zuweilen die durchdachtesten, witzigsten, sinn- und mühevollsten deutschen Schriften sich weder lesen noch hören lassen. Sie ermüden; unser Athem reicht zu ihren Perioden, unser Ohr zu ihren Vorstellungen nicht hin; oder der Autor wagte gar zu schreiben, was er in einer anständigen Gesellschaft also zu sagen sich schwerlich getrauet hätte, und so macht er seinen Vorleser verstummen und erröthen. Vielleicht schrieben wir auch weniger, wenn wir mehr sprächen; andre wenigstens hülfen uns sodann denken und schreiben, indem wir von, mit und an ihnen im mündlichen Gespräch lernten. Kurz, es ist wahr, was abermals Young sagt:

In contemplation is thy proud resource?
'Tis poor as proud, by converse unsustain'd.
Rude thought runs wild in contemplation's field;
Converse, the menage, breaks it to the bit
Of due restraint; and emulation's spur
Gives graceful energy, by rivals aw'd.
'Tis converse qualifies for solitude;
As exercice for salutary rest.

---

tung, wodurch alles auf unermeßliche Schreiberei gekommen ist, wobei kein lebendiges Wort der Untersuchung gewechselt wird.

Der Herausgeber.

By that untutor'd, contemplation raves;
And nature's fool by wisdom's is undone. *)

Andrer Wohlthaten, die aus gesellschaftlicher Rede entspringen, nicht zu gedenken:

Joy is an import! Joy is an exchange;
Joy flies monopolists; it calls for two;
Rich fruit! Heav'n-planted! never pluckt by one.
Needfull auxiliars are our friends, to give
To social man true relish of himself.
Full on ourselves descending in a line
Pleasure's bright beam, is feeble in delight;
Delight intense is taken by rebound;
Reverberated pleasures fire the breast. **)

---

*) Sucht er seine stolze Zuflucht im stillen Tiefsinn? O dieser ist ja eben so arm, als stolz, wenn er durch den Umgang nicht unterhalten wird. Der rohe Gedanke rennt im Felde der Betrachtung wild umher; des Umgangs-Schule bändigt ihn erst, und gewöhnt ihn, das Gebiß des gehörigen Zwangs zu leiden; und der Sporn der Nacheiferung gibt ihm ein anständiges Feuer, welches durch Nebenbuhler in Scheu erhalten wird. Der Umgang macht uns zur Einsamkeit geschickt, so wie uns die Bewegung zur heilsamen Ruhe bereitet. Ohne des Umgangs Unterricht raset der Tiefsinn, wie ein Wahnwitziger, der sich Kaiser im Monde zu seyn dünkt, oder verhungert wie ein Bettler, und der Thor der Natur wird vom Thoren der Weisheit verdunkelt. S. 51. 52.

**) Die Freude ist ein eingeführtes Gut; die Freude ist

Wünschten Sie nicht auch, daß mein Autor seine Sprach- und Hörreise öffentlich machte?

---

ein Tausch, kein Monopolium: sie will von zweien gesucht seyn; eine reiche Frucht! vom Himmel gepflanzt! und nimmer von Einem gesammelt. Unsere Freunde sind unentbehrliche Gehülfen, um dem geselligen Menschen einen wahren Geschmack an ihm selbst beizubringen. Wenn der helle Strahl der Lust in einer Linie gerade auf uns herabfällt, so ist er schwach an Vergnügen; ein starkes Vergnügen wird durch den Wiederstrahl empfangen; zurückgeworfne Freuden entzünden die Brust. S. 52. 53.

Herder.

Digitized by Google

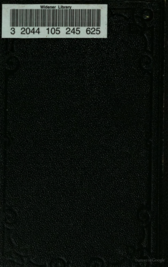
Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

NOV 6 '59 H


Widener Library
3 2044 105 245 625
Digitized by Google